

Adrien Turel
BILANZ EINES ERFOLGLOSEN
LEBENS
Autobiographie

Publiziert bei
Edition Nautilus / Moderne

Editorische Notiz:

Die vorliegende Ausgabe folgt dem von Adrien Turel selbst zusammengestellten und verlegten Text, Zürich 1956.

Weggelassen ist der „Anhang: Namen und Worte“, hinzugefügt dafür ein Register.

Offensichtliche orthographische Fehler, insbesondere der Eigennamen, wurden korrigiert.

Titelgestaltung: Rose Müller

Originalausgabe

Eine Gemeinschaftsausgabe der Verlage

Edition Moderne, Kreuzstr.41, CH-8022 Zürich

Edition Nautilus, Hassestr.22, D-2050 Hamburg 80

Alle Rechte für diese Ausgabe bei den Verlagen

und der Stiftung Adrien Turel, Zürich.

1.Auflage 1989. ISBN 3-89401-155-6

Printed in Germany

Die Macht ist böse
Die Ohnmacht ist noch böser
Hinter der Menschenliebe muss die
Übermacht und Produktionsgewalt
des Ultra-Technoikum stehen.

1

Warum ich kein Dichter im Sinne Rainer Maria Rilkes und Hugo von Hofmannsthal habe werden können

*Und Lieder sühnen nichts
(Aus einem verschollenen Gedicht 1908)*

Als mein Roman „Dein Werk soll deine Heimat sein“ beim literarischen Wettbewerb der Büchergilde Gutenberg 1941 zwar nicht preisgekrönt, aber zum Druck angenommen worden war, wurden wir zu einem kleinen Abendbrot eingeladen, wobei ich einige Worte über die Doppelbodigkeit der Sprache sagte: Die Annahme meines Manuskripts ehre mich sogar, weil mir ein ganz bestimmtes Element der dichterischen Sprache abgehen müsse. Alle Dichter und Schriftsteller wurzelten in der eigentlichen Muttersprache, das heisst im Mundartlichen. Als ganz kleine Kinder hatten sie bei ihrer Mutter oder Amme, auf der Dorfstrasse oder auf der Gasse ihrer Heimatstadt das Reden gelernt (und zwar, wie der Papagei, vor allem viel Schimpfworte und mehr oder minder lästerliche Redensarten). Erst später kommt dann als Vatersprache die eigentliche Hochsprache hinzu. Dies ergibt eine Tiefenresonanz der Sprachkultur, eine Doppelbodigkeit, wie bei einer Geige zwischen den Saiten und dem resonierenden Boden. Ich fügte hinzu, man dürfe nicht vergessen, dass Nietzsche den Zarathustra mit deutlich sächsischem Akzent deklamiert habe. Bei seinem Freund-Feind Richard Wagner dürfte das Sächseln den Monolog des Königs Marke schier unerträglich gemacht haben. Schillers Fiesco wäre beinahe beim Theater abgelehnt worden, weil Schiller selbst vorlas und seine Schwäbelei mit seinem Pathos in unerträglichem Konflikt geriet. Bei mir musste diese Doppelbodigkeit und Tiefenresonanz fehlen, weil die deutsche Hochsprache, die ich handhabe, gleichsam Muttersprache ist. Wo sonst darunter

die Mundart eine Grundlage bietet, ist bei mir eine Schicht französischer Vatersprache anzutreffen, und ganz zu unterst spielt sogar eine dritte, russische Sprachschicht eine untergründige Rolle.

Zwar, als mein Vater nach Liquidierung seiner Petersburger Positionen im Mai 1891 nach Lausanne und Chailly heimkehrte, war ich noch nicht ganz ein Jahr alt, da ich am 5. Juni 1890 geboren war. Aber ich soll schon phänomenal viel russisch gesprochen haben und zwar eben aus dem Grunde, welcher die russischen Professoren veranlasst hatte, zu prophezeien, ich würde idiotisch werden und überhaupt niemals richtig sprechen lernen.

Um 1860 war mein im Jahr 1828 geborener Vater nach Russland ausgewandert, zunächst nach Warschau, wo er am Mädchengymnasium als Schülerin eine gewisse Franziska-Theophile Schmidt hatte, die viel später seine dritte Frau und unsere Mutter geworden ist. Um 1870 muss mein Vater in Moskau gearbeitet haben, denn wir besitzen ein Dokument, laut welchem er 1870 seiner russischen Staatszugehörigkeit wieder entsagt, vermutlich aus Hass gegen den Zarismus. Denn mein Vater und meine Mutter liebten zwar die russische Volkssubstanz, als wären sie selbst Russen gewesen, aber vom damaligen Russland als Staat und Bestechungsorganisation, wenn ich so sagen darf, sagte Papa nur: „C'est une pourriture que la Russie! C'est dommage, mais c'est une pourriture.“

Seit etwa 1880 hatte mein Vater in St. Petersburg der Reformierten Gemeinde angehört, er hatte an der St. Petri-Schule als Professor für französische Literatur geamtet und nebenbei eine gutgehende Knabenspension eingerichtet. Unsere Wohnung lag am Newski Prospekt, im Scheremetjeff'schen Palais. Nach dem Tode seiner zweiten Frau hatte er 1887 seine um siebenundzwanzig Jahre jüngere Schülerin Franziska Schmidt geheiratet, und am 5. Juni 1890 kam ich nach einer sehr schweren und nicht nur für meine Mutter, sondern gewiss auch für mich qualvoll langen Geburt um zwei Uhr nachmittags zur Welt.

Schon drei Monate vor meiner Geburt hatte ich eine schwe-

re Krise überstehen müssen. Meine Mutter war von einer der Influenzepidemien ergriffen worden, die in der Pfahlstadt an der Newa immer wieder grassierten, ähnlich wie – infolge des schlechten Wassers – die Cholera. Im März 1890 war zwar meine Mutter an dieser Grippe nicht gestorben, und auch ich hatte sie überlebt, aber da die Entwicklung beim Embryo viel schneller abläuft als beim geborenen Menschen, hatte diese Influenza für mich sehr viel mehr bedeutet als für meine Mutter. Tief beleidigt hatte ich meine Herztätigkeit eingestellt. Meine Mutter hatte mich schon aufgegeben, und ihr Gram darüber stellte eine neue Schädigung für mich dar. Nachdem ich meine Herztätigkeit wieder aufgenommen hatte, begann meine Mutter, wie sie mir später erzählt hat, vorgeburtliche Erziehungsversuche mit mir zu machen. Sie liess sich die Sterne durchs Fernrohr zeigen und beschäftigte sich systematisch mit Astronomie, weil sie überzeugt war, dass solche erhabenen Vorstellungen bei schwangeren Frauen den Charakter des ungeborenen Kindes veredeln. (Freilich darf man sich dann nicht wundern, wenn ein Hans Guckindieluft zustandekommt.)

Wie sich später bei meinen Geschwistern herausgestellt hat, war meine Mutter eine gute Amme, doch nach meiner Geburt bekam sie eine Brustentzündung. Bereits im Juli mussten wir eine Njanja ins Haus nehmen, von der wir noch heute eine Photographie haben, wie sie mich auf dem Arm trägt. Dann aber, im September oder Oktober, kam die allerschwerste Prüfung über mein aufkeimendes Dasein. Denn die Petersburger erlebten nicht nur die normale Welle von Influenza und Cholera, es kam noch eine Epidemie von Kinderlähmung dazu, von der ich schwer mit-ergriffen wurde. Sehr viel später, als ich sowohl eine ungewöhnliche Begabung zeigte, als auch eine fast vollständige Immunität gegen epidemische Krankheiten wie die Grippe, habe ich mir überlegt, ob man nicht versuchen sollte, Kinder mit schwachen Dosen von Kinderlähmung zu impfen, um das Cerebrum zu trainieren und neue Formen der Begabung zu entwickeln. Der Umstand, dass so viele

charakteristische und wirksame Gestalten wie Mohammed, Caesar, Dostojewskij, Flaubert, Napoleon an fallsuchtartigen Anfällen litten, brachte mich auf den Gedanken, jene Männer möchten in schwachem Masse an Kinderlähmung erkrankt gewesen sein. In neuerer Zeit hat mich die offensichtliche Vertiefung der Begabung bei Roosevelt nach seinem Anfall von Kinderlähmung auf diese älteren Gedankengänge zurückgeführt.

Damals freilich, in jenem Petersburger Herbst und Winter des Jahres 1890 hätten solche Ideen weder meinen Eltern noch auch den Ärzten naheliegen können, denn die Lähmung ergriff meine ganze rechte Seite, ich verfiel abwechselnd in Krämpfe und todesähnliche Starrezustände, und da der Herr Staatsrat André-Jérémie Turel wohlhabend und angesehen war, begannen die vornehmen Petersburger Kinderärzte in ihren Tarantas vorzufahren. Vor unserer Tür zog der Kutscher die Zügel an, der Herr Professor stieg aus dem Wagen und bemühte sich auf den pompösen Treppen, die für einen Asthmatiker doch einen Lift nicht ersetzen konnten, in unsere Wohnung. Ich wurde nackt ausgezogen, wie ja auch das Christkind auf den Madonnenbildern nackt ausgestellt ist. Der Herr Professor untersuchte mich; seinem Wissen entsprechend stellte er eine entzündliche Veränderung an der grauen Hirnrinde hinter der linken Schläfe fest und zwar, gemäss der Theorie Bichats, durch Rückschluss aus den Erscheinungen im rechten Arm und im rechten Bein. Nachdem er dann durch diese Diagnose seinem wissenschaftlichen Verantwortungsgefühl Genüge getan hatte, strich er sich den Backenbart und verkündete voller Fassung: „Dieser Knabe wird in den nächsten vierzehn Tagen sterben. Bitte fünfzig Rubel.“

Ich weiss nicht, wie oft mein Vater diese fünfzig Rubel bezahlt hat, um zu hören, dass ich unwiderruflich eingehen müsse. Nach einigen Wochen stellte sich heraus, dass ich selbst anderer Meinung war als meine Ärzte, denn ich lebte einfach weiter. Angesichts dieser Tatsache blieb den Ärzten nichts anderes übrig, als ihre Diagnose aufrecht zu

halten, aber ihre Prognose zu wechseln. Sie prophezeiten etwas bescheidener: ich würde mich zwar erholen, aber nur dürftig. Unentrinnbar würde ich zum Idioten werden und niemals wirklich artikuliert sprechen können.

Schon damals scheine ich es durch mein einfaches Überleben zu einer Art von Berühmtheit gebracht zu haben, denn ich wurde zwar nicht als Clown oder Meisterschaftsringkämpfer in den grossen Petersburger Zirkus engagiert, aber im grossen Hörsaal der Petersburger Medizinischen Fakultät den Medizinstudenten als Sonderfall vorgeführt.

Papa und Mama durften dabei sein und sich mitanhören, wie der Herr Professor im Amphitheater dozierte, warum ich nun zum Kretin werden müsse und aus welchen Gründen ich unmöglich jemals einen vernünftigen Gedanken würde fassen können.

Dies geschah etwa im Februar 1891, als ich etwas über sieben Monate alt war, notabene zu einer Zeit, als meine Njanja schon voller Staunen Papa und Mama darauf aufmerksam machte, ich finge an, einzelne Worte zu artikulieren. Es ist also nicht weiter verwunderlich, wenn mein Vater, der überhaupt jähzornig war, bei jener Zirkusvorführung die Geduld verlor. Er nahm mich kurzerhand vom Seziertisch fort, auf dem ich zur Schau lag, wickelte mich in meine Windeln, grüsste die Professoren, ging hinaus und schlug die Tür des Hörsaals dröhnend hinter sich zu.

Auch ich selbst bin offensichtlich schon damals über die grossspurigen Fehlprognosen und die kostspielige Unfehlbarkeit der Petersburger Kinderärzte auf eine säuglinghafte Weise empört gewesen, denn ich habe, wie historisch feststeht, schon aus Widerspruchsgeist angefangen, wahrhaft Puschkin'sches Russisch zu sprechen. Nach wenigen Monaten war ich bereits ein erstaunlich beredter Säugling. Und wie später Freunde mir nicht ohne Bosheit versichert haben, habe ich seither mit Reden nie mehr aufgehört.

Meine Genesung aus der Krise der Kinderlähmung hat sich also im Februar und März 1891 vollzogen. Ich entwickelte mich zu einem ausserordentlich frühreifen und intelligen-

ten Kind (was man wohl auch meiner Photographie mit der Njanja ansieht). Ich war sehr lebhaft. Daher fiel es meiner Mutter auf, dass ich immer am Abend, wenn ich zum letztenmal die Brust bekommen hatte, mäuschenstill wurde und fest einschlief. Einmal schickte sie die Njanja zu ihrem bärenstarken Iwan. Dann öffnete sie ihren Schrank und fand darin eine ganze Batterie von Wodkaflaschen. Die Njanja, die mich zärtlich liebte, trank ganz einfach gegen vier Uhr eine Viertelflasche Wodka aus, in der Zuversicht, dass ich dann gegen sechs Uhr in ihrer Milch die entsprechende Vergessenheit wiederfinden würde. Mama nahm meiner Amme die Wodkaflaschen weg und verbot ihr streng, derartige Schlafmittel bei mir anzuwenden, aber sie nahm keine andere Amme für mich, denn das Mädchen war ein ganz prächtiger Mensch, und möglicherweise war Mama sogar heilfroh, dass sie mich nicht mit einem Dekokt von Mohnsamen zum Schlafen brachte, was bei den russischen Bäuerinnen eine weitverbreitete Unsitte gewesen sein soll.

Ein Freund von mir hat die Vermutung ausgesprochen, in Wahrheit sei ich es gewesen, der meine Amme veranlasst hätte, Wodka zu trinken. Damit billigte er mir aber eine Frühreife zu, die mir in diesem Ausmass doch nicht zu eigen gewesen ist.

Immer hat unsere Familie mit den Ärzten in Kampf gestanden. Während ich an meiner Kinderlähmung laborierte, erkrankte mein Vater an Gallensteinen. Die Petersburger Autoritäten diagnostizierten seltsamerweise eine „Hypochondrie“. Mein Vater wurde schwermütig, griesgrämig und vom typischen Schweizer Heimweh erfasst. Anstatt ganz einfach nach Wien zu fahren, sich dort die richtige Diagnose zu holen und dann nach Karlsbad zu gehen, liquidierte er alle Positionen in Petersburg und kehrte mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel, das heisst mit Mama und mir ins Waadtland zurück. Das war im Mai 1891.

Hier tritt die grosse Gleichung in Kraft: Heimkehrer = Revenant. Vor lauter Freude, den alten Waadtländer André-Jérémie Turel in der Heimat wiederzusehen, drehte man

meinem Vater am See ein Haus an, das derart vom Pilz ver-seucht war, dass er es mit schwerem Verlust wieder abgab, um oben in Chailly die „Aubépines“ zu kaufen, dieses Anwesen, das sich dann in den nächsten Jahrem zum Château des Revenants entwickelt hat. Später ist das Haus abge-rissen worden, unsere schöne Wellingtonia aber steht sogar unter Naturschutz. Dieser Baum ist für meine Sprach-entwicklung ähnlich bedeutsam wie die Vorgänge, die ich soeben beschrieben habe, denn aus meiner Beziehung zu ihm deutet sich dichterische Begabung an, während ich sonst bis zu unserer Übersiedlung nach Berlin im Jahre 1900 nur für Abenteuerromane, Astronomie und tech-nische Experimente interessiert zu sein schien. Das ging so weit, dass ich mich weigerte, Gedichte zu lesen, und zwar mit der erstaunlichen Begründung, es stünde zu wenig auf der Seite. Es gefiel mir ganz besonders, wenn der Text die ganze Seite gerüttelt voll ausfüllte, ganz wie in meinem Anker-Steinbalkkasten die Steine den Rahmen. Französisch war meine Vatersprache, und zu dieser Sprache hatte ich nur eine intellektuell-wissenschaftliche Beziehung. Eine Ausnahme machten meine Phantasien, wenn ich in das dichte Geäst der Wellingtonia emporkletterte. Dort hockte ich oft stundenlang und sah weit hinaus über den See. Das Rauschen des Windes gab mir den Eindruck, ich sei der Kapitän eines Seeräuberschiffes. Allerdings war mir der See zu klein. Infolgedessen liess ich kurzerhand durch ein ungeheures Erdbeben die Savoyer Alpen mitsamt der Dent d'Oche einstürzen und ins Meer versinken. Dadurch öffnete sich der Genfer See zum Weltmeer, auf dem ein rechtschaffener Seeräuber wirklich manövrieren konnte. Unsere Greisenburg verwandelte sich dann in das Mykenae meiner Seestrategie, und schließlich erlag ich mit meiner Mannschaft dem Angriff gewaltiger Feindflotten, die uns von allen Seiten einkreisten und überwältigten. War es schon die Vorwegnahme der Schlussteile der Nibelungen-sage? Aus diesen Phantasien ist unmittelbar das folgende Gedicht erwachsen, das ich 1948 verfasst habe, nachdem ich den Lac Léman, unseren Garten und vor allem die

heissgeliebte Wellingtonia wiedergesehen hatte. Obgleich ich dieses Gedicht als alter Mann gedichtet habe, wurzelt es unmittelbar in meinem sechsten oder siebenten Jahr.

Die Tanne beim Hause der Witwe

Wir Seeleute nahmen die Wälder mit.
Wir liessen die Frauen am kahlen Strand.
Die Tannen, das Korn, die Dryaseichen,
Wir mähten sie ab.
Wir nahmen sie mit in den Blumentopf,
Tief unten als Ballast beim Kiel,
Tief unten als Ballast im Sternenkahn,
in den Sturm und ins grosse Versaufen.
Was sind dann die Witwen noch wert, dort am
Strand?

Sind ihnen die Bäume entführt
In die Weite der See.

Einst war ich ein Kind.
Die Tanne am Hause, sie war mein Mast.
Wie Specht am Stamm, so klomm ich am Baum,
In der Rahen Geäst,
Und es wogte die Tanne wie Maste dahin,
Es fegte der Sturm mir
Die Berge bei Seite.
Hoch glitt ich in offene Meere.

Hoch sass ich im Baum,
Wie das Kind an der Amme,
Hoch im knarrenden Baume
Vorn Fegen der Stürme verankert.

Nun bin ich ein Mann, und ich hab dich entwurzelt,
Du mächtige Tanne vom Hause der Witwe.
Wie mir diese Maste im Kiel meines Schiffes,
So wurzeln Geranien im Topfe des Töpfers.
Ich klimme am Stengel,

Ich setze die Äste,
Die Schwingen der Tanne,
Den Winden gemäss und der Fahrt.

Wir Seeleute nahmen die Wälder auf See.
Wir lassen die Mädchen wie Witwen am Strand.
Was sind dann die Weiber am sandigen Ufer?
Das ist unser Pfand.
Eurer Treue am Strande.
Denn kentert dies Holz
Mit uns in die Tiefe,
Und bringen wir heil nicht
Die Masten nach Hause,
Wer sucht noch die Witwen in steinerner Öde?

Dieses Erlebnis um die Wellingtonia bildete, wie gesagt, eine Ausnahme in meiner geistigen Entwicklung. Sonst war Papa ganz berechtigt, zu erwarten, ich würde mich zum Physiker oder zum Astronomen entwickeln. Dass ich mich standhaft weigerte, das Einmaleins zu lernen, schien einfach meinem Sträuben gegen das Lesenlernen zu entsprechen. Auch alles, was sonst von mir an Sprachprägungen überliefert ist, ist nicht gerade dichterisch. Einmal stürmte ich in die Waschküche hinein, wo meine Mutter und die Dienstmädchen im Brodem werkten und rief: „Donnez-moi un mouchoir de poche! Le mien est blanc-foncé“. Ein anderes Mal machte ich meinem Taufpaten, dem Herrn von Avenarius, und seinen schönen Töchtern die Honneurs, und wie ich sie in die Scheune führte, die ich ganz besonders liebte, sagte ich: „Prenez garde aux hirondelles! Elles crachent par derrière.“ Das Gelächter soll homerisch gewesen sein.

Nach wie vor durfte ich nicht zur Schule gehen. Papa erzog oder verzog mich auf seine besondere Weise. Ich bekam meine eigene Zeitung, erst „Mon Journal“ und dann „Le Journal de la jeunesse“. Papa erzog mich zu einem kleinen calvinistischen Bonapartisten. Er sagte: „Si les français étaient devenus protestants, c'eut été le premier

peuple du monde“. Schon recht! Aber Frankreich war eben nicht protestantisch geworden.

Zur Zeit, als man vom Pont de Chailly nach La Rosiaz und Belmont die Grand'route ausbaute (ich weiss nicht genau, in welchem Jahr), nahm man uns den ganzen unteren Teil unseres Gartens fort, und da mein Vater nicht zu den richtigen Klüngeln der Stadtverwaltung gehörte, lief die Sache auf eine halbe Expropriation hinaus. Daher mein Interesse für den alten Spruch: „En son castel Seigneur est Roy“.

Papa verbitterte vollständig. Es wurde unerträglich, sich von ihm erziehen lassen zu müssen. Ausserdem brach sein Vermögen zusammen, und Anfang 1900, also im letzten Jahr des alten Jahrhunderts, musste er kapitulieren. Mama, Frau Staatsrat Franziska Turel, assoziierte sich mit ihrer Mutter, Frau Professor Mathilde Schmidt, die in Berlin SO, in der Kottbuserstrasse 13 (später 19) eine seltsame Praxis eröffnet hatte. „Les Aubépines“ wurden vermietet, wobei unser grosser Neufundländer Dragon auch dablief. Es wurden ungeheure Kisten mit alledem vollgepackt, was zur Einrichtung unserer Berliner Wohnung nötig war, und, wenn ich nicht irre, am 5. Mai 1900 bestiegen wir drei Kinder, ich als der Älteste, mein Bruder Serge und meine Schwester Lili, fiebernd vor Begeisterung, den Eisenbahnzug in der Gare de Lausanne, um mit Papa und Mama gleichsam nach Amerika zu fahren.

Es war ganz prachtvoll! Besonders deshalb, weil wir so gut wie nie Eisenbahn gefahren waren. Gegen Abend kamen wir nach Basel. Dort wurde auf den Badischen Bahnhof hinübergewechselt, was schon an sich ein grossartiges Abenteuer war, denn da wir als Auswanderer kamen, gab es mit dem Zoll unendliche Scherereien. Papa wurde ungeduldig und erklärte unserer Mutter sofort, das liesse er sich nicht gefallen, er habe immer gesagt, die Deutschen seien unmögliche Menschen. Er wollte nicht nur nach Lausanne, sondern gleich nach St. Petersburg zurück. Dass Russland eine „pourriture“ war, hatte er total vergessen. Wo wir nicht weilen, dort ist das Glück.

Schliesslich kehrten wir doch nicht nach Lausanne und Petersburg zurück, sondern wurden in die dritte Klasse eines deutschen Zuges verfrachtet, und es ging bei Nacht, wenn ich nicht irre, nach Strassburg und dann nach Frankfurt am Main. Wir Kinder sollten schlafen. Daran war gar nicht zu denken. In unvorstellbarer Begeisterung sassen wir da, im Rhythmus des Eisenbahnzuges schaukelnd und bestrebt, aus dem Fenster zu schauen.

Damals gingen die Abteile noch von der Seite auf. Plötzlich, in dunkler Nacht und in brausender Fahrt, wurde die Seitentür aufgerissen und der Kontrolleur stand auf dem Trittbrett ausserhalb des Wagens. Hier habe ich gleichsam zum erstenmal deutsch gehört. Papa konnte sehr gut deutsch, aber genau wie englisch: er beherrschte Shakespeare wie ein Cambridger Literaturprofessor, aber mit seinem französischen Mund sprach er es so aus, dass kein Mensch ein Wort verstehen konnte. Zur deutschen Sprache stand er ähnlich. Infolgedessen brachte er dieses verhasste Idiom kaum über die Lippen. So begann unsere Mutter mit dem Schaffner zu verhandeln, der, auf dem Trittbrett stehend, seine Dienstmütze im Fahrtsturm mit der einen Hand festhalten musste. Dann wurde die Coupétür wieder zugeknallt, und der Zug ratterte weiter nach Amerika.

Einmal fuhren wir über den Rhein. Das wurde uns Kindern gezeigt, aber der Rhein kam mir gar nicht besonders breit vor, weil ich ihn mit dem Lac Léman verglich. Später fuhren wir in den damals berühmten, dreikuppeligen Frankfurter Hauptbahnhof ein. Die Rückschaltung des Zuges in diesem Kopfbahnhof interessierte uns Kinder selbstverständlich ungemein. Wir hatten das Gefühl, zunächst nach Lausanne zurückzufahren. Papa erklärte uns die Sache, und wir waren begeistert, wenigstens Serge und ich.

Am folgenden Nachmittag landeten wir dann in Berlin, etwa am sechsten oder siebenten Mai 1900, ich weiss nicht mehr, ob auf dem Anhalter oder dem Potsdamer Bahnhof.

Wir stiegen umständlich aus wie Auswanderer im New Yorker Hafen, mit Sack und Pack beladen wie galizische Ostjuden, obgleich natürlich die eigentliche Wucht, Trumeau, Klavier, die ganze Schwerartillerie, erst per Fracht nachkommen sollte. Aber es sollte mich nicht wundern, wenn der Herr Staatsrat André-Jérémie Turel schon einige Köfferchen alte Nägel und Ketten, so das Aller-nötigste, als Passagiergut mitgenommen hatte.

Dann traten wir aus dem Anhalter oder Potsdamer Bahnhof auf den Vorplatz, wo die von Spitzweg erfundenen Schutzleute herumstanden und wo es vom Droschkenstand her nach Pferdeäpfeln roch. Unser Dienstmann ging zu einem Schutzmann hinüber, der, ähnlich wie ein Moabiter Gefängniswärter, in der Hand einen Ring voll Droschkenmarken hielt. Streng wie Zeus bei der Verteilung der Welt, gab uns der Schutzmann eine Marke, die betreffende Droschke wurde herangewinkt, und Lili, Serge und ich setzten uns in ihren Hintergrund, den Eltern gegenüber. Die kleinen Bauernschuhe, mit denen wir ein unerträgliches Getrampel veranstalten sollten, hingen in der Luft, und auf dem Kopf hatten wir unsere runden Strohhüte mit grossem Rand und Gummiband unterm Kinn; also ausgerüstet fuhren wir aus zur Eroberung der Weltstadt Berlin.

Vermutlich ging die Fahrt durch die Königgrätzerstrasse, durch das unvorstellbar interessante Gewühl, bis zum Halleschen Tor, wo ganz neue, hervorragende Dinge im Werden waren. Denn damals wurde gerade die Oststrecke der Berliner Hochbahn vom Gleisdreieck über Möckernbrücke, Hallesches Tor, Prinzenstrasse, Kottbuserstrasse, Oranienstrasse, zum Strahlauer Tor gebaut. Der mittlere Reitweg in der ziemlich breiten Köpenickerstrasse war zerwühlt und aufgerissen, und riesenhoch für uns Kinder ragte überall, feuerrot angestrichen, das Gerüst der entstehenden Hochbahn in die Luft. Dort fuhren wir nun in unserer Droschke bei leuchtendem Sonnenschein mit unseren Sonnenblumenhüten entlang. Wahrscheinlich ist eine imperiale Weltstadt niemals

vergnügter von kleinen Provinzkindern erobert worden. Nach vielen Rumlern, Halten, furchtbarem Geschrei ineinander verwickelter Droschkengäule (denn damals gab es noch keinen Polizeipräsidenten v. Jagow, der unter der Parole: „Die Strasse gehört dem Verkehr“ den Droschkenbetrieb in Berlin, aber auch den Zug der Volksdemonstrationen, nach amerikanischem Muster zu schleusen begann) gelangten wir bis zum Kottbuser Tor, wo der Hochbahnhof gerade aufgebaut wurde. Dann bogen wir nach rechts ein, in eine kurze, breite Strasse, die Kottbuserstrasse zwischen Kottbuser Tor und Kottbuser Brücke, wo sich in den folgenden Jahren auf dem Gebiete der Soziologie und Geschichtsphilosophie nicht unwesentliche Dinge abspielen sollten.

Damals war die Kottbuserstrasse in voller Metarmorphose begriffen. Man war drauf und dran, die Vorgärten niederzulegen und die alten, isolierten und unrentablen Häuser durch eine vollrentable Militärfront von Mietkasernen zu ersetzen. Aber dieser Prozess war erst im Keimen. Rechts stand noch eine altersgraue kleine Villa im Schinkel-Stil mitten in einem Garten, zur Linken aber zeigte uns Mama schon unsere künftige Heimat: hinter einem grossen, kahlen, steinernen Vorplatz, hinter einem übertrieben breiten Trottoir, das Haus Kottbuserstrasse 13, später Nr. 19.

Dieses Haus gehörte einem Herrn Pietsch, dem es gelungen war, es dem ersten bankerotten Erbauer abzuluchsen. Davon wussten wir aber noch nichts. Das einzige, was wir sahen, war auf dem rechten Balkon im ersten Stock eine strenge alte Dame im schwarzen Seidenkleid mit einer weissen Spitzenrüsche auf dem Scheitel, im Stil der Königin Victoria, aber ausserordentlich viel stattlicher. Diese alte Dame, die einigermassen wie ein Geier aussah, blickte voller Wohlwollen der Brut ihrer Enkel entgegen.

Papa und Mama entstiegen der Droschke, dann trampelten wir drei Kinder heraus und standen nun, bouche bée, wie man französisch sagt, auf dem grossen kahlen Vorplatz einer „klassischen“ Berliner Häuserfront gegenüber.

Da das Haus Kottbuserstrasse 13 dazu bestimmt ist, in die Geschichte einzugehen, sei es kurz beschrieben, so wie man auch in Kriminalromanen das Gespensterhaus beschreibt, in welchem der Mord geschehen wird. Rechts unten befand sich der Möbelladen des Herrn Pietsch. Später zog dann mein Freund, der herkulische Kaschemmenwirt Wagner, in diese Räume ein. Links war der Laden völlig ausgeräumt, warum und zu welchem Ende, werden wir noch sehen. In der Mitte öffnete sich der stattliche Eingang, dessen dreiteilige Eichentür bereits einigen Barockprunk aufwies, allerdings durchsetzt mit anderen Stilformen, die ich für altägyptisch erklären möchte. Dementsprechend waren die oberen Teile dieses Mietshauses ausgeschmückt. An den Karyatiden, Voluten, Kapitälern und so weiter sah man, dass Puget und Goujon nicht umsonst gearbeitet hatten, alles aus Gips und schon etwas verräuchert, aber doch schön und prachtvoll. Es öffnete sich das Eichentor, und heraus trat in ihrer schwarzen Seidenrobe, begleitet von ihren dienenden Frauen, die Königin Victoria persönlich. Feierlich begrüßte die vierundsechzigjährige Frau Professor Mathilde Schmidt ihren zweiundsiebzigjährigen Schwiegersohn, den Herrn Staatsrat André-Jérémie Turel, und darauf trampelten wir den herrlich ausgemalten Flur des Hauses mit den Stukkaturen und dem stummen Portier, die läuferbelegten Treppen empor, wo mich das prachtvolle Treppengeländer sofort an die Schachfiguren von Papa erinnerte.

Aber schon hier bemerkte Grossmama zu Papa und Mama: hier in Berlin dürften wir Kinder nicht so lärmig mit den Schuhen auftreten.

Oben im ersten Stock nahm die Firma „Frau Professor Mathilde Schmidts Teehandlung en gros“ die eine Vorderwohnung ein. Die andere Vorderwohnung würde für uns erst per ersten Juli frei. Bis dahin musste Papa mit uns Kindern in den leerstehenden Parterreladen ziehen. Die Schaufenster wurden mit grossen grünen Tüchern dicht verhängt. Das war nicht überflüssig, denn schon bei unserem Einzug hatten sich die Strassenkinder versammelt,

und nun begannen sie sich mächtig für uns zu interessieren. Bald erfuhr ich, warum Papa mich schon in Chailly vor den Jungens gewarnt hatte, denn sobald sie erkannten, dass wir kleine Landpomeranzen waren und Papa ein völlig hilfloser und leicht zu reizender alter Herr, begannen sie eine Art Feldzug gegen uns zu unternehmen. Im selben Masse, wie Papa hier in der Kottbuserstrasse zum „Utschitel“ (Hauslehrer in vornehmen russischen Familien) seiner eigenen Kinder herabzusinken drohte, begannen sie ihn zu reizen. Es wurden sogar Steine gegen unsere verhangenen Schaufenster geworfen, nicht viel anders als in Wilhelm Buschs „Max und Moritz“, um den Schneidermeister Böck herauszulocken.

Alle diese Dinge machten auf mich einen gewaltigen Eindruck. Bedeutete doch diese Übersiedlung von Chailly nach Berlin eine Auswanderung im allertiefsten Sinne. Es war der Wechsel vom Patriarchat zum Matriarchat, vom Dorf zur Weltstadt, von der französischen Vatersprache zur deutschen Muttersprache, alles zugleich. Daraus ergab sich ganz natürlich eine Reihe von hochinteressanten Konflikten. Von jetzt ab verdiente unsere Mutter unser Leben, als rechte Hand unserer Grossmutter im Geschäft, welches damals noch glänzend ging und sogar erst recht aufblühte. Papa, der zur deutschen Sprache und zur deutschen Literatur ungefähr so stand wie Friedrich der Grosse, verschanzte sich in seine französische Kulturposition. Ungeachtet dessen, dass wir Kinder uns nun unentrinnbar in den Berliner Kulturkreis einleben mussten, verbot er uns, untereinander deutsch zu sprechen. Er liess fortlaufend französische Bücher für mich aus Lausanne und Paris kommen, „Ivanhoe“ und „Quentin Durward“ von Walter Scott, selbstverständlich in französischer Übersetzung. Dann Jules Verne, den ich zärtlich geliebt habe, während ich von Karl May niemals habe etwas wissen wollen. Papa vertrat bei mir das Französische und zu gleicher Zeit die physikalische-technische Literatur. Deutsch verstand ich zunächst überhaupt nicht, ich wusste nicht einmal, was die Gassenjungen uns nachriefen.

Dieser groteske Zustand, als wären wir in Berlin nur auf der Durchreise gewesen, wie Engländer auf dem Gurnigel, konnte nicht lange andauern. Zwar versuchte Papa, mich wie in Chailly der Schule fernzuhalten, aber hier in Berlin zog das nicht. Es kam jemand von der Schulbehörde und besichtigte mich. Alle Bemühungen Papas, mich als kleinen Halbidioten darzustellen, fruchteten gar nichts. Schliesslich versuchte er es mit der Betonung des Umstandes, ich verstehe kein Deutsch, aber unerschütterlich erklärte der Beamte, so dumm sähe ich nicht aus, ich würde es schon lernen. So musste ein deutscher Student engagiert werden, der mir Deutschstunden gab, und nun machte ich solche Fortschritte, dass alle bass erstaunt waren. Es half nichts. Schon zu Michaelis des gleichen Jahres 1900 musste ich zur Schule. Schrullenhaft, wie mein Vater war, beschloss er nun, mich und Serge in die Gemeindeschule zu stecken. Eines Tages mussten wir uns richtig die Hände waschen. Wir setzten die runden Strohhüte auf mit dem Gummiband unterm Kinn, und dann ging es zur nächsten Gemeindeschule.

Dort gab es einen mittleren Eingang, ganz ähnlich wie bei uns in der Kottbuserstrasse, nur ohne jede Pracht, dunkel wie in all diesen Ziegelsteingebäuden. Gleich in diesem Gang bekamen wir einen Vorgeschmack der kommenden Dinge. Zwei kleine Jungen standen sich gegenüber und spuckten einander tapfer ins Gesicht. Der Herr Staatsrat André-Jérémie Turel stutzte, dann gingen wir aber doch weiter ins Zimmer des Direktors.

Es war ein grosser, hagerer, grauer Mann. Papa begrüßte ihn, wir aber behielten unsere Strohhüte ahnungslos auf dem Kopf, denn wenn ein Hut ein Gummiband hat, so ist er fast schon ein Militärhelm, den man nicht abnimmt. Der Direktor empfand aber offenbar als Zivilist, denn er riss mir einfach den Hut vom Kopf herunter, worauf mein Vater ihm ebenso einfach erklärte, das lasse er sich nicht bieten, mir den Hut wieder aufsetzte, höflich Adieu sagte und mit uns den Raum verliess.

Stracks ging es nun zur Louisenstädtischen Oberrealschule

in der Dresdenerstrasse, wo der Direktor sehr höflich war und mich nach einer kurzen Prüfung in die obere Abteilung der zweiten Vorschulklasse aufnahm, wo mein Lehrer ein gewisser Rebhuhn war, ein unendlich hagerer Mann, der wie Abraham Lincoln aussah. Wenn er in der Gesangstunde die Geige spielte, hätte man vermeint, das ganze Zeitalter Spitzwegs neu zu erleben.

Ich kam also gleich in die obere Abteilung der zweiten Vorschulklasse, war aber schon zehn Jahre alt. Dies ist wichtig für mein ganzes Verhältnis zur Schule und zu den Klassengenossen. Ich war immer eigentlich viel zu alt und in mancher Beziehung überreif, während es in der Asymmetrie meiner Entwicklung liegt, dass ich wiederum in anderer Beziehung eigentlich kindlicher als meine Mitschüler war.

In der ersten Vorschulklasse, beim Lehrer Otto, der rund und rot im Gesicht so aussah wie ein sehr gemütlicher, pensionierter Schiffskapitän, war unser Primus Carl Blümel, der spätere hervorragende Archäologe, der auch zwei Büsten von mir gemacht hat. Wir müssen schon damals eine beträchtliche Sympathie für einander empfunden haben, denn als wir aus der Vorschule zur Sexta hinüberwechselten, ging er einmal auf dem Hof neben mir her und redete mir freundlich zu, ich solle doch mit ihm ins Louisenstädtische Gymnasium kommen, während Papa beschlossen hatte, mich ins Leibniz-Gymnasium zu schicken.

Von unserem Haus ging es ein paar Schritte bis zum Kottbuser Tor, dann rechterhand die Hochbahn entlang bis zur Mariannenstrasse, dann wieder nach links einige hundert Meter bis zum schönen Mariannenplatz. Es war ein Oval, das mich später immer an den Circus Maximus denken liess, sehr geeignet, um dort Wagenrennen abzuhalten. Im Mittelteil standen schöne, grosse Bäume mit Spielplätzen für die Kinder. Geradeaus erhob sich die backsteinerne Mariannenkirche, rechts davon die backsteinerne Anlage des Leibniz-Gymnasiums und zur Linken die

grossen, backsteinernen, kasernenartigen Gebäude des Bethanien-Krankenhauses.

Zu Ostern 1902 wurde ich Gymnasiast in der Sexta des Herrn Oberlehrer Dr. Zeck. Unser Primus war ein gewekter kleiner Kaufmannssohn namens Egon Löwenstern.

Schon damals war ich bei weitem der Beste im Deutschen. Zu Hause hatte mir unsere Wirtschafterin Hedwig Volkmer eine einbändige Ausgabe von Schillers sämtlichen Werken gegeben, wie ein Lexikonband in zwei Kolumnen gedruckt, und während das Französische für mich die Sprache der Seeräuberromane, der „Astronomie populaire“, Plutarchs und Jules Vernes war, wurde meine Muttersprache deutsch, von vomeherein für mich die Sprache der Dichtung. Ich begann geradezu fanatisch Schiller zu lesen, dann Rückert, Platen, Heine, und wie ich alle diese Dichter, auch Strachwitz und Bürger verschlang und en masse auswendig behielt, begann ich selbst, mit Verlaub gesagt, das Dichten zu exerzieren. In einer typisch epigonenhaften Weise habe ich jahrelang alles gebaut, was es an Kunstformen gibt, Ottaverime, Spencer-Stanzen, Sonette, Sizilianen, Ghasele, Terzinen, auch griechische Strophen nach Alkaios und Sappho, Anapäste, den Kretikus, alles, was weit und breit aufzutreiben war. Die Metrik interessierte mich leidenschaftlich, vielleicht als Ersatz für die eigentliche Musik, deren Technik mir immer fremd geblieben ist. Vor allem aber trat bei mir die Metrik offensichtlich als Ersatz für die Grammatik auf. Erstaunlich früh habe ich bemerkt, dass Homer vom Aorist und vom Futurum exactum sehr wenig gewusst haben dürfte und dass die Grammatik eine späte, nachträgliche Systematisierung der schon toten Sprache durch die Alexandriner bedeutete.

Massenhaft behielt ich Verse auswendig. Gegen die Grammatik aber sperrte ich mich unentwegt. Wie man mir das einmal vorwarf, sagte ich: „Schon, schon, schon! Dennoch werde ich der eigentliche Dompteur des deutschen Verbums gewesen sein.“

Dieses Durchexerzieren der Metrik hat mir auf die Dauer nichts geschadet. Immerhin lief ich Gefahr, ganz und gar in die Gesellschaft eines Platen, Geibel und Leuthold zu geraten, in diesen leerlaufenden Formalismus von Dichtern, die vielleicht tief an ihrer Zeit leiden, ihre Kunstformen aber ganz unabhängig davon mit den abgedroschenen Motiven füllen, die Horaz von den Griechen entlehnt hat, Ronsard von Horaz und Lamartine von Ronsard. Die Gefahr war umso grösser, als mein Wesen von vorneherein tief asymmetrisch und kentaurisch aufgespalten war, und ich ausserordentlich naiv und lebhaft empfand. In der Sexta hatten wir Religion bei einem kleinen zornigen Herrn namens Lohsée. Eines Tages fragte er uns, warum es in der Bibel heisse, der Prophet gelte nichts in seiner Heimat und seinem Vaterlande. Ich meldete mich stürmisch, denn ich wusste es ganz genau. Lohsée winkte mir, und ich erklärte: „Der Prophet gilt nichts in seiner Heimat, weil dort die Leute die Dummheiten gesehen haben, die er als kleiner Junge gemacht hat!“

Darauf schwoll der Herr Professor auf seinem Katheder vor Zorn an wie ein Frosch und brüllte mich an: „Du meinst wohl die Dummheiten, die du selber gemacht hast, du Lümmel! Zwei Stunden Arrest wegen Gotteslästerung!“ Die Klasse freute sich ungeheuerlich, und ich war tief befremdet.

Zu Hause beschwerte ich mich bei Papa, der seinerseits glücklich war, in der Schule krakeelen zu dürfen. Er stürzte zum Direktor, damals noch Friedländer, der zu vermitteln suchte, worauf es bei einer Stunde Arrest sein Bewenden hatte.

In der Quinta bekam ich dann als Ordinarius den Professor Dr. Franz Anders, von dem hier die Rede sein muss, weil ich ihm mächtige Anregungen verdanke. Er sah ungefähr aus wie Hjalmar Schacht, nur war er kein Bankier, sondern ursprünglich ein Theologe und ein romantischer Verehrer der arischen Rasse. Auch später hätte er niemals Nationalsozialist sein können, wohl aber war er zum Opfer

der militanten Nationalisten prädestiniert. Anders war von vorneherein sehr freundlich zu mir, und schon nach wenigen Wochen hatten wir bei ihm einen Aufsatz zu schreiben. In diesem Aufsatz kam der Teufel vor, den ich folgendermassen charakterisierte: „Der Teufel ist auch nur ein Mensch. Wenn er in der Hölle zu arbeiten hat, zieht er sich Asbest-Babuschen an, um sich die Füsse auf den glühenden Rosten nicht zu verbrennen.“

Ich hatte also seit der Zeit Lohsées nichts hinzugelehrt. Diesmal wurde ich aber nicht wegen Satanslästerung in Arrest gesteckt, vielmehr las Anders diesen Aufsatz im Lehrerzimmer vor, wo sogar strenge Oberlehrer sehr darüber gelacht haben sollen. Von da ab war ich für Professor Anders ein singulärer Mensch wie der junge Goethe für seinen Vater, und er beschäftigte sich mit mir in ebenso rührender wie gefährlicher Weise. Im Kapitel „Warum ich kein Deutscher und auch kein deutscher Revolutionär habe werden können“ werde ich beschreiben, wie er mich zum Nationalsozialismus hat verführen wollen und wie ich mein Geschichtsbild gerade im Kampf gegen ihn entwickelt habe. Hier haben wir es aber nur mit der Literatur und mit der Frage meiner dichterischen Berufung zu tun. Am fünften Juni 1904 wurde ich vierzehn Jahre. Damals war unser Vater schon sechsundsiebzig. Schon in der Jugend hatte er das eine Auge beim Florettfechten verloren, nun trat an seinem einzigen Auge eine Netzhautablösung auf, die von einem Augenarzt namens Professor Settegast meines Erachtens ganz falsch, fast möchte ich sagen schikanös und sadistisch behandelt wurde. Papa hatte furchtbare Schmerzen und erblindete trotzdem. Dabei stellte sich eine völlige Verzerrung seines Charakters ein, und ab Oktober, November ausgesprochenes Irresein. Am ersten oder zweiten Dezember 1904 stürzte er dann aus dem Fenster auf den gepflasterten Vorplatz vor unserem Hause und kam in die Charité, wo er am fünften Dezember gestorben ist. Fast genau vierzehn Tage später brach bei mir die Pubertät aus, und zwar in Formen, die ich immer wieder mit den Erscheinungen dieser Krise beim vulka-

nisch genialen französischen Mathematiker Evariste Galois verglichen habe.

Was ist und aus welchem Grunde muss die Pubertätskrise bei jedem einzelnen Menschen und also auch soziologisch und politisch studiert werden? Nur wer Kinder erzeugt, sorgt für die biologische und auch für die geschichtliche Fortdauer seiner Art. In diesem Sinne wird der Mensch erst durch seine Pubertätskrise für seine Gattung, für sein Volk, auch für die tragende und führende Kulturgruppe der Menschheit wertvoll. Gerade Galois aber ist typisch dafür, dass der hormonale Umbruch der Pubertätskrise den Menschen auch in den anderen Sektoren seiner Persönlichkeit knicken, steigern oder umsteuern kann. Selbst wenn man der Psychoanalyse eine Überschätzung des Sexualitätsfaktors vorwirft, lässt sich nicht leugnen, dass die hormonale Überschwemmung des Körpers nach der Sexualreife auch die dichterische oder malerische Begabung des betreffenden Menschen beeinflussen wird. Vermag sie sie auch zu wecken? Das leugne ich unbedingt. Es gibt sogar eine ganz bestimmte Gattung von Dichtern und Dichterinnen, die ein erstes, charmantes Buch schreiben, voll von ihrem eigenen Lebensfrühling, voll von dem Reiz des Jugendflaums, den die Schmetterlinge auf ihren Flügeln tragen. Diese Dichterinnen und Dichter bringen ein erstes Buch heraus, welches die grössten Hoffnungen erweckt, und hernach kommt überhaupt nichts mehr, was strukturbildend wäre für die grosse Geometrie des Lebendigen, an welcher Dichter wie Aischylos, Dante, Shakespeare mindestens so grundlegend arbeiten wie die grossen Mathematiker auf ihrem Gebiet.

Von dieser Bedeutung der Pubertät, die so mannigfaltig ist wie die Persönlichkeit des Menschen selbst, wird nochmals in den folgenden Kapiteln zu reden sein, vor allem im fünften und sechsten Kapitel. Aber schon hier, wo es sich um meine dichterisch-künstlerische Begabung handelt, muss von meiner Pubertätskrise die Rede sein. War ich bis dahin ein physikalisch-praktisch eingestellter Mensch gewesen? Und haben die grossen individuellen Frühlings-

gefühle der Pubertät bei mir dichterische Ergüsse ausgelöst? Es ist sehr wichtig festzustellen, dass dies keineswegs der Fall gewesen ist. Wenn es eine grosse Zäsur in meinem Leben gibt, eine Grundschwelle, bei deren Überschreitung ich mich von einem Begabungstypus zum anderen verwandelt oder bekehrt habe, so ist dies das Jahr 1900, wo ich von Chailly nach Berlin, vom Patriarchat zum Matriarchat und von der Mittelmeerkultur zum deutsch-englisch-russischen Kulturzonengürtel hinübergewechselt habe.

Es kann gar nicht scharf genug betont werden, dass ich das Dichten zusammen mit der deutschen Sprache erlernt habe. Wie schon gesagt hatte mir eine Wirtschaftlerin eine lexikonartige Ausgabe der sämtlichen Werke von Friedrich Schiller geliehen (später geschenkt), und zwar mit ausdrücklicher Erlaubnis meiner Mutter.

In dieser einbändigen Gesamtausgabe von Schiller, die in einer gewissen Weise die späteren Dünndruckausgaben vorwegnahm, nahm Schillers Drama „Semele“ nur ganz wenige Seiten ein, fast wie eine sehr lange Ballade. Auch die Trilogie Wallensteins umfasste nur die Seitenzahl einer dünnen Broschüre. Alles war hier schon so in einem Herbarium kondensiert und zusammengepresst wie die hundertachtzig Millionen Jahre der Saurierentwicklung im Sekundär in ganz wenigen Kapiteln meines Buches „Von Altamira bis Bikini“.

Es ist wesentlich, dass ich bei meinem Eintritt in die deutsche Sprache und Literatur zu allererst ein solches Konzentrat in die Hand bekam und nachzudichten begann. Daraus ergab sich, schon etwa drei Jahre bevor meine eigene Pubertät mir romantische oder biotische Themen stellte, ein nur allzu schematisches, formales Durchexerzieren „klassisch“ gewordener Dichtungsformen, an denen vor mir schon alle Begabungen wie Geibel, Leuthold, Heyse zwar nicht zugrundegegangen, wohl aber auf ein totes Nebengeleise, in eine alexandrinische Sackgasse der Literatur, der Weltliteratur sogar, abgelenkt worden waren. Wenn ich in diesem Sinne, im Sinne eines Platen, Chamisso

und Rückert, eines Paul Heyse, Emanuel Geibel, weitergedichtet hätte, was hätten meine Literaturprofessoren am Leibniz-Gymnasium und was hätte sogar Kaiser Wilhelm dagegen einwenden können? Hätte ich nicht zum Literaturbruder eines Ernst v. Wildenbruch (und auch eines Detlev v. Liliencron) gedeihen müssen?

Um diese Frage gewissenhaft zu beantworten, muss man sich klar machen, dass gerade romantisch verkommene Dichter wie Nikolaus Lenau gerne singen und reimen:

Um meine wunde Brust geschlagen
Den Mantel der Melancholei,
Kam ich, vom Lebenssturm getragen,
An dir, du Herrliche, vorbei.

Den gleichen Kaisergöttermantel, in den übrigens auch schon bei Michelangelo Gottvater wie in eine Kosmo-chrysalide eingehüllt ist, finden wir immer wieder beim Odysseus, bei Schiller in seiner Ballade vom Grafen von Habsburg, überhaupt bei allen Balladendichtern, wenn ihre Helden mit ihrer politischen Weisheit zu Ende sind. Gerade aus diesen Erinnerungen heraus habe ich sehr viel später einer Gedichtsammlung den Titel gegeben: „Vom Mantel der Welt“.

Auch ein solcher Mantel ist, wenn ich so sagen darf, doppelbodig, wie ich es eingangs dieses Kapitels von der Sprache als „Mantel“ unseres Welterlebens gesagt habe. Warum wurde nun nach meiner Pubertät der Sprachmantel allzu eng? Warum zerriss dieser Sprachmantel in Konflikten, was eigentlich mit Sprache und Dichtung ausgedrückt werden sollte, auszudrücken wesentlich war?

Bis zur Psychoanalyse im Jahre 1917 war ich ein Mensch, der schwer geboren worden war, der nur mit unendlichem Gähnen, mit Mühe am Morgen aus dem Schlaf und aus dem Bett zum Tagewerk emportauchte. Alle paar Tage war ich in Gefahr, zu spät zur Schule zu kommen. Dann musste ich den Weg von daheim bis zum Leibniz im Marathonlauf hinuntertraben. Das ging am schönen,

ovalen, mit grossen rauschenden Bäumen bestandenen Mariannenplatz vorbei. Was erlebte ich dabei? Verglich ich mich mit einem amerikanischen Zeitungsjungen? Mit den Proletarietkindern, von denen es im Oval des Platzes, auf den Sandplätzen nur so wimmelte?

Ganz und gar nicht. Ich war durch die klassischen Autoren so vollkommen „gesteuert“, dass ich an den blutigen Sand römischer Zirkusse, an den Blutsand der Gladiatorenarena dachte, und das grosse Oval des Platzes „sah“ ich als Zirkus Maximus und Rennbahn für antike Viergespanne (Quadrigen heisst es unter gebildeten Leuten!) ... Frei nach Schiller (nach seiner Ballade von „Hero und Leander“ unter anderem!) dichtete ich eine schauerlich schöne Ballade, die mit den Versen begann:

„Kaum berühren die Pferde fliegend die seufzende
Erde“.

Darin begab sich folgendes:

Ein wunderschönes Mädchen liebte einen herrlichen Epheben. Dieser war Wagenlenker und wollte nun dieses Kleinod von einem Mädchen erwerben, indem er vor den Augen Neros ein grosses Rennen gewann. Leider Gottes sah seine Angebetete aber, offensichtlich nur mit ganz dünnen Schleiern bekleidet, von der Kaiserloge zu und, damit beschäftigt, nach ihr zu schauen, anstatt auf die Meta aufzupassen, zerbrach dieser Leander, dieser Nachkomme des Fischers aus der Lorelei, seine Wagenachse an der Wendesäule und wurde ebenso grässlich zu Tode geschleift wie der Sohn des Theseus in der „Phädra“ des Racine. Überflüssig ist es hinzuzufügen, dass sich dann die unglückselige Braut vor Verzweiflung in die Arena warf, ähnlich wie die Königin Jesebel (im 9. Kapitel des 12. Buches der Könige) zum Fenster hinausgeworfen wird, worauf dann die Hunde ihren Körper verzehren und ihr Blut von den Wänden schlecken.

Ein anderes Mal hatte ich in Papas Pariser Zeitschrift „Nature“ eine Geschichte gelesen, die mich zu einer Ballade

anregte. Ein griechischer Tyrann hatte einen Ukas erlassen, jeder Ehebrecher werde bei ihm unbarmherzig an beiden Augen geblendet werden. Nach kurzer Zeit, nach wenigen Tagen schon, kamen aber schadenfrohe Leute zu ihm und taten ihm kund, selbstverständlich mit tiefem Bedauern und nur ihre Pflicht erfüllend, dass sein eigener Sohn, Vater von drei blühenden Kindern, mit einer schönen Hetäre die Ehe breche. Wenn ich nicht irre, war es eine Rotblondine, für die ich eine ausgesprochene Schwäche hatte. Dieser Drako von einem Vater weigerte sich nun, für den eigenen Thronfolger eine Ausnahme zu machen, aber nach grauenvollen Seelenkämpfen liess er dann seinem Sohn das eine Auge ausbrennen und sich selbst das andere. Diese Ballade fing mit der Strophe an, die ich noch auswendig weiss:

Das war der grimmige König Hug,
Der lebte vor grauen Jahren,
Seinem Schlosse bin ich noch gestern im Flug
Des Nachts vorübergefahren.
Es ragte gespenstisch in Dunkel und Wettern,
Als wollt' es die treibenden Wolken erklettern.
Und um Berg und um Burg und um Zinnen kreist
Ein fahles Geleucht und ein eherner Geist.

Auch Prosa entwarf ich, zum Beispiel eine Novelle, genannt „Die Stufenhymne“. Es war der Werde-Wanderweg eines Volkes, welches als Clan, schwer und dumpf, in einem tiefen Tal beginnt, gleichsam ganz unten im grossen Canyon. Aber die Leute wollen zum Licht, und wie der Stamm sich vermehrt und entwickelt, steigen sie im Canyon flussaufwärts, den Quellen und den Höhen zu. Sehr interessant war der Schluss, wie dieses Volk nämlich am Ende oben im Plateau ausmündet: sie stehen vor einem steilen Absturz von vielen tausend Metern und können einfach nicht weiter. Mir selbst ging es ebenso, und so brach die ganze Geschichte ab, wie auch Kleist mit seinem Robert Guiscard nicht zu Ende gekommen ist.

Dann kehrte ich das ganze Thema um. Es ging nicht mehr aus dem Tal heraus aufwärts, sondern vom Berg herunter abwärts. Daraus ergab sich die Novelle „Galeb und Adura“ oder „Die Narrenchronik“. Das war eine Geschichte vom Kampf und von der Verschmelzung der Kibrusch und der Yama. Die Kibrusch unter ihrem König Galeb lebten in Stämmen, zerklüftet, hoch im Gebirge, wie die Perser im Iran und die Eidgenossen in ihren Alpentälern. Von dort aus ging ein mächtiger Strom hinunter in die Tallandschaft der Yama. Heute muss ich unmittelbar an den Rhein denken, denn selbstverständlich waren die Kibrusch gar nichts anderes als die Urkantone, die von ihren Bergen sich hinunterwälzten. Die Yama waren im Unbewussten offenbar die Deutschen, die Norddeutschen, denn sie lebten unter einer verwitweten Königin Adura, die selbstverständlich meiner deutschen Mutter entsprach. Ganz wie es sich für Schweizer Eidgenossen ziemt, hatten die Kibrusch keine gute Kavallerie. Das gedachten die Yama auszunützen, indem sie ihnen in der Ebene, unten am Strom, eine Entscheidungsschlacht lieferten. Diese Schlacht fand statt bei Feh-Kawul-Ati, das heisst bei den grossen Bienenstöcken. Beide Armeen stützten den einen Flügel auf den Strom und standen sich mit ihrer Phalanx gegenüber. Auf dem frei beweglichen Flügel hatten die Yama ihre ganz überlegene Reiterei aufgestellt, um den Gewalthaufen der Kibrusch zu umfassen. Aber Galeb hatte in der Nacht zuvor alle Bienenstöcke herbeischaffen lassen. Die wurden nun aus einem Graben heraus der feindlichen Reiterei an die Pferdeköpfe geworfen, worauf die Reiterei von Panik ergriffen wurde und die Bogenschützen dieser Tells aus dem Hochgebirge ihrerseits die Phalanx der Yama umfassten, die ganz und gar vernichtet wurde. Daraufhin besetzte der junge König Galeb (alias Alexander der Grosse) die feindliche Hauptstadt und heiratete die Königinwitwe Adura, um die beiden Völker miteinander symbolisch zu versöhnen. Anders als die verschiedenen Witwen des Perserkönigs Dareios wollte Adura absolut nicht nachgeben. Die sexualsymbolische Völker-

versöhnung missriet völlig, die Königin brachte sich um, worauf König Galeb das ganze Stück (denn im Grunde war es ein Drama) mit den Worten schloss:

„Dem zoll ich Ehrfurcht, der seinen Adel am mühseligsten abringt der eigenen Gemeinheit“.

Aus einem Aufsatz, den ich für Professor Anders machte, entwickelte sich eine Dichtung „Farcimen Fausticum“, total verunglückt und verschollen, aber dazu gehörte sowohl das Gedicht „Der Ketzer“ als auch das Gedicht „Die Wanderer“, die ich gleichfalls aus dem Schiffbruch meiner Jugenddichtung als charakteristisch erhalten habe. Diese ästhetischen Fingerübungen empfand ich selbst als blosser Ausflucht vor dem Leben, keineswegs als Rechtfertigung des Schicksals eines poète maudit. Daher der Vers: „Und Lieder sühnen nichts“.

Anders verhielt es sich schon mit einer Gruppe von Gedichten, die weit spontaner und auch unabhängig von den klassischen Metren entstanden. Der erste Ausbruch dieser Art ist das Gedicht „Vorstadt im Nebel“. Es muss im März 1906 entstanden sein. Damals verdiente ich mir gern mein Taschengeld, indem ich für die Firma „Frau Professor Mathilde Schmidts Teehandlung en gros“ die Pakete zu den Apotheken und Drogerien austrug, von der Kottbuserstrasse bis nach Strahlau-Rummelsburg, nach Moabit und zum Wedding und bis nach Spandau. Es war wie ein kleiner Sport zwischen Mama und mir. Ich bekam den schönen, gediegenen, braunen Karton, voll von Kräutertee, Nährzucker, Nervensalbe, Heilsalbe, Flechtensalbe, Quidestin und so weiter, dazu fünfzig Pfennig für die Fahrt. Damit ging ich los, immer zu Fuss, und benutzte den Vorwand, um stundenlang durch die ganze Riesenstadt bis in die Vorstädte herumzustrolchen. Einmal, wie ich nach dem Wedding ging, hatte ich bei einer Überführung über einen Rangierbahnhof die Vision des folgenden Gedichtes:

Die Farben sind im Nebel wie verlöscht.
Die ersten Lichter wehren sich im Rauch.
Es ist nicht Tag, es ist nicht Nacht, es ist
Nur Schattenspiel und Müdigkeit und Gram.
Es riecht nach Kohlen, riecht nach Nebel, riecht
Nach altem Holz und Pferdemist und Jauche.
Der Strassendamm ist fett und klamm und widrig
Wie Krötenhaut. Fabriken stehn im Grau
Grossfenstrig hell gleich flammenden Gerüsten,
Kreissägen schrillen fernher mir ins Ohr
Wie gelle Todesnot zerrissner Leiber.
Vorüber stapft's von krummen Knechtsgestalten.

Vorüber stapft's von krummen Knechtsgestalten.
Was gehn mich diese Menschen an? Was schleicht,
Beschleicht mich nun ihr grauer Jammer so?
Sie leben, um zu schufteln, schufteln,
Sich Schnaps und Schnaps zu kaufen, saufen,
Das Leben zu ertragen; leben ...
Verfluchter Trott im Kreis!
Mir wird im Stieren
Die Seele schrumpf
Und klamm
Und kläglich
Gleich einer Bettlerhand im Regenwind.

Das Gedicht zeigte ich meiner Mutter, die es scheusslich fand.

Dann kamen wohl die Osterferien dieses Jahres. Wir drei Kinder wurden von den Onkeln in Hamburg, von Onkel Waldemar Schmidt, Onkel Karl Schmidt, Onkel Georg Schmidt, Onkel Hans Pawletzki, in die Lüneburger Heide eingeladen, die ich immer zärtlich geliebt habe wie überhaupt die ganze Nordsee-Atmosphäre in Hamburg.

Am Ende dieser Osterferien geschah etwas Wesentliches: meine Initiation in die Verwendbarkeit des Rausches zur Geistesarbeit. Es war am Abend vor meiner Heimfahrt

nach Berlin, da sagte Onkel Hans, der mephistophelische Onkel:

„Pass mal auf, Adja. Morgen abend erwartet dich deine Mutter in der Kottbuserstrasse zurück. Hier hast du einen Goldfuchs, zwanzig Mark. Wir werden dich morgen ganz früh auf die Bahn setzen, und du fährst erst einmal nach Lüneburg. Dort darfst du dir ruhig ein Beefsteak im Goldenen Ochsen bestellen, in der und der Strasse, die und die Nummer. Und dazu trinke mal eine Flasche Rotwein, die und die Marke, den und den Jahrgang. Und dann gehst du hinüber zum Dom und zu den alten Kaufhäusern und siehst dir die Sache mal an, und auf den Abend kannst du dann nach Hause fahren.“

Gesagt, getan. Kurz vor Mittag des nächsten Tages kam ich in Lüneburg an. Dort ging ich zum Goldenen Ochsen, bestellte mir ein Riesen-Beefsteak und genau die angegebene Flasche. Ich ass zu Mittag, strich lange im alten Lüneburg herum und gelangte schliesslich zum Dom.

Der Lüneburger Dom ist zwar gotisch, aber es ist deutsche Backsteingotik, während sich bei mir die typische Tiefenspannung zur weisslichgelben gotischen Kathedrale in Lausanne herstellte, vermutlich dank dem genossenen Rotwein. Hätte sich diese Tiefenspannung nicht eingestellt, so hätte mir der Lüneburger Dom bestimmt nicht so wunderbar gut gefallen. So aber ging ich hinein wie in das Paradies meiner Kinderjahre. Ich freundete mich mit dem Kustoden an. Der brachte mich oben ins Mittelgebälk, sozusagen auf den First. Ich ging spazieren auf dem Rückgrat dieses Riesensauriers, und von dort aus sah ich den Fassadenschmuck von hinten wie eine Theaterkulisse vom Gestänge her.

Dann aber ging ich wieder hinunter, sah mir die Kirche von der Tür aus in ihrem Inneren an, schenkte dem Kustoden mindestens eine Mark Trinkgeld, weil ein Krösus spendabel sein muss, und ging hinaus.

Dann musste ich aber feststellen, dass ich noch andert-halb Stunden bis zum Zug hatte. So kehrte ich „widerstrebend“ zum Goldenen Ochsen zurück, liess mir dort,

um zu sparen, nur ein grosses Dunkles und zwei grosse Korn geben, ferner einen Block Papier und einen Bleistift, und dann schrieb ich das Gedicht nieder: „Der gotische Meister“. Vollkommen ohne jede Übereilung erreichte ich dann meinen Zug nach Berlin und kam glücklich an.

Man wird also verstehen, warum ich meinem mephistophelischen Onkel, dem angeheirateten Johannes Pawletzki, nicht im Ernste böse dafür sein kann, dass er mir gezeigt hat, wie man den Rausch sehr gut auch als Arbeitsmittel gebrauchen kann. Schwere Potatoren leiden bekanntlich an Sehspaltungen. Aber wenn diese Sehspaltungen vom Lüneburger Dom bis zur Lausanner Kathedrale reichen, vom Jahre 1906 zurück zum Jahre 1898, von der Vogelperspektive Eichendorffs bis zur Vogelperspektive eines Düsenflugzeugs, so kann man sich eine derartige Sehspaltung doch wohl gefallen lassen.

Es entstand in jener Zeit eine ganze Gruppe entsprechender Gedichte, in denen ich, wie im „Gotischen Meister“ und der „Vorstadt im Nebel“, eine lebendige Beziehung zwischen den dichterischen Formen und meinen eigenen Erlebnissen herzustellen suchte. Aber auch von diesen Gedichten erfuhr ich keine innere Absolution.

Ich hatte einen Mitschüler namens Majuth. Er stammte aus einer Kaufmannsfamilie. In früheren Zeiten wäre er wohl Rabbiner oder Kabbalist geworden, aber entsprechend der Einstellung des assimilierten Judentums war er aus der jüdischen Gläubigkeit in den allersubtilsten Aesthetizismus ausgewandert. In Anbetracht der Einschätzung, die ich bei Professor Anders genoss, bat er mich, ihm meine Gedichte und Sachen zu zeigen. Ich sah deutlich, dass er innerlich die Nase rümpfte, und in schonender Weise gab er mir den „Tod des Tizian“ und die Gedichte von Hugo v. Hofmannsthal. Er wusste nicht, dass ich Hofmannsthal, wenigstens als Lyriker, schon kannte und dass ich Gedichte wie „Reiselied“, „Die Beiden“, „Über Vergänglichkeit“, „Ballade des äusseren Lebens“ für exquisite Leistungen hielt. Wie ich nun den „Tod des Tizian“ las, bestärkte mich diese Dichtung nur im schon gefassten

Urteil: Hugo v. Hofmannsthal ermangele gänzlich des prometheischen, des titanischen, des faustischen, also auch des tragischen Optimismus, wenn ich so sagen darf, ohne den es für mich keine sinnvolle deutsche Dichtung geben kann.

Schiller ist mehr ein grosser Denker als ein Dichter, allzuvielen seiner Verse fehlt jede Musikalität, aber in solchen Zeilen wie:

Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fliesst er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt –

liegt ein welthistorischer Positivismus, den man nicht für vulgär erklären kann, ohne sich selbst aus der Gruppe der ganz grossen Gestalter auszuschliessen.

Rainer Maria Rilke habe ich sehr wohl als einen bedeutenden Sprachkünstler empfunden, dessen Dichtung eine eigene Melodik aufweist, aber ich habe doch gesagt: „Was mich von Rilke unterscheidet? Ganz einfach! Rilke fängt bei alten Naturgesetzen an und endet beim Lieben Gott. Ich fange beim Lieben Gott an und ende bei neuen Naturgesetzen!“

Rilkes Frömmigkeit ist eine epigonenhafte und subalterne. Das unterscheidet ihn gänzlich von einem ganz Grossen wie Hölderlin. Ein wunderschönes Gedicht von Hölderlin schliesst mit dem Vers, der eine ganze Strophe vertritt:

„Im Arm der Götter wuchs ich gross.“

Im Werke des Dichters, dessen „Duineser Elegien“ mit dem Vers anfangen:

„Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn in der
Engel Ordnungen?“

würde sich jene Zeile Hölderlins wie Hybris und fast wie eine Gotteslästerung ausnehmen.

Als des Schrecklichen Anfang, den wir noch gerade
ertragen,
Und wir bewundern es so, weil es gelassen ver-
schmählt,
Uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich –

so kontrapunktierte ich in meinem Gedicht „Starb ich an
Einsamkeit?“ mit dem Beginn:

Wer, wenn ich schrie, hörte mich in der Menschen
Ordnungen? Stumm wie den Fischen der Mensch
Bin ich den Menschen.
Woher ward ich geboren, da mir graut,
Beim Menschen auch zu sterben, wie sich's ziemt?

Schloss Victor Hugo in der „Légende des siècles“ sein
Gedicht „Caïfer“ mit den Versen:

..... Caïfer,
Ne creuse point plus bas. Tu trouverais l'enfer –

so begann ich mein Gedicht „Saturn der Bauer pflügt zur
Saat der Sterne“ mit den Zeilen:

Pflügt mir tiefer die Scholle auf
Und tiefer die Erde!
Bangt mir nicht, ins Nichts zu fallen
Und nicht ins Jenseits!

Die interessanteste all dieser Konfrontationen dürfte
aber mein Gedicht „Carpe diem“ sein. Um die Trans-
formation deutlich zu machen, die sich dabei ergeben hat
und die für mich typisch ist, setze ich den Urtext des
Horaz (Carm I, C. XI) hierher:

Tu ne quesieris – scire nefas – quem mihi, quem tibi
Finem Di dederint, Leuconoe, nec Babylonios
Temptaris numeros. Ut melius, quicquid erit, pati:

Seu plures hiemes, seu tribuit, Iuppiter ultimam,
Quae nunc oppositis debilitat pumicibus mare
Tyrrhenum! Sapias: vina liques, et spatio brevi
Spem longam reseces. Dum loquimur, fugerit invida
Aetas: Carpe diem, quam minimum credula postero.

Aus der Konfrontation mit diesem berühmten Gedicht von Horaz, das meiner Meinung nach auch von Hafis stammen könnte, hat sich bei mir das folgende Gedicht ergeben:

Um zu entbehren, brauchte es der Jugend.
Gehamstert riecht der Lenz wie taubes Heu.
Den Schwelger reut, dass er die Jugendtage
Nicht aufgeopfert für den höheren Flug.
Der Mönch bereut, dass er sie nicht genossen.
Bin ich der erste Mensch, der nichts bereute?

Im Frühjahr nur ist's gross und ist's ein Opfer,
Dem Schwarmflug zu entsagen und der Blüte.

Die Hirsche brunsten im Novemberwind.

Nur in der Jugend ist der Tod ein Rausch.
Um zu verbluten, braucht es reichen Blutes.
Um dich zu opfern, opfre dich zur Zeit.
Verwelkte Blätter wehen gern vom Stamm.

Die Hirsche brunsten im Novemberwind.

Den greisen Schwelger reut,
Dass er die Jugendtage
Nicht aufgeopfert für die höhern Ziele.
Der Mönch bereut, dass er sie nicht genossen.
Ergreif das Heute.
Das Heute opfre, soll's ein Opfer sein.

Gehamstert riecht der Lenz wie goldene Mumien.

Wenn ich mich so gegensätzlich mit einem Dichter auseinandersetzte, so lag schon in diesem blossen Verhalten eine Anerkennung und eine Ehrung, denn die meisten Dichter regten mich keineswegs zu einem solchen Widerspruch an. So tief ich auch nach einer Rechtfertigung meines Dichtertums oder meiner schöpferischen Begabung im allgemeinen forschte, so konnten mich die minderen Geister unter den poètes maudits keineswegs irremachen. Wenn ich in Julius Bierbaums „Irrgarten der Liebe“ das Gedicht las:

Aus dem Rosenstocke
vom Grabe des Christ
eine schwarze Laute
gebauet ist;
der wurden grüne Reben
zu Saiten
gegeben.
O wehe du, wie selig sang
so erossüss, so jesusbang
die schwarze Rosenlaute ...

So wurde mir geradezu physisch übel, und ich war vollkommen gewiss, eine überlegene dichterische Substanz mein eigen zu nennen.

Bei meiner jahrelangen und tiefgehenden Auseinandersetzung mit der Dichtung im eigentlichsten Sinne, der Lyrik, kam es mir sehr zustatten, dass ich die Literaten-Cafés mied, als seien es Opiumhöhlen. Ich glaube, Baudelaire hätte seine „Paradis artificiels“ getrost dort suchen können. Der Literat ist, gegen allen äusseren Anschein von Grössenwahn, sehr leicht zufriedenzustellen. Schon die Klatschbasenatmosphäre der typischen Literaten-Cafés, geisternd von Mokka duft, genügt, um ihm die Illusion autonomer literarischer Sphären des Wohlausdrucks zu suggerieren.

Meine Mutter, Frau Staatsrat Franziska Turel und gleichsam die Sappho der Firma „Frau Professor Mathilde

Schmidts Teehandlung en gros“, ursprünglich eine Lehrerin, die im extremsten Sinne der Pedanterie und der Schulmeisterei „gebildet“ war, hat mir durch ihre wunderliche Kritik viel mehr genützt als irgend ein Literatenkollegium. Sie liebte ganz besonders Alexander Puschkin, über den sie fast das gleiche Urteil fällte wie später Stalin. Sie warnte mich dringend, grosse russische Dichter in der Übersetzung zu lesen. Dagegen meinte sie, da ich französisch und deutsch so gut vermöchte, sollte ich aus dem Deutschen ins Französische übersetzen und umgekehrt, und dann ermessen, wie unmöglich ein Gedicht von der einen Sprache in die andere zu übertragen sei. Von Dostojewskij meinte sie, er sei hochbegabt, aber ein armer kranker Mensch. Tolstois „Krieg und Frieden“ dagegen lobte sie über die Massen. Dabei machte sie eine drollige Einschränkung. Sie sagte:

„Siehst du, Adja, Leo Tolstoi war Offizier. Deshalb interessiert er sich so für Kriegsgeschichte. Nun beschreibt er in ganzen Kapiteln die Strategie Kutusows und die Schlacht von Borodino. Er erzählt sogar von Differentialgleichungen. Das ist natürlich furchtbar langweilig. Sonst ist ‘Krieg und Frieden’ aber wunderschön.“

Wenn ich diesem Cerberus an der Pforte zur dichterischen Unsterblichkeit meine Gedichte zeigte, so bemerkte diese mütterliche Muse (die mit Dantes Beatrice so gar keine Ähnlichkeit hatte) in meiner Periode bis zum ersten Weltkrieg immer wieder mit milder Geringschätzung:

„Schon recht, schon recht, mein Junge, aber das ist ja wie bei Goethe.“ – Später wiederum, als ich ihr „Christi Weltleidenschaft“ vorlas, dessen zwei erste Szenen ich für die entscheidende Leistung meines Lebens überhaupt halte, war sie tief befremdet, geradezu beleidigt und fast angewidert und drückte das durch die klassischen Worte aus: „Pfui, das ist ja gar nicht wie bei Goethe.“

Nachträglich hören sich solche Dinge ganz lustig an, aber es liegen darin wie in nuce schon alle Konflikte enthalten, die ein bahnbrechender Geist im kleinbürgerlichen Milieu des viktorianischen Zeitalters auszuringen hatte,

und ganz besonders in Deutschland, weil die wilhelminischen Deutschen den Engländern um jeden Preis über den Kopf wachsen wollten und dabei doch so tief entschlossen waren, einfach in ihrem Kielwasser dahinzusegeln.

Es bedeutete also keine schlichte Selbstaufgabe, wenn ich um diese Zeit, nach 1908, mich nur einmal lächerlich machte, indem ich Gedichte wie „Vorstadt im Nebel“, „Der Ketzer“, „Gesang der Sklavinnen“ ein einziges Mal der „Gartenlaube“, dem „Lokalanzeiger“ und der „Woche“ einreichte. So wie der Tennisball vom gegnerischen Schläger unmittelbar zurückprallt, erhielt ich diese Gedichte überaus korrekt innerhalb vierundzwanzig Stunden mit einem vorgedruckten Ablehnungsschreiben zurück. Dann holte ich einen schönen, braunen Pappkarton hervor, wie sie zum Versand unseres Kräutertees dienten, tat alle meine Gedichte und Manuskripte hinein und schob das ganze unten in meinen Kleiderschrank.

Was tat ich aber sonst, um meine besten Jugendjahre nicht zu versäumen?

Eines Tages, 1912, hatte ich mich wieder einmal vor der Vorlesung von Professor Roethe oder Professor Meinecke an der Universität verspätet, und, das tadelnde Scharren der Kommilitonen scheuend, war ich gleich in die studentische Lesehalle gegangen, einen Holzbau, der unter gewaltigen Bäumen wohlgeborgen zwischen den Seitenflügeln der Berliner Universität stand. Dort spielte ich ungezählte Schnellpartien mit einem Kommilitonen namens Jakob.

Mit einem Male stand ein Kiebitz bei uns, ein schlanker, junger Mann, der nonchalant äusserte, er könne mir gewiss einen Springer vorgeben. Die Angelegenheit lief schauerlich für ihn aus. Daraufhin spielten wir noch einmal ohne Vorgabe, aber die Partie dauerte kaum länger als die erste, denn bei ausgemachten Stümpfern ist es ganz gleichgültig, ob noch ein paar Türme mehr irgendwo in den Ecken eingeklemmt stehen oder nicht. Um sich zu rehabilitieren, zog er nun einen Brief aus seinem Portefeuille und zeigte

ihn mir. Dieses Schreiben kam vom „Simplicissimus“ in München und lautete etwa:

„Lieber Herr Leon! Wir werden Ihr Gedicht sehr gern zum Abdruck bringen. Hochachtungsvoll ...“

Ich gab ihm den Brief zurück, um mit dem Mangel an Logik, ohne den grosse Dinge niemals geschehen würden, dachte ich:

„Kann der Mann nicht Schach spielen, wird er auch nicht dichten können.“

Am Nachmittag holte ich dann meine Gedichte aus dem Tee-Karton, schrieb „Vorstadt im Nebel“ eigenhändig ab und bot diese Verse dem „Simplicissimus“ an. Schon vier Tage später erhielt ich den folgende Brief:

„Sehr geehrter Herr Turel! Ihr Gedicht gefällt uns sehr gut, wir können es nur nicht lesen. Raten wir richtig, wenn wir annehmen, dass es heissen soll: ... (es folgten die letzten Verse) ...? Ferner möchten wir Sie fragen, ob Sie nicht lieber mit einem Pseudonym zeichnen wollen ...“

Tief befriedigt antwortete ich sofort:

„Sie raten richtig, und ich will zeichnen: Hans Heinz Quer.“

Das Gedicht erschien alsbald, und schon zwei Tage später erschien der Geldbriefträger und zahlte mir ein Zwanzigmarkstück in Gold aus. Nachdem ich nun einmal Blut geleckt hatte, sandte ich eine auf zwei Strophen verkürzte Fassung von „Gesang der Sklavinnen“ ein. Auch dies Gedicht wurde schon nach drei oder vier Tagen angenommen und erschien sofort. Mehr noch: schon kurze Zeit nachher schrieb ein mir ganz unbekannter Dr. Peter Geheeb (es war der Bruder des bekannten Pädagogen der Odenwaldschule), er möchte mich sprechen. Ich holte den überaus stattlichen Mann, der mit seinem massiven Stock und seinen Schmissen wie ein älterer Corpsstudent aussah, in seinem Hotel ab, und wir sassen lange bei Josty am Potsdamer Platz zusammen, nicht bei Alkohol, sondern

bei Kaffee und Eiern im Glase. Beim Abschied war Geheeb sehr herzlich und sagte mir betont, wenn mir mein Studium endgültig zum Halse herauswachsen sollte, werde er in München immer etwas für mich bereit haben.

Seltsamerweise habe ich von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch gemacht, ebensowenig wie von der Möglichkeit, ins Feuilleton des „Berliner Tageblatt“ hineinzuschlüpfen, wovon ich noch erzählen werde. Aber als ich 1917 einmal Gelegenheit hatte, in München mit Dr. Geheeb, Dr. Blaich und einigen anderen Herren vom „Simplicissimus“ von ein Uhr mittags bis fünf Uhr nachmittags zu dejeuner, wobei ich mich so behaglich fühlte, dass ich erstaunliche Mengen von Wein vertrug, ohne es überhaupt zu spüren, sagte mir Dr. Blaich beim Abschied, seinerzeit habe es ihm sehr leid getan, dass ich nicht an den „Simpl“ gekommen sei, jetzt aber begreife er, dass es niemals funktioniert hätte; der Herr Turel, das sei ganz einfach eine andere Welt.

Zu dieser Zeit, also in meinem siebenundzwanzigsten Jahr, hatte ich noch niemals versucht, einem Verlag ein Manuskript von mir auch nur anzubieten. Anfang 1918 näherte sich mir ein jüngerer Mann, dessen Namen ich völlig vergessen habe. Er stammte aus Wolgast und hatte den Ehrgeiz, einen Verlag für exquisite Drucke zu eröffnen. Er kam zu mir und erklärte, man habe ihm gesagt, ich hätte herrliche Gedichte verfasst, und er habe den Wunsch, sie herauszugeben. Grundsätzlich untüchtig, wie ich schon damals war, lachte ich und erklärte, das sei nun geradezu paradox: ein lyrischer Dichter, der seine Verse nicht wie sauer Bier anbieten müsse, das sei gewiss ein Novum.

Er erklärte mir, er sei gewillt, meine Gedichte als Kunstdruck in seinem Verlag „Der Kentaur“ in Wolgast herauszubringen. Ich stellte eine Anzahl von Gedichten zusammen, wobei mir klar gemacht wurde, dass mein Text nicht mehr als zwei Bogen ausfüllen dürfe. Der Herr aus Wolgast war vermutlich von ihnen stark enttäuscht, da sie durchaus nicht der damaligen Mode entsprachen. Dennoch war er bereit, sie zu verlegen, nur unter einer Bedingung: ich

sollte zu einem damals unsterblichen Radierer namens Hans Meid gehen und ihm eine seiner hochkотиerten Radierungen abschmeicheln.

Dadurch wurde mein Bändchen offenbar für den Buchhandel börsenfähig. Ich sprach mit Hans Meid, der wenigstens das Gedicht „Friede bei Nacht“ recht schön fand, dann aber merkwürdigerweise seine Lithographie doch zu dem Gedicht „Der Heilige“ verfertigte, weil er da zur Versuchung des Heiligen Antonius einige nackte Damen wie Karyatiden in eine dunkle Wölbung hineinkomponieren konnte. Der Verleger aus Wolgast war enttäuscht, denn eine Lithographie sei keine Radierung, und Meid sei nun einmal als Radierer kotiirt und nicht als Lithograph oder Zeichner oder Maler. Immerhin blieb es bei dem Druck, von denen die ersten vierzig auf Van-Gelder-Velin abgezogen und von Dichter und Künstler handschriftlich signiert wurden. Für die Auflage sollte ich sechshundert Mark bekommen, von denen ich gleich dreihundert erhielt.

Das Büchlein kam heraus und zwar unter dem Titel: „Es nahet gen den Tag“, womit ich andeuten wollte, dass die ganze Periode, in welcher diese Gedichte entstanden waren, noch vor der eigentlichen Schwelle meiner Lebensarbeit gelegen hatte.

Dann vergingen einige Monate, und ich wollte nun verabredungsgemäss die zweite Hälfte meines Honorars ein-kassieren. Darauf erhielt ich einen wahrhaft bejammernswerten Brief. Der Kentaur-Verlag in Wolgast habe sich leider getäuscht, in mir getäuscht, ich sei eine gänzliche Fehlspekulation gewesen, er habe sich durch den Druck meiner Verse an den Rand des Abgrunds gebracht, und es sei ihm gänzlich unmöglich, mir noch dreihundert Mark auszuzahlen. Damals war er schon bankerott, und wenn ich nicht irre, ist er nach Brasilien ausgewandert, um dort im Amazonasgebiet eine Giftschlangenfarm zu eröffnen.

So vergingen ein oder zwei Jahre, vielleicht auch drei, und es begann schon die Inflation. Da geruhte eine junge Dame,

die tatsächlich wieder rotblond war, sich über mich lustig zu machen, indem sie sagte:

„Herr Turel, Sie können sich getrost aufhängen. Ihr Buch ‘Es nahet gen den Tag’ ist schon auf den Bücherkarren gekommen. Gehen Sie nur in die Dorotheenstrasse, da können Sie feststellen, wie Sie auf den Hund gekommen sind.“

Ich stieg sofort in die Untergrundbahn und fuhr hin, freudig bereit, mein eigenes Werk billig zurückzukaufen; die paar Exemplare, die dort auf dem Wagen auslagen, kaufte ich sofort für wenig Geld und rief dann einen mir bekannten Antiquar und Kunstspekulanten an. Der wußte gleich Bescheid.

„Ja“, sagte er, „die Masse vom Kentaur ist übernommen von einem Herrn Soundso, der verwaltet die Buchhandlung im KaDeWe. Der Mann hat keine saubere Weste. Sprechen Sie mal mit ihm. Sie kriegen’s billig. Dann reden wir weiter.“

Gesagt, getan. Ob der Mann eine saubere Weste hatte oder nicht, ist mir nicht bekannt. Er hatte seinen Rock zugeknöpft. Aber wie ich ihm erklärte, ich als Dichter sei der einzige Mensch auf Erden, der sich für diese völlig veralteten Verse interessierte, und er solle die einzigartige Gelegenheit ergreifen, diese Masse an mich abzustossen, leuchtete ihm das vollkommen ein. Er hatte noch hunder-siebzig Stück von meinem Büchlein und war bereit, sie für siebentausend Mark abzugeben.

Gleich vom nächste Telephonautomaten rief ich meinen Vertrauensmann an. Der sagte:

„Ausgezeichnet! In Leipzig gibt es einen armen Irren, der hat offenbar zuviel Geld und zahlt jeden Preis für jedes Blatt, das Hans Meid irgendwie besudelt hat. Der Mann heisst Sowieso. Bieten Sie ihm sofort einen Teil der Masse an. Verlangen Sie zwanzigtausend Mark. Dann rufen Sie mich wieder an.“

Ich schrieb nach Leipzig, und jener Hans-Meidomane war gleich bereit, per Nachnahme zwanzigtausend Mark zu zahlen für siebzig Exemplare meines Buches, nur

mussten sie von seinem Idol handsigniert sein. Darauf rief ich Meid an, und er hatte die Gutmütigkeit, mir für fünftausend Mark die siebzig Stück zu signieren. Mein Bekannter liess mir zwölftausend Mark. Ich holte gegen Barzahlung von siebentausend Mark die Masse im KaDeWe ab und fuhr sie nach Hause. Dort machte ich eine Entdeckung, die vermutlich nur für ein Greenhorn auf dem Gebiete des Buchhandels erstaunlich war. Unter den hundertsiebzig numerierten Exemplaren waren nicht weniger als zweiunddreissig doppelt. Mein tüchtiger Verleger in Wolgast hatte, so treu und schlicht wie ein Mann aus der Provinz sonst zu sein pflegt, die ganze Serie doppelt gedruckt, also im ganzen nicht dreihundertvierzig, sondern sechshundertachtzig Exemplare hergestellt und dadurch gleichsam mein Honorar halbiert. Ich konnte also beruhigt annehmen, ihn durchaus nicht zum Bankerott getrieben zu haben.

Sorgfältig suchte ich nun für den Meidomanen in Leipzig siebzig Exemplare aus, unter denen keine doppelten Nummern vorkamen, und brachte sie zu Meid, der sie signierte, wofür ich ihm wohlverdiente fünftausend Mark auszahlte. Dann gingen diese siebzig Stück von meinem Erstlingsbuch als Nachnahmesendung nach Leipzig, und schon am dritten Morgen bekam ich meine Zwanzigttausend, von denen ich pünktlich zwölftausend an meinen Berater ablieferte. Was ich mit den also verdienten achttausend Mark angefangen habe, weiss ich nicht mehr. Zu jener Zeit mögen sie höchstens fünfhundert Goldmark wert gewesen sein. Male parva, male dilabuntur – wie gewonnen, so zerronnen. Auch von den Büchern, die ich dabei für mich einbehalten habe, ist fast alles in den folgenden Jahren verloren gegangen. Von meinem Berater habe ich später nichts mehr gehört, ähnlich wie Hugo Stinnes hat auch er, der doch geschäftstüchtiger war als ich, sein Inflationsvermögen nicht halten können und ist verschollen.

Es scheint eine Gesetzmässigkeit zu sein, dass ich niemals mit Erfolg ein Buch habe einem Verleger aufdrängen kön-

nen, dass mir aber hinwiederum der Druck der unwahrscheinlichsten Schriften immer wieder angeboten wurde, das nächste Mal vom Verlag S. Fischer in Berlin. Genau wie bei meinen Gedichten hielt ich es mit meinen Aufsätzen oder Essays. Ich schrieb sie mit grosser Begeisterung nieder, las sie dann wohl einmal vor und kümmerte mich nicht weiter darum. So war es auch mit der grossen Arbeit „Sexualsymbolik“ gewesen, die ich in der Mai- und Junisitzung der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaften in der Charité unter, fast möchte ich sagen, gewaltiger Wirkung vorgetragen habe.

Der Psychoanalytiker Dr. Heinrich Körber hatte mich zu diesem Vortrag veranlasst, dann hatten Magnus Hirschfeld, Körber und Iwan Bloch dafür gesorgt, dass diese Arbeit in einer Zeitschrift erschien, die, wenn ich nicht irre, von Marcus und Weber irgendwo herausgegeben wurde. Damit war die Sache für mich abgetan. Ferner hatte ich den Aufsatz „Von der zermalmenden Autorität“ in einer Gesellschaft bei Arthur Holitscher vorgelesen, und zwar mit einem solchen Erfolg, dass ein anwesender Theaterregisseur sich sofort das Manuskript geben liess und es von sich aus an Professor Bie weitergab, der es auch gleich für die „Neue Rundschau“ annahm. Er bat mich, zu ihm zu kommen, und dabei passierte etwas, das ich doch berichten möchte.

Wie ich an seinem Tische sass, schlug er das Manuskript an irgend einer Stelle auf und knüpfte an irgend einen Satz an. Darauf protestierte ich promptest und entschuldigte mich gewissermassen, das sei nicht das Richtige. Professor Bie fing an zu lachen und sagte:

„Das ist merkwürdig. Sie sind eine grosse Begabung, und dabei benehmen Sie sich genau so wie die ausgesprochenen Stümper und Dilettanten. Es ist immer so, dass sie nicht wollen, dass man auf irgend einen Punkt eingeht, weil Sie ein schlechtes Gewissen haben.“

Solche Erfahrungen habe ich immer wieder machen können. In mancher Beziehung bin ich aus der Naivität einer Landpomeranze niemals herausgekommen und habe

mich immer wieder gefragt, ob ich überhaupt als Schriftsteller zu werten bin. Jedenfalls hatte ich von da ab im Lektorat von S. Fischer gewissermassen eine Partei: Professor Bie, Professor Sänger, vor allen Dingen Oskar Loerke. Dagegen goutierte mich der alte Sami Fischer persönlich ganz und gar nicht. Dies entsprach der Tatsache, dass seine grossen Autoren wie Gerhart Hauptmann, Ibsen, Bjornsterne Björnson und so weiter einer völlig anderen Welt angehörten als ich.

Wie ich noch im letzten Kapitel dieses Buches berichten werde, habe ich mich Anfang Mai 1919 einige Tage in einer Münchner Dachkammer verstecken müssen, und um mich zu beruhigen und zu beschäftigen, hatte ich dabei den Aufsatz „Kurve der Menschheit“ verfasst. Diesen Aufsatz schickte ich an Professor Bie für die „Neue Rundschau“. Er wurde angenommen und ist auch dort erschienen. Wichtiger aber war ein Brief, den ich von Oskar Loerke erhielt. Er schrieb mir, er freue sich, mir eine Tatsache mitzuteilen, die mir der Verlag S. Fischer schon lange schuldig gewesen sei: S. Fischer habe sich bereit gefunden, ein Buch von mir herauszugeben. Ich solle es zusammenstellen und den Titel bestimmen.

Überraschend war für mich, wie der alte Fischer sich für den ihm wenig sympathischen Autor Adrien Turel hatte gewinnen lassen: Einfach um Geld zu verdienen und ohne mir viel dabei zu denken, hatte ich für den „Simplicissimus“ eine Reihe von Skizzen in die Maschine diktiert, wie „Schuster Alfred Wendelin“, „Der Renegat“, „Ein Revolutionär“ und „Die Bluthochzeit“. Von diesen Skizzen weigerte ich mich anzuerkennen, dass sie mit meinem eigentlichen Werk überhaupt im Ernst zusammenhingen. Und nun stellte sich heraus, dass gerade dieses Tagesgeschmier S. Fischer dazu bewogen hatte, etwas von mir zu drucken. Loerke deutete mir auch schon an, dass dieser Umstand bezeichnend sei. Gerade an diesen Skizzen, von denen Loerke, der später von meiner „Eroberung des Jenseits (I)“, wie vorher schon von „Christi Weltleidenschaft“ tief begeistert war, so gut wie gar nichts hielt,

währte der alte Fischer, mich „verstanden“ zu haben. Das heisst, er glaubte zu spüren, auf welchem Geleise der Herr Adrien Turel in die normale Literatur einbiegen werde. Das Seltsame und fast Gespenstische an der ganzen Angelegenheit ist, dass ich diese „Simplicissimus“-Skizzen nur aus Versehen dem Schreibmaschinenmanuskript „Kurve der Menschheit“ beigefügt hatte.

Schon damals wusste ich, dass ich nur dieses einmalige Gastspiel meiner „Selbsterlösung“ im Fischer-Verlag geben würde. Niemals ist von einem zweiten Buch die Rede gewesen. Als Fischer später Anstalten traf, der neuen Kosmo-Soziophilosophie seine Reverenz zu erweisen, brachte er Leopold Zieglers „Gestaltwandel der Götter“ heraus. Ein solches Werk liess sich besser an das Zeitalter Hauptmanns, Ibsens, Strindbergs und – Erich Schmidts angliedern.

Genau so, wie mir der Sinn für den Anschluss an die preussisch-kaiserliche Beamtenkarriere gefehlt hatte, ermangelte ich jeden Sinnes für den diplomatischen Anschluss an irgend eine marktgängige Literaturclique oder an irgend einen der ganz grossen entsprechenden Verleger wie S. Fischer, Scherl oder Ullstein. Trug ich schon in meinem Busen und Zwerchfell die dunkle Planung eines eigenen Verlages mit mir herum? Ich glaube nicht, denn ich glaubte überhaupt nicht an die Literatur, kaum an die Dichtung und schon gar nicht an den Journalismus. Ich suchte im Kosmos herum nach neuen Ausdrucksformen, die wirksam gewesen wären, während mir alle vorhandenen Literaturformen wie rein narzistische Selbstentfaltungen vorkamen. Daraus ergibt sich offenbar die Erklärung für mein seltsames Schicksal als Schriftsteller, Dichter und Philosoph.

Im Jahr 1920 sass ich wieder einmal auf dem Trockenen, auf dem Proppen, wie man in Norddeutschland sagt. Ich hockte bei meinen Freunden, den Schweizer Architekten Grimm und Walder, in der Eisenacherstrasse 34 zu Berlin. Dort in der Dienstmädchenstube arbeitete ich wie von einem Leuchtturm aus daran, die Welt zu erhellen und

die Schiffe sowie Flugzeuge vermittels geeigneter Strahlenbündel an allen Fährnissen vorüberzuleiten. Dabei hatten sich die beiden Teile meines Buches „Wiedergeburt der Macht aus dem Können“ herauskristallisiert, und eines Tages bekam ich aus München einen Brief des Dreimasken-Verlages, er sei bereit, mein nächstes Buch herauszubringen. Dieses Angebot erfreute mich sehr, denn ich war schon an die Tatsache gewöhnt, dass es mir nie möglich war, als Händler meine Werke an irgend ein kaufmännisches Unternehmen zu verkaufen, dass es aber immer voranging, wenn mir ein Verlag, gegen jede kalkulatorische Vernunft und Wahrscheinlichkeit, von sich aus anbot, mein nächstes Buch zu drucken.

Ich überlegte mir dann schon immer, wie man diesen unvernünftigen Menschen nachträglich würde entschädigen können, indem man ihn „nachzog“, wie ich es ausdrückte. Hierbei verfuhr ich wie bei meinen erotischen Verhältnissen zu den Frauen, die ich alle miteinander in einen mit den Jahren anwachsenden Harem mitnehmen wollte, ohne mich jemals scheiden lassen zu müssen.

So ist dann (vermutlich auch durch Vermittlung meiner Schwester Lili in München) mein Buch „Wiedergeburt der Macht aus dem Können“ erschienen, welches als erstes von allen meinen Büchern die grosse Strukturierung der Menschheitskultur in Zweidimensionalität (Kulmination, Euphorie und Rücksturz des Pharaonenreichs), Dreidimensionalität von der Spätantike der Griechen und Römer bis zum viktorianischen Zeitalter, und Vierdimensionalität seit dem Avènement des Heliotismus und der Nukleometrie neuartig ausgliedert.

Interessant ist zu erwähnen, dass ich damals im Dienstmädchenstübchen bei meinem Freunde Grimm in der Eisenacherstrasse eines Tages sechstausend Mark als Honorar für die erste Auflage bekam (oder als Vorschuss, denn im Flusse der damaligen Inflation übersehe ich die Dinge nicht mehr) und dass ich, statt mir daraufhin einige Flaschen Sekt zu leisten, das Geld in ein Schubfach tat und erstmal drei Tage strengstes Fasten im Stufenbau

meines Erfolges einschaltete. Dies ist für mich ausserordentlich charakteristisch, weil damals schon fast alle Menschen vom „Carpe diem“ der Inflation vorwärtsgepeitscht wurden und weil dieses selbstherrliche und fast grössenwahnsinnige Bremsen gegenüber den scheinbar unvermeidlichen Niagarafällen des Währungsschwundes dann bei meinem nächste Buch, bei „Christi Weltleidenschaft“ noch einmal und viel tiefsinniger wieder vorkommt.

Die „Wiedergeburt der Macht aus dem Können“ ist das erste Buch, in welchem die Strategie meines Lebens scharf zum Ausdruck kommt, denn wenn ich darin die ägyptische Hochkultur als Zweidimensionalität absetzte und andererseits proklamierte, die Kulturmenschheit insgesamt stehe auf der Schwelle zum vierdimensionalen Zeitalter, so war darin auch schon gegenüber der russischen Revolution und dem Marxismus die autonom bejahende, positive Kritik angesetzt, die ich in allen meinen weiteren Büchern nur noch habe präzisieren und positiv entfalten können.

Während die „Selbsterlösung“ zwar durch ihre Morgenfrische auf den Leser sympathisch wirkt, etwa wie ein Backfisch auf einen kommandierenden General, hat mein Freund Felix Schwarz vollkommen recht, wenn er heute (1952) urteilt, dass darin noch alle grossen Konzeptionen fehlen, die einzig und allein meinem Lebenswerk dauernden Wert verleihen werden. Alles, was in der „Selbsterlösung“ steht, kann noch auf Freud, Fliess, Weininger, Marx, Nietzsche, sogar zur Not auf Auguste Comte und auf Augustinus zurückgeführt werden. Der jugendliche Charme des Vortrages in diesem Buch ist dem Charme eines jungen Mädchens oder aber dem Impetus eines Jünglings gleichzuachten. In der „Wiedergeburt der Macht aus dem Können“ dagegen ist die eigentliche Thematik meiner Sozialphysik zwar mit einiger Diskordanz, aber schon mit voller Wucht angesetzt. Wenn man dieses Buch nachträglich durchliest, wird man leicht erkennen, dass ich mich darin schon unwiderruflich auf eine neue Realitäts-

stufe eingeschifft habe, von der aus es für mich keine reuige Heimkehr gibt, auch wenn das neue Zeitalter mit- samt dem Dadaismus reuevoll in die Katholizität des west- europäisches Hochmittelalters zurücksacken sollte.

Interessant war dann die Aufnahme dieses Buches bei der zu extremer Reaktion entschlossenen deutschen Umwelt. Ein Kritiker schrieb, ich sei „ein Bazillus aus der Spengler- seuche“. Ein anderer Kritiker hob aus dem ganzen Buch nur dasjenige heraus, was ihm brauchbar zu sein schien für den Nachweis, dass Tirpitz dennoch den Sieg über die englische Flotte verdient hätte.

Niemals später habe ich so deutlich die Tatsache empfunden, dass der soeben geschlagene deutsche Imperialismus kein Buch und kein Lebenswerk anerkennen würde, welches ungeeignet bliebe, den deutschen Cäsarenwahnsinn des verflorbenen Wilhelm II. und des kommenden Hitler zu rechtfertigen oder wenigstens so zu beschönigen, dass sich ein neuer Fehlversuch von neuem als mit dem Ge- schäftsumsatz der deutschen Industrie vereinbar erklären liesse.

Wiederum trat eine Pause in meiner Buchproduktion ein. Es kam das Jahr 1922 mit dem Niagaraabsturz der deut- schen Währung und der Ausplünderung des deutschen Mittelstandes, die man hernach so charmant als Inflations- schicksal bezeichnet hat. Zu dieser Zeit war mein Freund Rudolf Leonhard Lektor beim Verlag „Die Schmiede“, der dann an einer Verlagsspekulation mit Marcel Proust kaputt gegangen ist. Leonhard hatte mit mir verabredet, dass unter dem Titel: „Her zu mir! spricht die Viereinigkeit“ die grossen Dichtungsausbrüche der Jahre 1920/21 im Schmiede-Verlag herauskommen sollten. Nun brach, wie anderweitig in diesem Buch erzählt, vom 20. bis zum 30. April 1923 die „Dichtung“ „Christi Weltleidenschaft“ hervor, die ich sofort meiner späteren Frau, Margarethe Kallmeyer, im Plutus-Verlag von Georg Bernhard mit vier Durchschlägen in die Schreibmaschine diktierte. So gewal- tig war dieser Ausbruch, dass ich sofort aus den Arbeits- räumen des Plutus-Verlages in die Wohnung von Georg

Bernhard hinaufging, um dort einen Durchschlag „zu den Akten“ abzugeben. Die beiden anderen Durchschläge sandte ich an Rudolf Leonhard und an Leo Matthias, der mir sofort schrieb, diese Niederschrift habe eine Gewalt, als würden einem die Zähne in den Mund zurückgestossen. Zwei Tage später war beschlossen, dass aus meinem Gedichtbändchen „Her zu mir! spricht die Viereinigkeit“ Gedichte herausgezogen werden sollten, um an deren Stelle die Szenenfolge „Christi Weltleidenschaft“ einzuschalten. So geschah es auch hier bei einer „Dichtung“, die ich als meinen entscheidenden Überkegelungspunkt von der Dichtung im Sinne Hofmannsthals und Rilkes zur Sozialphysik betrachte, dass eine Niederschrift, die von mir keineswegs als künstlerische Leistung vorbedacht war, sofort in Druck ging, obgleich sie in keine bisherige Kategorie der Literatur einzuordnen war, nicht einmal in die psychoanalytische Literatur; denn bis zum heutigen Tag hat von den überlebenden Psychoanalytikern der heroischen Zeit vielleicht nur Heinrich Meng in Basel meine eigentliche Situation zum Schrifttum, zur psychoanalytischen Krise 1923, zum Marxismus und zu einer Sozialhygiene in einem inskünftig zureichenden Sinne begriffen. Diese paar kurzen Szenen von „Christi Weltleidenschaft“ betrachte ich, wie gesagt, als den grossen Überkegelungspunkt in meinem Leben, denn genau, wie ich mir dabei bewusst war, den Begriff der Grundswellen in die Relativitätstheorie eingebaut zu haben und in die Quantentheorie, um diese scheinbar mathematisch transzendenten Kategorien wieder menschlich zu machen, genau so bedeutete der Übermut, mit dem ich die Inflationspanik von 1923 durch eine solche Arbeit ignorierte, eine nicht wieder wegzuwischende Ohrfeige für das ganze kapitalistische Verführungssystem, mit dem der Spätkapitalismus in seiner Euphorie noch möglichst viele Kleinbürger und Sparer in den eigenen Untergang hineinreissen wollte. In diesem Sinne bedeutet „Christi Weltleidenschaft“ bei weitem die grösste Leistung meines ganzen Lebens als Denker, Soziologe und beginnender Sozialphysiker, denn

in den wenigen Seiten dieser Niederschrift setzte ich mich bewußt ab von den Vernunftgefällen, an denen meine ganze Mitwelt und Umwelt zugrundeging, wie Fische im Schleppnetz überlegener Fischerflotten.

Interessant waren die Reaktionen, die auf „Christi Weltleidenschaft“ erfolgten. Dr. Rudolf Kaiser, der Schwiegersohn Einsteins, zeigte sich sehr wohlwollend bereit, als Herausgeber der „Neuen Rundschau“ etwa die Hälfte der Szenenfolge abzdrukken, und zwar in der Weihnachtsnummer auf 1924, weil die Menschen dann besonders geneigt seien, dergleichen Dinge aufzunehmen. Ich aber empfand dieses Angebot als Zumutung und zog das Manuskript aus den Händen des Einstein-Schwiegersohnes zurück.

Selbstverständlich musste nun eine grosse Pause, weitspannend wie die Brooklynbrücke, in meiner Buchproduktion eintreten.

Erst 1928, in Frankfurt am Main, in dem seltsamen Purgatorium, das ich damals mit meinem Freund Adolf Steinschneider am Untermainquai 20 durchgelebt habe, konnte so etwas wie Regeneration meines Schrifttums einsetzen. Dort wirkte ich als eine Art von Bürovorsteher in der Anwaltspraxis Adolf Steinschneiders, ungefähr so, wie Karl Marx als Berater in der Geschäftsführung seines Freundes Friedrich Engels hätte wirken können. Eines Tages trat Steinschneider in dem verschlissenen braunen Schlafrock, den er zu tragen pflegte, wenn er in unserer Riesenwohnung vor Sorgen nicht schlafen konnte, gegen drei Uhr morgens in das Dienstmädchenstübchen, von dem aus ich die Welt beherrschte, und sagte mir:

„Hören Sie mal, Turel, da haben wir doch unseren Prozesshansel, den Drucker Weiss. Der Mann ist uns schon weit mehr als fünfzehnhundert Reichsmark schuldig, und ich schlage Ihnen vor. Stellen Sie doch einmal einfach etwas zusammen von dem, was Sie hier zusammengeschustert haben. Der Mann soll uns eine Broschüre drucken. Das können wir dann gegen seine Schulden bei mir verrechnen.“

Gesagt, getan. Im Nu hatte ich die Broschüre beisammen, die dann im Selbstverlag des Verfassers Adrien Turel unter dem seltsamen Titel „Keinen Gott als nur die Menschheit“ erschienen ist.

Sofort war auch unser Mandant, frommer Beter in der Judengemeinde, sonst aber ein notorischer Betrüger, freundlich bereit, seine Schulden abzutragen, indem er unser Büchlein druckte. Sobald er aber die ersten Bogen gesetzt und auch gedruckt hatte, rechnete sich der Biedermann aus, dass er hiermit Gefahr lief, schon mehr als die Hälfte seiner Anwaltsschulden abzutragen. Dies erweckte in ihm ein Gefühl so tiefer Reue, dass er nun anhub zu verlangen, mein Freund Steinschneider und ich sollten ihm nunmehr fünfhundert Mark auszahlen, damit er instandkäme, die zweite Hälfte der Broschüre zu drucken.

Ich war auf diese kaufmännische Rückwendung völlig vorbereitet. Nicht so aber mein Freund Steinschneider, der noch als reiner Idealist unter den revolutionären Geistern zu werten war. In einem zornigen Impuls liess Steinschneider einen starken Mann mitsamt einem zweirädrigen Karren kommen. Zu dritt fuhren der Karrenmann, Steinschneider und ich vor der Druckerei des Gentleman-Druckers Weiss vor. Dort liessen wir den Karren samt Lenker auf der Strasse stehen, schritten mutig in die Druckerei hinein und begannen nun, die grossen Satztafeln mit dem dritten und vierten Bogen unserer Broschüre übereinander zu packen und dann diese schwere Last einfach die Treppen hinunter, über den Hof auf unseren Karren zu tragen, wobei der Sohn des Herrn Weiss dauernd um uns herumflatterte wie eine Spatzenmutter um die entführte Brut, dem Rechtsanwalt Adolf Steinschneider nachschrie, er sei kein Rechtsanwalt, sondern ein Strassenräuber, ein Seeräuber, und uns alle Flüche der Propheten nachrief, uneingedenk der Tatsache, dass sein patriarchalischer Vater nicht nur unsere Rechtsanwaltsfirma, sondern alle Zeitgenossen ununterbrochen begaunerte.

Mit der Freudigkeit von Schwerarbeitern, welche mit

schwellenden Muskeln Marmorplatten heben, schoben wir die wichtigen Satzplatten unserer Broschüre auf den Karren und beförderten sie dann zum damaligen Verlag der Kommunistischen Partei in Frankfurt, deren Anwalt Steinschneider war.

Am nächsten Morgen, schon gegen neun Uhr früh, rief uns die kommunistische Druckerei bereits an, um uns mitzuteilen, der deutschnationale Drucker namens Weiss, habe sie mit einer Klage auf Raub bedroht, wenn sie sich unterständen, seinen Satz einfach auf ihren Maschinen abzuziehen, und daher müssten wir ihnen gestatten, einen neuen, völlig entsprechenden herzustellen.

Dies mussten wir zähneknirschend „gestatten“, und daher hat meine Broschüre „Keinen Gott als nur die Menschheit“ bis heute ihren merkwürdig zwiespältigen Satzcharakter. Diese Fügsamkeit der kommunistischen Druckerei hatte immerhin für diese noch den Vorteil, dass sie die Satzkosten für den dritten und vierten Bogen nochmals von uns einkassieren konnte, wodurch sie gleichzeitig ihrem „Kollegen“ Weiss unter die Arme griff, der geradezu untröstlich gewesen wäre, wenn er auf diese Weise seine Anwaltskosten an uns bezahlt hätte.

Selbstverständlich verkündeten mir alle die Leute, die im Geiste schon immer ihre sämtlichen Werke in Halbleder gebunden vor sich sehen, mein Todesurteil. Ein Mensch, der schon bei S. Fischer ein Buch herausgebracht hatte und nun in seinem achtunddreissigsten Jahr darauf angewiesen sei, eine Broschüre in so grotesker Weise herauszubringen, erledige sich dadurch selbst. Mir blieben solche Urteile völlig gleichgültig, denn im Grunde betrachte ich alle meine Veröffentlichungen wie Flugschriften, die man nach allen Seiten ausstreut, um Propaganda zu machen. Neun Zehntel von dem, was heutzutage gedruckt wird, bedeutet offenkundige Reklame für Warenwerte, welche en masse und marktreif lieferbar sind. Es ist die Tragödie, aber auch die historische Ehre der grossen Denker und Dichter im Sinne eines Dante und Marx, dass sie ihr Leben daran setzen, Propaganda zu machen für Dinge

und Zustände, die noch nicht „da“ sind. So sprechen sie auch immer wieder einen Menschen an, den es noch nicht gibt.

Zunächst packten Steinschneider und ich je fünfzig Exemplare der Broschüre zusammen und verkauften diese Pakete für je fünfzig deutsche Reichsmark an sechs oder sieben Freunde, wie Lomnitz, Henning, Schinnagel, Rätsch, und die Wirkung dieser kleinen Schrift war bedeutend stärker, als es die Routine eines Buchhandelflissenen hätte vermuten können. Unter anderem verschaffte sie mir die Freundschaft von Karl Korsch, dessen tiefe Kenntnis der Dialektik und der mathematisierenden Soziologen, wie Cournot, Walras und Pareto, mir ebenso wertvoll waren wie seine menschliche Anständigkeit, obgleich ich mit seinen politischen Anschauungen, besonders in betreff Russlands, niemals konform gehen konnte.

Mit dieser Broschüre schien ich von der Dichtung endgültig Abschied genommen zu haben und völlig zu soziologischen Analysen überzugehen. Dies traf aber nicht zu, weil auch in „Keinen Gott als nur die Menschheit“ geometrische Formelemente enthalten waren, die nur über graphische Darstellungen oder aber in Gruppen von Gedichten zur weiteren Entfaltung gelangen konnten.

Eine neue Konvergenz dieser Art, ein Überkegelungspunkt, aus dem sich wieder neue Aufspaltungen in Satz und Gegensatz ergeben, stellte sich 1930/31 in der letzten grossen Veröffentlichung meiner Deutschlandperiode dar, in der „Eroberung des Jenseits (I)“.

Es begann im Mai 1930. Menschen meiner Einstellung waren damals in Deutschland schon weithin strategisch vom Nationalsozialismus überschattet. Unsereiner konnte schon deutlich sehen, wie die künftige Einkesselung abgesteckt war. Alle Leute (und nicht nur in Deutschland), die mit sicherem Instinkt um ihre kommende Karriere besorgt waren, blinzelten dem Nationalsozialismus verständnissinnig zu und deuteten schmunzelnd an, eigentlich seien sie schon überzeugt und betrachteten sich nur als

Nachtrab in der versinkenden Welt der westeuropäischen Demokratien. Auf dem Wrack müssen ja einzelne Mannschaften tunlichst lange zurückbleiben, um zu bergen, was noch zu bergen ist.

Ausdrücklich muss festgestellt werden, dass auch die kommunistische Partei in Deutschland ihrer ganzen Position nach einen Zweifrontenkrieg führend gegen den Faschismus und die Sozialdemokratie, ausserstande war, aus der keineswegs hoffnungslosen Lage schöpferischen Nutzen zu ziehen.

Meine Lage war so erbarmungswürdig schlecht, geradezu grotesk, dass ein normaler Mensch gewiss versucht hätte, auf irgend eine Weise ein Ende zu machen. Eines Tages ging ich zum knurrigen, aber im Grunde sehr wohlwollenden Kritiker Arthur Eloesser, der im Schutzverband deutscher Schriftsteller massgebend war. Eigentlich wollte ich ihm sagen, ich sei grauenhaft pleite und brauchte durchaus etwas Geld. Wie ich ihm aber gegenüber sass, schien ich diesen Umstand vergessen zu haben. Statt dessen entwickelte ich ihm mit ungeheurer Vehemenz, was mich beschäftigte. Das machte ihm offensichtlich grossen Spass, so dass er grunzte und knarrte:

„So, so! Sie wollen sagen, dass viele anderen Leute von ihren Ideen leben, und dass Sie auch mal selbst ein Buch herausbringen möchten.“

„Ja“, nickte ich freudig, „ungefähr so ist es.“

„Warten Sie mal“, überlegte Eloesser, „Sie kennen doch den Ernst Rowohlt. Er kennt Sie auch. Ich werde gleich an ihn schreiben, und dann gehen Sie einfach morgen zu ihm. Läuten Sie gar nicht erst an, sondern gehen Sie direkt hin, wenn so ein Verleger aufgestanden ist, so gegen elf Uhr.“

Am nächsten Vormittag empfing mich der riesenhafte Kanonier Ernst Rowohlt mit den bei ihm üblichen stimmlichen Böllerschüssen: Hallo! Was ich nun triebe? „So“, sagte er, „Sie wollen also ein Buch schreiben? Wie soll es denn heissen?“

„Die Eroberung des Jenseits“, erklärte ich, entsprechend

meiner Art, jeden Buchtitel zu einem quaternistischen Slogan zu machen.

„O, das ist ein prächtiger Titel“, meinte Rowohlt.

„Dann wollen wir gleich einen Vertrag abschliessen“, sagte ich.

Darauf wollte sich aber Rowohlt doch nicht einlassen. Ich musste erst Entwürfe für sein Lektorat einreichen. Sein Lektorat bestand, soviel ich sehen konnte, in einem feinsinnigen Essayisten, dem ich tief unsympathisch war. Eine Besprechung, die wir bei Tee und Sandwiches hatten, liess mich Schreckliches ahnen. Trotzdem reichte ich machtvolle Entwürfe ein, die schon einzelne Abschnitte der „Eroberung des Jenseits“ enthielten. Wer dieses Buch kennt, kann sich die verheerende Wirkung auf ein wahrhaft literarisches Gemüt vorstellen.

Nach etwa vierzehn Tagen wurde ich gebeten, mich zu einer Verlagsbesprechung zu Rowohlt zu begeben. Das Zimmer erinnerte mich in unangenehmer Weise an den Empfangsraum bei Stefan Grossmann (von dem im Journalisten-Kapitel die Rede sein wird): edelgrauer Teppich, edelgraue Klubsessel. Schon öffnete sich die Tür, und der gemütvollste Gorilla Ernst Rowohlt schob das Lektorat vor sich ins Zimmer, ungefähr wie eine mächtige Amme den ihrer Obhut anvertrauten Kinderwagen über die Strasse bugsirt, sorgsam, damit die Räderchen nicht in die Strassenbahnschienen geraten. Wir nahmen Platz, ich in dem einen Sessel, Rowohlt im zweiten, das Lektorat im dritten, und schon senkte sich tödlicher Frost auf diese Beratung der Grossen Drei herab. Ich taxierte: Begräbnis erster Klasse. Rowohlt nahm ein Blatt Papier hervor und reichte es mir.

„Das ist das Urteil meines Lektorats“, sagte er mit heuchlerischem Bedauern.

Auf dem Blatte las ich: „Ich habe die Entwürfe von Herrn Adrien Turel durchgelesen. Ich kann sie nicht verstehen und nehme an, dass auch ein Dutzend Universitätsprofessoren sie nicht verstehen würde. Ich glaube nicht, dass sich daraus ein Bucherfolg ergeben könnte.“

Schon mehrfach hatte ich mir überlegt, ob aus den feinsinnigen Essays des Lektorats sich ein Bucherfolg ergeben könnte. Nun musste ich lachen, faltete das Blatt zusammen, nahm meine Brieftasche heraus und meinte: „Dies Dokument muss ich aufheben, damit die Nachwelt konstatieren kann, wie fundamental ich verkannt wurde.“

Rowohlt wurde ganz rot vor Freude unter seinem strohblonden Haar. „Hallo, so haben wir nicht gewettet! Geben Sie mal den Wisch her, das Ding ist ja gar nicht an Sie gerichtet, das gehört zu meinen Akten.“

Ich konnte das Schriftstück somit nicht meinem Polizeidossier einverleiben, aber damit war das Eis gebrochen, und während das Lektorat vor Ärger grün wurde wie eine Frühlingswiese, wurden Rowohlt und ich innerhalb einer Viertelstunde einig. Es wurde abgemacht, dass ich bis ultimo September das Manuskript der „Eroberung des Jenseits“ abliefern sollte, und ich bekam einen winzigen Vorschuss von sechs- oder achthundert Mark.

Mit diesem Vertrag in der Tasche eilte ich nach Hause. Dann habe ich innert sechs oder acht Wochen das Manuskript von „Eroberung des Jenseits (I)“ zweieinhalb bis drei Mal in die Maschine gehauen. Die Adelsfräulein v. Bredow und von der Goltz, bei denen ich in Charlottenburg ein Zimmer gemietet hatte, beschwerten sich keineswegs über dieses ruhestörende Gerassel, vielmehr wurde ich ihnen durch meinen eisernen Fleiss ganz besonders sympathisch, und voller Anerkennung meinten sie einmal, ich würde gewiss nicht so bald mit dem Kopfe wackeln.

Wir haben von der propagandistischen, das heisst von der dynamischen Wirkung des Schriftwerkes und des Kunstwerkes gesprochen. Es wäre aber an der Zeit, hier Symbole einzuschalten, die sich ohne weiteres, wie aus den Liebesverbindungen der Menschen, so auch aus der Bombardierungstechnik der Nuklearphysiker ergeben. Der Mensch als schlichter und tumber Artillerist schießt eine Granate auf sein Ziel ab, damit seine Granate zerplatzt und dabei auch das Ziel auseinandersprengt. Nach 1900 mögen sich die Kernphysiker wie Artilleristen vorgekommen sein,

wenn sie anfangen, einen Atomkern mit Elektronen zu bombardieren, um ihn zu „zertrümmern“ und auseinanderzusprengen. Hernach hat man aber aus der Praxis der Nuklearphysik gelernt, dass es sparsamer und wirksamer ist, die Nuklearziele nicht mit dem Maschinengewehrfeuer schneller Elektronen zu bombardieren, sie vielmehr mit Neutronen gleichsam zu beschleichen, worauf dann keine chemodynamische Zersprengung, vielmehr eine ganz unerwartete Metamorphose sowohl des eingeschlossenen Neutrons, als auch des angezielten Atomkerns erfolgt.

Genau das Entsprechende habe ich bei der Entwicklung all meiner Schriften erlebt, die doch teils so gänzlich unverständlich, teils so aggressiv erscheinen. Schon deshalb, weil ich weder an die Weimarer Republik noch auch an den Faschismus glaubte, war ein Buch wie die „Eroberung des Jenseits (I)“ zunächst ganz unverständlich, denn es war kein Geschoss gegen die emporkommenden Faschisten noch auch gegen die westeuropäischen Demokratien. Es schien, wie ein Gedankengespenst dem Gehirn eines modernen Hamlet entstieg, zwischen allen gegeneinander aufmarschierenden Realitäten wie ein Neutron hindurchzuschleichen.

Da ich schon damals mit der Vorstellung von Nuklearspaltungen arbeitete, wie sie inzwischen im Zusammenhang mit der Wirkung langsamer Neutronen landläufig geworden ist, wunderte ich mich keineswegs über die Aufnahme, die meine „Eroberung des Jenseits“ im damaligen Berlin erfuhr. Und da ich auf eine schöpferische Zersplitterung meines eigenen Geschosses gefasst war, bereitete sie mir sogar ausgesprochenes Vergnügen. Ich war damals mit zwei Ärzten, Schmeidler und Simons, als Psychoanalytiker assoziiert. Dr. Schmeidler war im Gegensatz zu seinem etwas farblosen ärztlichen Mitarbeiter ein Tausendsassa, nach allen Seiten hin interessiert, und kaum hatte er meine „Eroberung des Jenseits“ in die Hand bekommen, als er dieses Buch, das für ihn hätte abschreckend sein müssen, geradezu verschlang und mir

voller Begeisterung erklärte, ihm seien ganze Serien von Kriminalromanen dabei eingefallen.

Ein Rainer Maria Rilke oder Hugo v. Hofmannsthal, gewiss auch ein Immanuel Kant oder Friedrich Nietzsche wäre beleidigt gewesen gegenüber einer so leichtfertigen Einschätzung des Werkes, das für ihn selbst ungefähr soviel bedeutete wie die Grundlegung einer neuen Lebensphilosophie. Musste eine Darstellung nicht verfehlt sein, die zu solchen Missverständnissen Anlass gab?

Völlig anders geartet war meine Reaktion. Ich sah in Schmeidlers Begeisterung eine Bestätigung der Tatsache, dass in meinem Buch eine typisch dialektische Beziehung zum Leben eingeschlossen sei, und ging sofort auf seinen halb scherzhaften Vorschlag ein, aus diesem Buch eine Serie von Kriminalreissen herauszudestillieren (wobei ich unmittelbar an Jules Verne dachte; nicht aber an H. G. Wells).

Augenblicklich wurden wir uns über folgendes Arbeitsprogramm einig: Ich hatte am Vormittag in der Praxis nichts zu tun. So würde ich meine Vormittage dazu verwenden, neuartige, technosophisch fundierte Kriminalromane zu entwerfen, und Schmeidler würde seine, wie er behauptete überlegene Menschenkenntnis dazu verwenden, um meine Entwürfe „publikumsreif“ zu machen. Derartige literarische Symbiosen hatte es in der Geschichte des Schrifttums schon mehrfach gegeben, und ich war mir gewiss, dass ein Goldatom ein Goldatom bleibt, auch wenn es sich zeitweise mit Quecksilberatomen zum Amalgam verbindet.

Es wurde verabredet, dass wir dabei zugleich meiner geschiedenen Frau, Margarethe Kallmeyer, Arbeit beschaffen würden. Sie sollte hundert Mark bekommen, und ich persönlich erheischte einige grosse Flaschen Cognac-Verschnitt zu meiner moralischen Stärkung. Am folgenden Montag früh trat ich kurz vor acht Uhr zur Arbeit an. Ich entkorkte die erste Flasche Cognac-Verschnitt, Frau Margarethe Turel-Kallmeyer setzte sich an ihre grosse Schreibmaschine, und ich begann, in der Stube auf und

ab zu schreiten, wobei ich ab und zu bei meiner Cognacflasche Halt machte. Die Schreibmaschinenseiten fingen an sich zu füllen. Am Montag früh hatte ich begonnen, und am Samstag Mittag war die tragische Skizze eines Romans „Spermatype D 4“ abgeschlossen. Ich tat sie in meine Mappe, und am Nachmittag übergab ich sie meinem Schriftstellerkollegen Dr. Schmeidler. Er überflog das Ganze, beteuerte, nun werde für ihn die schwere Arbeit beginnen, und dann verschwand er, verschwand auf Nimmerwiedersehen, denn nur ab und zu an den folgenden Tagen sah ich seinen schneeweissen Ordinationsmantel um die Ecke verschwinden, wie ja auch die Weisse Dame nur immer schon im Entschwinden zu erblicken ist.

Ich erkundigte mich bei der Krankenschwester: „Was macht Dr. Schmeidler? Wo steckt der Gute, Treue?“ – „Ja“, meinte sie zögernd, „er hat gar so viel zu tun. Er weiss nicht, wohin zuerst!“

So vergingen bange Tage. Dann am darauffolgenden Samstag kam er mir sieghaft entgegen, freudig wie der Erzengel Michael mit dem Haupt des erlegten Drachen in der Hand. Er schwenkte einen grossformatigen Brief, den er mir reichte.

Ich nahm das Blatt in die Hand, überflog den Kopf, der den Namen eines bekannten Dresdner Verlages trug, und las darunter folgenden Text:

„Lieber, verehrter Herr Dr. Schmeidler! Ich bewundere Ihren Genius. Ihr Manuskript habe ich schon in Satz gegeben. Hochachtungsvoll“

„Was soll das heissen?“ fragte ich mit heuchlerischem Ergrimmen. „Was soll das heissen, dass dieser Mann Ihren Genius bewundert? Dass er Ihr Manuskript schon in Satz gegeben hat? Was für ein Manuskript?“

„Na ja! Das ist doch klar! Unser Manuskript! Unseren Roman!“

„Was, was, was? Ich habe Ihnen doch nur eine allererste Skizze übergeben. Sie wollten es ja erst publikumsreif

machen. Sie wollten es doch sogar erst medizinisch gewissenhaft durcharbeiten!“

„Ja was denn?“ versetzte Schmeidler ganz entrüstet. „Sie sehen doch, dass der Mann begeistert ist. Wozu sich dann noch anstrengen?“

„Aber, lieber Dr. Schmeidler, ich bin doch ein grosser Mann. Soeben habe ich die Eroberung des Jenseits herausgebracht. Ich kann ein solches erstes Gesudel nicht mit meinem edlen Namen signieren.“

„Brauchen Sie auch gar nicht, ich signiere schon. Wir machen dann sowieso fifty-fifty.“

Obgleich ich zornig tat, war mir die Sache ganz recht. Sobald ich nur meinen Namen nicht darunterzusetzen brauchte, nahm ich an der Publikation dieser blossen Skizze gar keinen Anstoss mehr, weil sie nur gesudelt war und keine für mich untragbaren Konzessionen enthielt. Dieses „Werk“ ist dann nicht nur als Buch erschienen, sondern mindestens noch zweimal von Zeitungen abgedruckt worden.

Dr. Schmeidler, der sich also nicht einmal zum amerikanischen Verlags-Nigger eignete, hatte nun Blut geleckt, und so diktierte ich immer weiter, innerhalb von acht Tagen jeweils einen Roman: „Die Organisation Kondor“, dann „Dr. Schu-Yang, Überwinder der Bamaya-Seuche, Nobelpreiskandidat“, „Die Greisel-Werke“ (die dann viel später in der Zürcher „Tat“ erschienen sind und als Buch bei Emil Oprecht), dann noch einen Roman „Reise einer Termiten zu den Menschen“ (für den sich mein Freund Harro Schulze-Boysen ganz besonders interessierte).

Anscheinend hätte es ewig so weitergehen können. Aber nur scheinbar. Denn ebenso wie die literarische Symbiose mit Dr. Schmeidler von vornherein zum Scheitern verurteilt war, musste auch jeder Versuch scheitern, meine sozialphysikalischen Ideen, die auf eine Weiterentwicklung des Marxismus und auf eine Realanwendung einer Nuklearphysik auf die Weltwirtschaft und Politik hinauslaufen, zu missbrauchen, um einem Edgar Wallace oder einer

Agatha Christie, sogar einem Jules Verne oder H. G. Wells Konkurrenz zu machen.

So wie allzu fremde Tierarten einander nicht begatten können, gibt es so etwas wie einen Adel der grossen bahnbrechenden Gedanken. Sie lassen sich nicht zu Zwitterbildungen minderwertiger Literaturgattungen aufpfropfen, und wenn man ihres Wertes sowie ihrer Grössenordnung ganz sicher ist, so mag man getrost mit ihnen chemische und wahlverwandtschaftliche Experimente unternehmen. Hierbei gibt es aber ganz bestimmte, gleichsam moralisch festgelegte Grenzen. Denn niemals hätte ich zum Beispiel mit dem Nationalsozialismus solche Synthesversuche unternehmen können wie mit den literarischen Planungen, die sich für Dr. Heinz Schmeidler aus der Lektüre meiner „Eroberung des Jenseits“ ergeben hatten.

Habent sua fata libelli

Wiederholt im Laufe der Jahre (sonderlich wenn eines meiner Bücher von einem „Kritiker“ mit Kübeln von Unflat überschüttet worden war) habe ich mit bitterer Ironie festgestellt, eigentlich kandidiere mein ganzes Lebenswerk auf den Friedensnobelpreis und eben deshalb werde es teils verleumdet, teils missverstanden, denn auch heute sei der echte Pazifismus in der Christenheit und im atlantischen Kulturkreis verpönt und verfehmt allerdings unter den einleuchtendsten Vorwänden.

In diesem scheinbar scherzhaften Ausspruch liegt die ganze Tragödie meines Lebens verborgen und auch die Lösung des Rätsels, warum ich in keiner deutschen Biographie, auch in keiner deutschen Literaturgeschichte auch nur mit einer Silbe erwähnt bin, obgleich ich all diese Menschen, Männer und Frauen der Zwanzigerjahre, die heutzutage ihre Erinnerungen ebenso gewissenhaft zu den Geschichtsdokumenten ihrer Zeit hinstiften wie Winston Churchill oder Harry S. Truman, gekannt habe.

Es ist nicht unwesentlich festzustellen, dass meine Ent-

fremdung gegenüber meinen scheinbar erfolgreicherem Zeitgenossen aus den Zwanzigerjahren (zwischen 1917 und 1933) meiner tiefsten Überzeugung nach nur daher stammt, dass Männer und Frauen wie Heinrich Mann, Käthe Kollwitz, Kurt Hiller, Rudolf Leonhard, F. W. Foerster, Graf Arco, auch Frau von Nathusius und Breitscheid, sogar Johannes R. Becher und Bert Brecht (der mir immer ganz besonders sympathisch gewesen ist) pazifistisch zu sein wähten, Pazifisten zu sein glaubten allerdings auf eine Weise, welche ich als rein „utopisch“ beurteilen musste. Nehmen wir ein Beispiel: Ich habe in Berlin den berühmten Pazifisten Hellmut von Gerlach sehr gut gekannt. Der Mann wäht Pazifist zu sein. Als Pazifist betrachtete er jeden als Militaristen, der sich nicht genau zu seinem System des Pazifismus bekannte Wenn man aber seinen Pazifismus für sich selbst in Anspruch nahm, war er wiederum tödlich beleidigt, als hätte man ihm etwas entgegenwollen, was ihm allein zukam. Wie dabei eine lebendige und wirksame Organisation des Pazifismus als einer regierenden Macht zustandekommen sollte, war mir unerfindlich. Dazu kam, dass der ci-devant konservative Pazifist Hellmut von Gerlach ein fanatischer Jäger war, im Stil des österreichischen Thronfolgers und Kaisers Wilhelm II. Ein fanatischer Jäger ist aber noch lange kein Förster. Ein echter Förster ist, ähnlich einem Gärtner, ein liebevoller Verwaltungsbeamter, der – wenn es notwendig ist – einen Spiesserhirsch abschießt und in der Verwaltung seines Tierbestandes ungefähr so wirkt wie ein Löwe unter den Herden seiner afrikanischen Steppe (denn auch die Raubtiere sind in der „alliebenden und freien Natur“ nichts weiter als parasitische Verwalter der Pflanzenfresser).

Vor etwa 6000 Jahren hat sich der Mensch in einem Grabenkrieg tiefster Art in die Ackerwirtschaft hineingegraben, woraus sich die machtvolle gesteigerte Produktion des nährenden Korns ergeben hat. Dadurch wurden aber die Bauern zu glebae adstricti, zu Hörigen an dem Schollenbereich, den sie beackerten und aus dem sie schier wuche-

rische Erntezinsen herausholten. Aus dieser Erfindung des Urbauerntums vor etwa 6000 Jahren hat sich eine noch niemals gesehene Dreiklassenspaltung oder Dreifaltigkeitsentfaltung des Menschen ergeben: Auf Grund der potenzierten Nahrungsmittelerzeugung des Bauerntums konnten sich nunmehr die Städte, die heiligen, die sacralen Städte der Sumerer, der Akkader, der Alt-Ägypter ebenso beherrschend wie parasitär aufrichten als dritte Macht aber konnte sich die alte Wirtschaftsform der nomadisierenden und räuberischen Jäger als Feudaladel absetzen und voll entwickeln. Sobald man diese Dreifaltigkeitsentwicklung der menschlichen Kultur vor etwa 6000 Jahren klar erkennt, versteht man auch, wieso eine Dreifaltigkeit von Feindschaften entstehen musste, die viel urwüchsiger ist als der Klassenkampf, wie ihn Marx und Engels im Kommunistischen Manifest als Grundlage aller sozialen Spannungen definiert haben. Dadurch, dass das Bauerntum, um produktiv zu werden, sich mit der Scholle auf Gedeih und Verderb verfilzen musste, geriet das Bauerntum unentrinnbar in eine ganz besonders subalterne Hörigkeit zu den Jahreszeiten, zu den „cäsarischen“ Launen der unberechenbaren Witterung und eben dadurch auch in den Geisterglauben, in die Gespensterfurcht.

Dieser schollenbedingten, abergläubischen, noch steinzeitlichen Religiosität (Weltverbundenheit = Schollen- und Eigentumsverbundenheit) des Bauerntums gegenüber konnte der entstehende Adel eine viel grössere „Freiheit“ behaupten, indem er sich die Wälder und das Jagdrecht vorbehielt, indem er scheinbar frei vagierend blieb, wie die Jäger und die Gestirne! Aus diesem Grunde behielt sich der Adel die Jagd vor, die Wälder, das herrschaftliche Symbol der Hirschjagd und der Fuchsjagd.

Man versteht leicht, warum ich aus solchen Überlegungen heraus mit solchen Pazifisten wie Hellmut von Gerlach in schärfsten Konflikt geraten musste, denn ein jagdbessener „Pazifist“ muss notwendigerweise verkennen, wie sich der Adel mit seinen Jagdprärogativen vom Bauerntum, vom Ackerbau ganz ähnlich abgesetzt hatte wie die

Städte der Hochkultur, welche ganz entsprechend wie der Adel die Produktionsweise und die Religion des Bauerntums ebenso verachteten, wie sie von ihnen abhängig blieben.

Habent sua fata libelli. Mein erstes Buch „Selbsterlösung“ bei S. Fischer, Berlin, 1919, wurde deshalb mit Wohlwollen aufgenommen, weil darin noch nichts von den entscheidenden Problemstellungen steht. Sobald ich dann aber in den folgenden Werken die Klassentheorie des Marxismus aufnahm, um sie im Sinne der vorstehenden Darlegungen dialektisch zu überwinden, erklärte man im Bereiche der Kritik meine Werke für unverständlich, obgleich sie gewiss klarere Diagnosen und Prognosen enthielten als die Werke meiner zunächst buchhändlerisch erfolgreicherer Zeitgenossen.

An einer berühmten und viel zitierten, aber selten wirklich gelesenen Stelle seiner „Philosophie der Geschichte“ sagt G.W.F. Hegel:

„Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, dass Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben. Jede Zeit hat so eigentümliche Umstände, ist ein so individueller Zustand, dass in ihm, aus ihm selbst entschieden werden muss und allein entschieden werden kann. Im Gedränge der Weltbegebenheiten hilft nicht ein allgemeiner Grundsatz, nicht das Erinnern an ähnliche Verhältnisse, denn so etwas, wie eine fahle Erinnerung, hat keine Kraft gegen die Lebendigkeit und Freiheit der Gegenwart. Nichts ist in dieser Rücksicht schaler als die oft wiederkehrende Berufung auf griechische und römische Beispiele, wie diese in der Revolutionszeit bei den Franzosen so häufig vorgekommen ist. Nichts ist verschiedener als die Natur dieser Völker und die Natur unsrer Zeiten.“

Zwischen 1900 und 1914 in Berlin, also in einem Milieu und in einem Zeitalter, wo man, gemäss der Auffassung Napoleons I., die Geschichte gleich der Kriegsgeschichte gesetzt hatte, habe ich die Überzeugung mir erarbeitet, dass man auch hier den Stier bei den Hörnern packen muss, dass man den Pazifismus nur realisieren kann, indem man sich in die Mängel und Widersinnigkeiten der Kriegsgeschichte vertiefte. Daraus musste sich ein gefährlicher Bruch, ein verheerendes Missverständnis ergeben zwischen dem Pazifisten Adrien Turel und andererseits den Pazifisten im Sinne von Gerlachs. Da die gesamte Geschichte der hohen Kulturen seit der Frühantike, seit den Städte-Reichsgründungen der Sumerer und Akkader, der Alt-Ägypter, der Phönizier, Griechen und Römer immer wieder erweist, dass es unmöglich ist, den „Sündenfall“ der von uns gezeichneten Dreifaltigkeit von Machtpositionen:

Adel – Bauerntum – Stadtmacht

Stadtmacht – Bauerntum – Jägeradel

Feudalismus – Bauerntum – Stadtkapitalismus

im Sinne einer kommenden Weltkultur pazifistisch aufzulösen, wenn man sich immer wieder dazu verführen lässt, im Sinne eines der alten Blutrache entsprechenden Revanche-Gedankens (wie zwischen England und Frankreich, Deutschland und Frankreich, Spanien und England, Spanien und Frankreich, Spanien und Italien, Deutschland und Italien ... ins Unendliche der imperialen Revanche-Permutationen) gegenseitig auszurotten, ergab sich mir in meinen Deutschlandjahren, 1900 – 1914 – 1917 – 1933 (gerade deshalb, weil ich die Erbfeindschaft Englands, Frankreichs, Deutschlands im eigenen Busen zu versöhnen hatte) verhältnismässig einfach die Wiederaufnahme des Problems, welches Lessing in der Dreiringe-Parabel Nathans des Weisen zwar blutlos, aber intellektuell grossartig gestellt hatte.

Der gesamte Pazifismus, wie er in den Zwanzigerjahren in Deutschland, aber auch in allen andern historisch er-

müdeten Ländern und Hauptstädten Westeuropas „gras-
siert“ hat, wollte sich nur aus dem Rüstungsbetrieb gleich-
sam buddhistisch herausziehen, um den Weltfrieden vorzu-
bereiten oder gar zu gewährleisten. Ich behauptete, dass die
„Erfolglosigkeit“ meiner Bücher der Deutschlandperiode,
wie ich sie am Schlusse dieses Buches von neuem aufzähle,
einzig und allein davon herrührt, dass ich aus einem leiden-
schaftlichen Studium der Kulturgeschichte die Überzeu-
gung gewonnen hatte, eine Versöhnung der Mächte, der
gänzlich vergreisten und auf Altenteil verbitterten Vikto-
rianischen Kulturkräfte sei nicht durch juristische Aus-
löschung des gegenseitigen Verschuldens zu erreichen,
sondern nur dadurch, dass man einheitlich, paläontolo-
gisch und sogar kosmogonisch die gesamte Entstehungs-
geschichte aller streitenden Staaten nicht nur revidierte,
sondern von einer ganz neuartigen Grundschwelle aus-
gehen liess.

Die beiden grossen „Friedenskongresse“ in Genf, Sommer
1955, können mich nur in der Überzeugung bestärken,
dass ich seit 1920 mit meiner Revision der Geschichts-
perspektive (sie zielt nicht auf Konkurrenz, sondern auf
Konvergenz der Mächte) gegenüber den alten Anschauun-
gen der Geschichtsforschung ebenso Recht behalten werde,
wie die nicht-euklidischen Geometrien im Gegensatz zur
Metrik der griechischen Geschichtsbetrachtung, von der
sich auch noch ein Leopold von Ranke nicht hatte be-
freien können. Möglicherweise beruht die „Erfolglosigkeit“
meines literarischen und dichterischen Lebenswerkes von
1919 – 1934 in Deutschland, sodann von 1934 – 1955 in
der Schweiz einzig und allein in der Tatsache, dass ich
den Gegensatz, dass ich die Todfeindschaft und konkurrie-
rende Rivalität zwischen Frankreich und Deutschland seit
dem Vertrag von Verdun im Jahre 843 nach Christi Geburt
ganz anders habe versöhnen und im Sinne einer schöpfe-
rischen Konvergenz integrieren wollen, als es die kapita-
listischen Fusionen der Stahl- und Kohlen-Unionen unter-
nommen haben.

In Erkenntnis dieser Zusammenhänge vermag ich es bei-

nahe zu geniessen, wie ich das deutsche und das europäische Schicksal von 1914 bis 1945 habe miterleben und sogar dramatisch habe miterleben können, ohne dass in der zeitgebundenen Literatur von meiner Lebensarbeit überhaupt Kenntnis genommen wird.

Habent sua fata libelli. Von manchen zeitgenössischen Literaten kann man auch mit Bezug auf ihren Erfolg sagen: Sie haben ihren Erfolg dahin.

Mein grosser Flirt mit der Schachgöttin Caissa

*Je brûlerai leurs livres de tactique,
et ils seront à bout.
Napoléon Bonaparte.*

*Die Trauer des Gewinnens ist unendlich,
Und sie ist tief und dunkel wie die Scham.
Und wie ich siege, scheu ich mich zu siegen
Und sieg auch nicht, denn Siegen ist Betrug.*

Schon vor Jahren sagte mir ein befreundeter Physiker: „Ich spiele leidenschaftlich gern Schach, spiele es aber nie.“ Dann erzählte er, in seiner Pubertätszeit, etwa im fünfzehnten Lebensjahr, sei er wegen seiner Lunge in einen Kurort gekommen. Dort habe er Schach gelernt, um die Zeit totzuschlagen. Nach einigen Monaten sei eine benachbarte Talschaft von einer schweren Wassernot heimgesucht worden. Da habe man für ihn im grossen Hotel eine Simultanvorstellung arrangiert, bei der er gegen sechzehn Spieler zu spielen hatte, wobei jeder zwei Franken zahlte. Zu seinem eigenen Erstaunen gewann er zwölf oder dreizehn Partien und machte die übrigen remis. Statt sich nun auf das Schachspiel zu werfen, habe er dieses Spiel vollkommen aufgegeben. Diese Scheu vor dem Erfolg war mir tief sympathisch. Sie erinnerte mich an meine eigene Einstellung zu diesem Spiel, welches doch gegenwärtig von den Russen zu einer Art von Ingenieurwissenschaft erhoben wird.

Bei den Begabungen von Galois' Typus fällt die Entscheidung über die Arbeitsgebiete und über die Begabungsrichtung schon sehr früh, vermutlich in die sogenannte Latenzzeit, etwa ins siebente Lebensjahr. Das vorgezeichnete Weltbild, welches in dieser Zeit geprägt wird, wird dann in der „zweiten“ Pubertät, etwa im vierzehnten

oder fünfzehnten Lebensjahr, gleichsam vulkanisch gestört, was zu einer gefährlichen Begabungskrise führt. Ich verdanke es meinem kauzigen Vater, dass der Zauber des Schachspiels mich nicht schon in dieser entscheidenden Frühzeit, also um 1896 ergriffen hat, sondern erst 1907, als meine Begabung schon von anderen Leidenschaften unwiderruflich besetzt war.

Kehren wir zurück zur Greisenburg am Lac Léman, zum Château-Fort des Revenants und zur Zeit um 1895, wo ich auch das Lesen und Schreiben auf so dramatisch bewegte Weise erlernte. Dort, im kleinen Makartsalon, stand das Schachspiel meines Vaters. Die heutigen Schachmeister, welche nach der Stoppuhr, am Fliessband sozusagen, das „königliche Spiel“ (auch bei den Sowjetmeistern scheint es noch ein königliches Spiel zu sein) mit Staunton-Figuren, auf Brettern von vierzig mal vierzig Zentimetern betreiben, vermögen ein wesentliches Element des alten Schachs gar nicht mehr zu erkennen. Wie Kartographen, die vom Flugzeug aus eine Landschaft aufnehmen, überblicken sie das strategische Gebiet der vierundsechzig Felder, wie schon gesagt, ganz ingenieurmässig. Wollte man sich in das Wesen des Schachs zur Zeit der Kreuzzüge zurückversetzen, so wäre das Spiel in unserem kleinen Salon in Chailly dazu weit geeigneter gewesen. Zwar hätte man dort das schöne, schwarzglänzende Klavier durch einige alte Lauten ersetzen müssen, aber der Kamin wäre stilgemäss gewesen, auch vor dem Kamin die schweren orientalischen Teppiche und auf dem Teppich das riesige Bärenfell, und auf dem Bärenfell das Intarsientischlein, das auch schon nicht besonders fest auf seinen acht Beinchen stand, und schliesslich auf dem winzigen, kunstvoll ausgelegten Schachbrett des Tischleins die gotisch aufgedrechselte Schonung der weissen und schwarzen Elfenbeinfiguren. Sie standen dicht beieinander, dicht wie lauter winzige Pappeln oder Wellingtonien. Das ganze schien darauf angelegt, bei jedem kleinen Stoss durcheinander zu purzeln.

Nun denke sich der geneigte Leser, das Château-Fort des Revenants hätte nicht in Chailly, sondern im Züribiet

auf dem Uetliberg oder auf dem Albis gestanden, und nicht im Ausgang des viktorianischen Zeitalters, sondern um 1270, in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit, als Rudolf von Habsburg noch nicht als deutscher König für Ordnung zu sorgen suchte, als er vielmehr selbst die Burgen überfiel, die er sich anzueignen wünschte.

Vor dem Kamin auf dem Bärenfell hätte nicht mein Vater mit seinem Freunde, dem Mathematiker Ruchonnet oder mit dem Colonel Comte beim Schach gesessen, sondern der Freiherr Ulrich von Regensburg mit dem von ihm hochverehrten Fräulein Kunigunde von Schnabelburg (vom Albis ist es ja nicht weit bis zum Uetliberg). Nun möge im Augenblick, wo der Freiherr von Regensburg unmittelbar vor einem erstickenden Matt steht, ein Trompetensignal vom Turm erschallen. Ist es gerade Rudolf von Habsburg, der die Burg überrumpeln will? Der Regensberger springt auf und stösst dabei an das gotische Intarsientischlein. Leise zwar, aber schon purzeln alle Figuren wie Kegel, die sich gegenseitig umwerfen. Nach kurzer Zeit kehrt der Freiherr zurück. Es war nichts Arges, nur eine Botschaft vom Kloster Einsiedeln. Inzwischen hat sich das Fräulein Kunigunde bemüht, die Stellung wieder aufzubauen. Ritterlich will der Regensberger ihr dabei behilflich sein, aber er kann sich nicht auf die gleiche Stellung besinnen. Wie er es auch probiert, immer steht er auf Gewinn. Begreiflicherweise ist das Fräulein damit nicht einverstanden, denn sie weiss, dass sie drauf und dran war, den gegnerischen König zur Kapitulation zu zwingen. Je mehr die beiden, er vom Uetliberg, sie von der Albisburg, rekonstruieren, desto schlimmer entzweien sich ihre Erinnerungen. Sie erbot sich über seine Unritterlichkeit, er ergrimmt über ihren Mangel an fraulicher Demut, die Minne zerbricht wie ein Fayencegefäss. Zornbebend verlässt sie sein Schloss, wie Tante Emma die „Aubépines“, wenn sie sich mit Papa über einen Vers von Lafontaine zerstritten hatte. Die Verschmelzung der beiden Grafenhäuser ist gescheitert und droht, sich in eine Fehde zu

verkehren, bei welcher der Habsburger der lachende Dritte sein wird.

Einmal sass ich nicht in unserer schönen Wellingtonia, um dort von Seeräuberei zu träumen, sondern vor der winzigen Schonung der Schachfiguren und rätselte an den Spielregeln herum. Vielleicht benutzte ich die Figuren wie Zinnsoldaten. Und dabei stürzte die ganze Herrlichkeit zusammen. Die Figuren verfangen sich im Gelock des Bärenfells und rollten bis in die unzugänglichsten Ecken, hinter die Palmenständer, an verborgene Orte, die nur zugänglich wurden, wenn im Frühling und im Herbst kräftige Damen die Männer verscheuchten und das ganze Haus von oberst zu unterst kehrten, um es gleichsam zu verjüngen. Papa war leider in der Nähe. Schon stand er über mir und schalt: „Mauvais garnement, wie oft soll ich dir sagen, dass das kein Kegelspiel ist! Auch keine Zinnsoldaten!“

Darauf sagte ich ihm, er möchte mir doch das Schachspiel beibringen, er zeige mir ja auch den Mond und die Konstellationen auf unserer Sternwarte.

Er war ganz empört: „Lerne erst einmal das Einmaleins richtig! Dann magst du Dame spielen. Schach ist nichts für Dreikäsehochs.“

Das Dienstmädchen musste mir helfen, die Figuren zusammenzusuchen. Papa zählte sie ab, als seien es Louisdors gewesen. Dann klappte er die Schachtel zu. Ich habe sie niemals wiedergesehen, auch nicht, als wir im Mai 1900 alles zusammenpackten, um nach Berlin zu übersiedeln.

Ich vergass das Schachspiel ganz und gar. Es kam der entscheidende Wechsel von der Vatersprache Französisch zur Muttersprache Deutsch, und in Berlin entdeckte ich die deutsche Dichtung, die Geschichtsphilosophie, ich entdeckte Dante, Marx und Friedrich Nietzsche, und meine Phantasie wie mein Ehrgeiz wurden von Problemen erfasst, denen die vierundsechzig Felder wohl doch zu eng sind.

So kamen die Sommerferien des Jahres 1907. Mein Vater war gestorben, und unser Geschäft in der Kottbuserstrasse 19 litt schon schwer unter der Kurpfuschergesetzgebung,

die im Reichstag durchgedrückt worden war. Um mir doch Sommerferien ausserhalb von Berlin zu verschaffen, gab mich meine Mutter in Kost und Logis nach dem kleinen, flachen und provinziellen Bentschen, zu einem Pastor namens Füllkrug. Wir brauchten im ganzen nur fünfzig Mark zu zahlen, dafür musste ich versuchen, der Frau Pastor etwas Französisch beizubringen. Das war keine interessante Aufgabe, denn sie war körperlich und geistig unendlich blass. Sie langweilte sich sichtlich, was man wohl verstehen konnte, wenn man den Pastor kannte. Ich habe niemals begriffen, wie er eine gute und lebendige Predigt sollte halten können, und ich weigerte mich daher auch, zu ihm in die Kirche zu gehen. Ausserordentlich viel robuster war ein stattlicher junger Vikar, den ich für einen bedeutenden Schürzenjäger hielt, und mit dem ich mich miserabel schlecht verstand. Die Atmosphäre in diesem Haus hätte selbst einem frommen Mann den lieben Gott verleiden können. So war es ganz natürlich, dass ich den Hauptlehrer namens Anklam aufsuchte, den ich „bei uns“ kennen gelernt hatte und der bedeutend lebendiger war als der Pfarrer. Als ich das erstmal zu ihm kam, stand er vom Schachbrett auf, um mich zu begrüßen. Er hatte, wenn ich nicht irre, das zweite Heft der Reclam'schen Schachmeisterpartien aufgeschlagen und spielte das berühmte Gioco piano nach, welches Wilhelm Steinitz 1895 in Hastings gegen Kurt v. Bardeleben gewonnen hat. Zu Hause, in der Kottbuserstrasse, hatte ich längst die Schachspalte bemerkt, welche Tarrasch am Freitag in der Beilage des „Berliner Lokalanzeiger“ veröffentlichte. Aber merkwürdigerweise hatte ich mich nie um die Spielregeln bemüht. Wie es auch sonst meine Art ist, hatte ich gleichsam versucht, mir ganz neue Regeln selbständig zurecht-zuphantasieren.

Nun ergab es sich von selbst, dass mir Hauptlehrer Anklam das Schachspiel beibrachte. Er verstand ziemlich viel davon. Nicht nur, dass er mir das en passant Schlagen, die Rochade und das Wesen der Bauernverwandlung ganz richtig erklärte, beim Patt konnte man deutlich merken,

dass er von der Sache etwas begriff. Er zeigte mir, wie man sich in das Remis retten könne, indem man sich sozusagen selbst völlig blockiert. Ich fand diese Regel geradezu unsinnig. Ich erwähnte, dass, wenn jemand beim Ringen auf den Rücken geworfen wird, so dass er sich praktisch nicht mehr bewegen kann, der Ringkampf bestimmt nicht unentschieden geblieben ist. Ferner machte ich geltend, dass man im Damespiel verloren hat, wenn man nicht mehr ziehen kann. Darauf erzählte mir Anklam, dass der Pattgesetzte in England früher sogar die Partie gewonnen habe. Diesem Unsinn gegenüber war das Patt-Remis immerhin ein Fortschritt, aber für mich kam diese Ausflucht ohnehin kaum in Betracht, weil ich beim Schachspielen so gut wie niemals Remis gemacht habe, nur überaus selten und immer nur auf Antrag des Gegners.

In den übrigbleibenden drei Ferienwochen brachte mir Anklam das Schachspielen bei, indem er mich ein über das anderemal mattsetzte. Ich glaube nicht, dass ich im ganzen mehr als eine oder zwei Partien gegen ihn gewonnen habe.

Nach Berlin zurückgekehrt, eilte ich in die Kochstrasse, wo ich für vier oder fünf Mark das Schachspiel erstand, das ich jetzt noch benutze, während ein ausserordentlich viel kostbareres Spiel, das mir später geschenkt wurde, längst an einen armen Kerl weitergegeben worden ist. Dann kaufte ich aus der Reclam-Bibliothek Dufresne-Mieses „Lehrbuch des Schachspiels“, den ersten Teil der Sammlung leichter Schachaufgaben und die damals schon erschienenen Heftchen vom Buch der Schachmeisterpartien.

Der nächste Schritt bestand dann in der Bekehrung meines Bruders Serge und einiger Mitschüler zum Kult der Schachmuse Caissa. Schon damals studierte ich die Gefahr, die sich daraus ergab. Man neigt dazu, Adepten um sich zu sammeln, denen man überlegen ist. Zwar hat Caesar geäussert, lieber wäre er der Erste in einer Provinzstadt als der Zweite in Rom, in der Praxis aber führt dieses System, den grossen Könnern auszuweichen und lieber in

einem Dorf der Einäugige unter den Blinden zu sein, nur zu stümperhaftester Eitelkeit und ruiniert geradezu den Charakter. Meines Erachtens unterschätzt man in dieser Beziehung den Nutzen des Radios. Jeder Radiohörer, auch in der tiefsten Provinz, vernimmt gute und erstklassige Leistungen von den grossen Sendern her. Dadurch ist der früher übliche unerträgliche Dilettantismus stellenweise ausgerottet worden. Der heutige Mensch kann sich überhaupt nicht mehr vorstellen, was wir armen Kulturmenschen um 1900 uns noch an Gesangs- und Klaviersdarbietungen gefallen lassen mussten. Sobald man aus gesellschaftlichen Gründen Damen und Herren zu einer Soirée eingeladen hatte, befanden sich unfehlbar ein Tenor und eine klavierspielende Dame darunter, oder umgekehrt eine Sopranistin und ein chopinbeflissener Herr, deren ohrenzerreissende Darbietungen man noch obendrein feurig beklatschten musste, so dass sie sich zu Zugaben gedrängt fühlten.

Beim Schachspiel wirkten die Meisterpartien in den Bändchen der Reclam-Bibliothek in ähnlichem Sinne wie das Radio. Es war unmöglich, unsere Leistungen zu überschätzen, weil ich sehr bald Anderssens „Unsterbliche“, sein „Immergrün“, die italienische Partie von Steinitz gegen Bardeleben auswenig wusste. Nicht als ob ich Anderssen restlos bewundert hätte. Dazu verfolgte ich Tarraschs Schachspalte im „Lokalanzeiger“ zu genau. Später haben die Hypermodernen, vor allem ein Reti, ihm, dem Sieger des Wiener Turniers von 1898, unrecht getan. Tarrasch war ein grosser Meister und hatte auch sehr viel Phantasie (wie bekanntlich auch Steinitz). Aber er vertrat grundsätzlich den Standpunkt, in einer Meisterpartie müssten die glänzenden Kombinationen überwiegend in den Fussnoten stehen; nur in den Kaffeehauspartien könne es vom Feuerwerk gewaltiger Opfer funkeln und sprühen. Dabei benutzte er sogar als Beispiel die berühmte Partie, die er 1895 in Hastings gegen Walbrodt gewonnen hatte. Für die Schlusskombination erhielt er einen Schönheitspreis. Aber gerade diese Partie ist von ihm bis zum 32. Zuge

(S c4 – d6) ausgesprochenermassen schwach gespielt.

Bei der Art, wie Tarrasch zwischen meisterlichem Positionstil und Kaffeehauspartien unterschied, hätte die „Unsterbliche“ (ganz im Sinne Retis) unbedingt den Kaffeehauspartien zugerechnet werden müssen. Bekanntlich ist die „Unsterbliche“ durch den Zug 19: sD a1 – b2 „demoliert“ worden. Auch beim „Immergrün“ erschien mir die Kombination Anderssens nicht so originell, wie man allgemein annimmt. Ein Vierzüger, den Anderssen ganz bestimmt gekannt hat, zeigt genau die gleiche Idee (Stamma, 1737).

Es ist klar, dass ich bei solcher Beschäftigung mit dem Schachspiel sehr bald aus dem ärgsten Dilettantismus hinausstrebte, und ich halte es für nicht uninteressant zu erzählen, wieso ich doch niemals im Ernst versucht habe, Meisterstücke zu erreichen.

Ich las vom Blindspiel, und zunächst erschien mir das als eine ganz unerreichbare Leistung. Aber nach kurzer Zeit bemerkte ich, dass mir des Nachts Sachen einfielen, die ich am Brett gar nicht gesehen hatte. Und siehe da, bald spielte ich eine, zwei und dann drei Partien blind und simultan gegen Mitschüler und gegen meinen Bruder. Ich habe dreimal drei Partien blind gespielt. Die dritte „Vorstellung“ verlief überaus charakteristisch. Es war ungefähr beim zwanzigsten Zug. Ich hatte am ersten Brett schon gewonnen, als mir ein Freund vom zweiten Brett aus einen Zug angab, worauf ich lachte und sagte: „Kannst du ja gar nicht ziehen! Dein Springer ist ja gefesselt.“ Darauf vernahm ich das Geräusch einer schallenden Ohrfeige. Der Vater meines unglücklichen Gegners hatte sich über diesen Vorfall so geärgert, dass er seinem Sohn eine runterhaute. Darauf stand ich sofort auf und weigerte mich, weiterzuspielen, und zwar empfand ich eine in mir aufsteigende Eitelkeit als akute Gefahr. Ich werde auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Seit jenen Tagen habe ich so gut wie nie mehr blind spielen mögen.

Von den „musikalischen“ Möglichkeiten des Schachspiels

war ich entzückt. Seine Kombinationen wirken (obgleich sie heutzutage schon in bestimmte Kategorien zerfallen ähnlich wie die Probleme) wie ein Märchenwald, in den man sich auf der Flucht vor den Nöten des praktischen Lebens nur allzugern verirrt. Aber schon damals war ich mit den Regeln des Schachspiels durchaus nicht einverstanden. Die Art, wie alle anderen Figuren geopfert werden können, wenn nur der König salviert bleibt, erschien mir durchaus nicht als das allgemeingültige Abbild der Politik und des Krieges. An einer berühmten Stelle seines IX. Buches stellt Livius die Frage, ob Alexander der Grosse, wenn er als Eroberer nach Italien gelangt wäre, den römischen Feldherren der Samniterkriege überlegen gewesen wäre oder nicht. Mit vollem Recht gibt er dem römischen System den Vorzug. Nur ist seine Begründung nicht richtig. Das Entscheidende ist nicht, ob Papirius Cursor oder ein anderer Römer dem Alexander persönlich überlegen gewesen wäre. Entscheidend ist, dass die römischen Feldherren im homogenen römischen Staatssystem ersetzbar und austauschbar waren, während bei Alexander und seinen Diadochen das ganze System mit der einen starken Persönlichkeit stand oder fiel. Das Schachspiel, so wie wir es heute betreiben, stellt nur das starre System der Diadochen dar, keineswegs die Struktur einer gewaltigen Militärmacht, wie sie die Römer repräsentieren. Dem könnte abgeholfen werden, wenn man die Regel einführt, dass der Bauer sich auch in einen neuen König verwandeln kann, nur müsste dann der alte König „erlöschen“ und vom Brette verschwinden. Ausgezeichnet gefiel mir der Standpunkt des grossen Wilhelm Steinitz, der König sei eine starke Figur, und zwar schon in der Eröffnung und im Mittelspiel. Manche Partien habe ich dadurch verloren, dass Seine Majestät sich bei mir höchstpersönlich in die Schlacht stürzte wie Alexander der Grosse am Granikos und bei Arbela.

Trotz alledem wäre ich wohl in der Inzucht des selbstgeschaffenen Schachkreises versumpft, wenn nicht im Jahre 1908 ein Mathematiker namens Max Wolf (der

gleich zu Anfang des ersten Weltkrieges als Artillerist gefallen ist) meiner Klasse am Leibniz beigetreten wäre. Dieser Schachfreund machte mich alsbald darauf aufmerksam, dass es (wie das Café des Westens für die Literatur-Bohème) so auch eine hochinteressante, die Schachturniere organisierende, weltumspannende Börse der Schachspieler gebe, in den unteren Räumen des Kerkau-Palastes in der Behrenstrasse zu Berlin.

Bruno Kerkau selbst war ein berühmter Billard-Matador, und ganz wie im Café Odéon am Zürcher Bellevueplatz waren die oberen Räume von prächtigen Turnier-Billards durchsetzt. Unten aber gab es einen grossen Spielsaal, wo Karten gespielt wurden (ob auch dubiose Glücksspiele, ist mit unbekannt), und in einem grossen, verräucherten Raume gingen die Schachspieler damaliger Zeit aus und ein.

Da ich, wie gesagt, das Café Kerkau erst 1908 entdeckt habe, habe ich weder Pillsbury (gest. 1906), noch auch Michael Tschigorin (gest. 1908) dort antreffen können. Wohl aber noch den alten Caro („Kann das Caro? Nein! Caro kann das nicht!“), Wilhelm Cohn, Lewitt, Przepiorka, Marshall, Teichmann (dieser einäugige, todesschwarze Wotan betäubte seine Gegenspieler zwar nicht mit Tabakswolken, wohl aber begrub er sie unter einem Katarakt von Wortspielen), Mieses, Janowski, v. Schewe; den Grenzfall Kurt v. Bardeleben, Erich Cohn, Spielmann, Emanuel Lasker und auch den ganz jungen Alexander Aljechin. Niemals aber Nimzowitsch und Capablanca.

Von dieser grossen Schachgemeinde des Café Kerkau will ich nunmehr ein wenig erzählen.

Ich nehme an, dass das Café Kerkau am Vormittag und auch noch am frühen Nachmittag bis gegen Abend verödet war wie ein Warenhaus am Sonntag, wie die Strassen bei Nacht. Das Leben dort begann zwischen acht und neun Uhr abends. Auch diese „Bohème“, die Klienten wie die Mäzene, kam vom Ancien Régime her. Schon um sich von den Bauern zu unterscheiden, die mit der Sonne aufstehen und mit ihr ins Bett gehen, machten es die herrschenden Kreise

umgekehrt. Sie lebten nicht wie der Bauer aus der Nacht heraus, sondern über Mitternacht in die Nacht hinein. Man stand kurz vor Mittag auf und nahm sein Déjeuner ein. Dann dinierte man um sechs oder sieben Uhr abends und soupierte gegen ein Uhr nachts. Die Bohémiens halten es ebenso, auch wenn sie gar kein Geld haben, um Diner und Souper zu bezahlen. Das Seltsame ist, dass ich trotz meiner Armut gleichsam der Gruppe der Gönner und Mäzene zuzurechnen war, da die Kaffeehausspieler ebenso wie die Meister nur mit mir spielten in der räuberischen Hoffnung, mir je nach Vereinbarung fünfzig Pfennig, eine Mark oder, bei bedeutenden Meistern, gar fünf Mark pro Partie abnehmen zu können.

Inbetreff dieser Taxe verhielt es sich hier ganz wie anderswo. Für billiges Geld wurde man schlecht und vor allen Dingen unhöflich bedient. Kagan, der bekannte Schachverleger, nahm fünfzig Pfennig pro gewonnene Partie. Dafür hatte er keine Zeit zu verlieren; stand er schlecht, was häufig vorkam, denn er spielte recht mässig, so wurde er patzig, trat einem am liebsten auf die Füsse, blies einem den Rauch ins Gesicht. Kagan „ergänzte“ die Kampfregeln des Schachspiels durch gleichsam moralische Beeinflussungsmethoden. Dies erzähle ich, weil dieses Vorgehen auch anderen Schachspielern nicht ganz fremd ist. Soll man aufgeben, sobald die Partie offenkundig auf Verlust steht, oder soll man mit allen Mitteln weiterkämpfen? Noch in dem sehr unterhaltsamen Buch von Kurt Richter: „Kurzgeschichten um Schachfiguren“ finde ich die Behauptung, dass das Schachspiel keine Metzelei sein solle, sondern ein Kunstwerk, und man solle beizeiten mit Anstand resignieren. Man kann auch ganz anderer Meinung sein. Wenn es auf das blanke Resultat ankommt, so kann man versuchen, bis zum äussersten zu kämpfen, die Stellung zu verwirren, den Gegner aus Versehen auf die Hühneraugen zu treten und dadurch noch irgendwie heil aus der Affäre zu kommen. Behauptete doch Capablanca, der bekanntlich aus dem Tabak-Paradies Havanna stammte, Emanuel Lasker sei nur Weltmeister geworden, weil er

so bestialisch schlechte Zigarren rauche und gefährliche Gegner mit dem Rauch betäube. In dieser Beziehung war ich dem struggle for life des Kerkau-Palastes ganz und gar nicht gewachsen, denn es ist bei mir immer so gewesen, dass ich die Partie abschätzte, ohne mich im geringsten um das Urteil meines Gegners zu kümmern. Bemerkte ich, dass ich durch ein Versehen in ein Mattnetz hineingeraten war, so zeigte ich es sofort dem Gegner und gab gleichzeitig auf. Dass man bei solchen Prinzipien nicht einmal Kaffeehaus-Matador werden kann, liegt auf der Hand.

Weit fairer als Kagan war der andere Hauslöwe des Kerkau-Palastes, ein gewisser Tenner. Er nahm eine Mark pro gewonnene Partie, dafür benahm er sich auch wie ein Gentleman, so dass man regelrecht mit ihm spielen konnte. Meine Grossmutter, Frau Professor Mathilde Schmidt, pflegte uns zu sagen: „Artiges Kind fragt nichts, und artiges Kind bekommt nichts.“ So ging es auch dem armen Tenner. Er kam gegen den dauernd herumpiepsenden, frechen Spatz Kagan nicht recht auf. Und als er sich später dazu aufraffte, deutsche Meister herauszufordern, um sich in eine höhere Kategorie der Schachwelt emporzuschwingen, erging es ihm jammervoll schlecht. Er bekam einen Wettkampf auf sechs Partien gegen den gerade emporkommenden Meister Sämisch und wurde von diesem hochbegabten Schach-Bohémien sechsmal hintereinander abgesägt, worauf er sang- und klanglos in den Untergründen der Schachwelt versank.

A propos Sämisch: Ich selbst habe ihn so gut wie gar nicht mehr gekannt, aber obgleich fast ein Hypermoderner, war er typisch für die alte Schach-Bohème. Ausgesprochener Spätaufsteher und Kettenraucher, spielte er in die Nacht und dementsprechend auch immer in eine akute Zeitnot hinein.

Wenn Frank Marshall in Berlin war, so tauchte er gegen neun Uhr auf. Meiner Erinnerung nach war er gross, fast elegant, etwas Oscar Wilde mit Künstlerkravatte. Stets erschien er in Begleitung der beiden Söhne des Bildhauers Reinhold Begas. Es waren zwei hochgewachsene Männer,

von denen man mir sagte, sie hätten die Töchter der grossen Textilfirma Maassen am Oranienplatz geheiratet. All dies interessierte mich nur insofern, als ich mit Argusaugen die Abhängigkeitsverhältnisse der Schach-Bohème verfolgte. Marshall war ein lebensgefährlicher Bursche, auch für starke Meister. Nur gegen die ganz grossen Systematiker, Capablanca, Emanuel Lasker und Tarrasch, konnte er gar nichts ausrichten. In den drei grossen Wettkämpfen gegen sie hat er vierundzwanzig Partien verloren und nur zwei gewonnen, eine gegen Capablanca, eine gegen Tarrasch. Ab und zu tauchte Emanuel Lasker auf, der offensichtlich eine gewaltige Autorität ausübte. Dabei war er durchaus menschlich. Das Drolligste mit ihm habe ich aber nicht bei Kerkau, sondern einmal gegen zwei Uhr nachts im Café des Westens erlebt. An meinem Tisch spielte mein Bekannter, der Philosoph Erich Unger, gegen einen stärkeren Amateur und glaubte, schlecht zu stehen. Am Nebentisch spielte Emanuel Lasker Skat, worauf er sich noch besser verstanden haben soll als Richard Strauss. Da Lasker Unger gut kannte, (beide glaubten, Philosophen zu sein) schielte er andauernd zur Schachpartie herüber. Schliesslich konnte er es nicht mehr aushalten, legte seine Karten umgekehrt auf den Tisch, trat hinter Unger, stiess ihm mit dem Mittelfinger in den Rücken und krächte mit seiner Bismarck-Stimme: „Gehen Sie nach Hause mit der Tante! Nach Hause mit der Tante!“ Gehorsam nahm Unger seine Dame nach d 1 zurück. Sein Gegner warf einen vorwurfsvollen Blick auf Lasker und begann zu drucksen. „So, jetzt schieben sie den Bauern c 5 - c 6!“ krächte Lasker. „Wir wollen mal seinen Springer da ein bisschen ankitzeln, ein bisschen ankitzeln!“ Gottergeben schob Unger c 5 - c 6, und schon sah die Stirn seines Gegners aus wie Notenzpapier. Schliesslich zog jener, schon um Lasker nicht ewig stehen zu lassen. „So“, krächte Lasker, schon ganz vergnügt, „jetzt schieben Sie mal den Turm nach h 7! h 7! Dort ist er wie bei Muttern, wie bei Muttern!“ („Dort“ war er nämlich en prise und wurde geopfert!). Zitternd vor schlechtem Gewissen, wie ein Kind, das Marmelade klaut, nahm Un-

gers Gegner den freigiebig angebotenen Turm, und schon nach drei weiteren Zügen gab er auf, worauf Lasker tief befriedigt an den anderen Tisch zurückkehrte und sein Skat wieder aufnahm. Es war der Geist Caissas wenigstens nicht in seiner Gegenwart geschändet worden.

Ebenso menschlich nett wie Emanuel Lasker in diesem Fall war auch sein grosser Widersacher Tarrasch. Gerade als ich die ersten Male zu Kerkau kam, war der grosse Schach-Bohémien und Schach-Mussorgski Michael Tschigorin gestorben. Tarrasch widmete ihm im „Lokalanzeiger“ einen Nachruf, in dem es hiess, niemals habe er einen genialeren Feind des Alkohols angetroffen als Tschigorin. Er habe den Alkohol vernichtet, wo er ihn antraf. Tarrasch, der ja in Petersburg den berühmten unentschiedenen Zweikampf gegen Tschigorin ausgefochten hatte, gab die Schuld am Ausgang zum grossen Teil der russischen Gastfreundschaft, welche Tschigorin als geborener Petersburger besser habe ertragen können als er selber. Er hielt Tschigorin für einen der genialsten Kombinationsbaumeister der Schachgeschichte, „aber“, so fuhr er fort, „ohne jedes Gefühl für Position. Hatte Tschigorin die Weissen, so spielte er e 2 - e 4, war überzeugt, bereits die bessere Stellung zu haben, und griff an. Hatte er schwarz, so spielte er e 7 - e 5, was ihm zumindest eine ebenso gute Stellung wie den Weissen sicherte, und griff an. Mit dieser Aktivität, in Verbindung mit seiner kolossalen Kombinationsbegabung, setzte er sich immer wieder durch. Nur einer hatte einen noch härteren Kopf, Wilhelm Steinitz. Manchmal versuchte Steinitz gegen Tschigorin die verrücktesten Sachen und verlor einzelne Partien. Sobald es aber darauf ankam, legte er die Partie vernünftig an und gewann todsicher.“

Ich will nicht behaupten, dass dieses Urteil von Tschigorin völlig zutrifft. Botwinnik wäre ganz und gar nicht damit einverstanden. Dieser Artikel ist mir aber in Erinnerung geblieben, weil Tarrasch darin von Tschigorin spricht wie Victor Hugo über Rimbaud.

Scherz beiseite! Das Schachspiel hat mich so tief entzückt (fast wie Mozartsche Musik), dass ich wohl von einem fast

lebensgefährlichen Flirt mit der Schachgöttin Caissa sprechen darf. (Oder ist sie gar die Schutzheilige der Schachspieler, so wie Sancta Barbara die Kanoniere und ihre Pulverkammern behütet?)

Während ich den Verführungen des Glücksspiels und des Wettens gegenüber gänzlich immun war und jeden Menschen verachtete, der einen anderen Einsatz machte als die eigene Begabung, war mein Verhältnis zum Charme der Caissa ein ganz anderes. Auf diesem Gebiete fehlte mir, (wie meine Mutter behauptete) jeder moralische Halt. Immer wieder verliess ich nach dem Abendbrot, zwischen acht und neun Uhr das Haus Kottbuserstrasse 19 und marschierte durch die schon leeren Strassen über Kottbuser Tor, Dresdenerstrasse, Oranienstrasse, Jerusalemer Kirche und Jerusalemerstrasse bis zur Behrenstrasse. Nur an einzelnen Schnittpunkten wie der Leipzigerstrasse mit dem Hausvogteiplatz, vielleicht am Gendarmenmarkt, staute es sich noch von Menschen. In der Behrenstrasse lagen die Banken tot und still, im Kerkau-Palast aber, im Kartenspielsaal und im Schachsaal begann es zu rumoren. Ich kiebitzte, studierte den Börsenbetrieb zwischen der Gruppe der Schachspieler und der Gruppe der Mäzene, hörte mir den zum Teil sehr interessanten Klatsch aus der Schachpolitik an und spielte auch selbst bis spät in die Nacht, um dann zwischen zwei und drei, immer zu Fuss, nach Hause zurückzukehren, durch die nun völlig ausgestorbenen Strassen, in welchen nur ganz vereinzelt Nutten, ihre Handtaschen schlenkernd, lustwandelten.

Frau Staatsrat Franziska Turel machte sich schwere Sorgen, ihr problematischer Sohn möchte ganz in dieser Bohème verkommen. Wenn ich ihr klarzumachen suchte, dass ich ja dafür gegen das Glücksspiel, auch gegen das Herumtreiben in Cafés und Kaschemmen immun sei, so vermochte sie das nicht zu trösten. In der Not ihres Herzens wandte sie sich schliesslich an den Pastor Seydel von der Kirche in der Wassertorstrasse, der mich eingesegnet hatte. Ich wurde hinberufen und ging auch ganz gerne hin, denn ich war auf den alten Herrn, der wie Franz Liszt aussah,

sehr gut zu sprechen. Er begrüßte mich freundlich, wir nahmen Platz, dann sah er mich ernst und wohlwollend an und sprach die klassischen Worte: „Siehst du, Adrien, solche Charaktere wie du setzen sich ja am Ende immer durch, aber du könntest deine alte Mutter doch etwas weniger ärgern.“ Ohne mit der Wimper zu zucken, nahm ich gleichsam meine Brieftasche aus dem Rock und tat diese „Quittung“, dieses Testimonium hinein. Mehr als dieses Zeugnis meines Pastors, dass ich mich bestimmt durchsetzen würde, brauchte ich ja gar nicht, und nun setzte ich ihm seelenruhig auseinander, dass ich ja gar nichts Böses täte.

„Schon recht. Aber vielleicht tust du auch nichts Gutes! Siehst du, deine Mutter klagt, dass du deine Gedichte und was du sonst schreibst, nicht einmal den Zeitungen anbietest Willst du denn Schachmeister werden? Deine Mutter meint, dann könntest du auch gleich Defraudant werden. Das Schachspiel sei nichts als eine faule Ausrede, um nichts zu tun.“

Ich versuchte, dem Pastor Seydel auseinanderzusetzen, die Dinge lägen doch anders. Tatsächlich habe das Schachspiel die grosse Schwäche, den dynamischen Problemen des Lebens aus dem Weg zu gehen, und mein Gerede, Schachmeister werden zu wollen, geschehe vor allem, um meine Mutter und meine Onkels in Hamburg zu ärgern. Zum Schluss versprach ich dem Pastor, es würde schon alles ins rechte Lot kommen.

Dies geschah wohl zu Anfang 1912, im gleichen Jahre also, wo ich der sozialdemokratischen Partei in Berlin beizutreten suchte. Immer mehr empfand ich das Schachspielen, das stundenlange Grübeln über Positionen und Kombinationen, die sich zum Teil fast zufällig ergeben, als eine Ausrede vor den eigentlichen Problemen, mit denen ich mich auseinanderzusetzen hatte. Eines Spätabends brach dann die Krise aus. Es war bei Kerkau gegen elf Uhr nachts, ich spielte mit Tenner eine halb ernste Partie, hatte geopfert und stand glatt auf Gewinn. Da bemerkte ich, dass mehrere Leute, darunter, wenn ich nicht irre,

auch Teichmann, um uns herumstanden und uns interessiert zusahen. Tenner musste aufgeben, und einer der Anwesenden sagte mir, als ich aufstand: „Machen Sie nur so weiter, junger Mann, aus Ihnen kann noch etwas werden.“ Der Betreffende hätte sich gewundert, wenn er die Wirkung hätte erkennen können, welche seine Worte in mir auslösten! Ich sah plötzlich den Turniersaal des grossen Turniers London 1883, den Tag der ersten Runde und den kleinen, nervösen und eitlen Johannes Hermann Zukertort gegen Blackburne spielen. Zukertort hat im 28. Zuge den weltberühmten Zug $D d 2 - b 4$ ausgeführt, und nach Zukertorts 32. Zuge $L e 5 - g 7$ hat Blackburne aufgegeben. Von Stolz gebläht und elektrisiert, richtet sich Zukertort auf mit dem Selbstgefühl eines Napoleons bei Austerlitz.

In diesem Augenblick war er der König des königlichen Spieles, er hatte eine einzigartige Leistung vollbracht. Drei Jahre später wurde er von Steinitz vernichtend geschlagen, sackte in Krankheit zusammen und starb, zum grossen Teil vor Überanstrengung, an den verzweifelten Versuchen, mit dem Schachspiel sein Leben weiter zu verdienen, obgleich seine Begabung völlig erloschen war. Das war 1883, 1886 und 1888 geschehen, und in den Jahren 1894 bis 1900 war es seinem Bezwinger, dem grossen Wilhelm Steinitz, dem Herrscher auf dem Weltschachthron, wie Dufresne so drollig sagt, genau so ergangen.

Mit ungeheurer Gewalt erkannte ich die Nichtigkeit aller Schacherfolge, und seitdem habe ich niemals mehr eine Schachpartie mit wirklicher Konzentration gespielt, meist nur in einem Anfall von „guter Laune“.

Fern sei es aber von mir, von der heiligen Barbara der Schachstrategen, von der Schachgöttin Caissa, in so tölpelhafter Form Abschied zu nehmen.

In einem meiner Gedichte stehen die Verse:

Leicht ist ein Eselstritt erteilt dem toten Löwen ...
Der zarten Seele auch. Doch sollt' es sein,

Dass sie unsterblich wäre, trüge sie
Die Narbe deiner Rohheit länger fort
Als selbst Gebirge eingegrabenen Ruhm ...

Diese Verse gelten auch für mein Verhältnis zum Schachspiel. Gerade weil ich es niemals zum grossen Meister hätte bringen können, geziemt es sich geradezu, dass ich berichte, wie die Schachkombinationen für mich zwar nur indirekt, aber doch in hohem Sinne fruchtbar geworden sind, ähnlich wie für Friedrich Nietzsche das „Phantasieren“ auf dem Klavier.

Indirekt löst das Schachspiel bei mir neuartige vierdimensionale oder dialektische Vorstellungen aus. Das ist etwas ganz anderes, als wenn die Schachmeister ihr Spiel für einen Teil der bisherigen Mathematik erklären. Tatsächlich waren mehrere (aber bei weitem nicht alle) grossen Schachmeister Mathematiker, unter anderem auch Emanuel Lasker (geboren 1868 zu Berlinchen in der Neumark). Neben seiner gewaltigen Spielstärke im Schach, die es ihm ermöglicht hat, wohl als einziger der grossen Meister der Jahrhundertwende sich bis um das Jahr 1930 gegen den Ansturm der Hypermodernen zu behaupten, hielt sich Lasker für einen grossen Philosophen. In diesem Punkte irrte er. Auch seine Auffassung des Schachspiels als besonders tiefgreifende Darstellung des Lebens und des Lebenskampfes ist rein konventionell und trifft in keiner Weise zu. Als Einsteins Relativitätstheorie eben deshalb allgemeine Empörung unter den Philosophen erregte, weil sie eine ganz neue Anschauung der Lebensphilosophie und der Weltdynamik anbahnte, somit auch der gesellschaftlichen Arbeitsprozesse, lehnte sie Lasker ab, und zwar aus mathematisch-formalen Gründen und aus instinktiver Abneigung gegen die durch Einstein angebahnte neue Dynamik. Dem entsprach der erstaunliche Versuch Laskers, das Schachspiel zugunsten des chinesischen Go aufzugeben. Go ist ein rein vegetatives Spiel, bei dem überhaupt keine vektorialen Kräfte durch „Züge“ dargestellt werden. Es werden nur Steine so gesetzt, dass Gruppen gegnerischer Steine voll-

kommen eingekreist und dadurch „getötet“ werden. So mögen im Urwald Bäume durch Lianen oder Efeu erstickt werden. Dies entspricht dem kontemplativen Leben, dem die asiatischen Völker soeben entwachsen, und es entsprach einfach einer Art Altersermüdung bei Lasker, wenn er sich auf das Go zurückziehen wollte.

Auch die grossen Schachmeister, denen ihre elementare Begabung kaum eine Wahl übrig liess, als eben grosse Schachmeister zu werden, habe ich gleichsam geliebt und als tragische Gestalten bemitleidet, so wie ich es schon im Falle von Johannes Hermann Zukertort angedeutet habe. Auch das Kombinationsgenie Adolf Anderssen, denn dieser bewundernswerte Romantiker der Opferkombination macht sich durch „vernichtende“ Urteile über Hegellächerlich, was deutlich zeigt, dass auch er in der Philosophie „höher hinaus“ wollte.

Aus der schönen Studie, die der Psychoanalytiker Ernest Jones in der Zeitschrift „Psychoanalytische Bewegung“ veröffentlicht hat, geht klar hervor, dass gerade der geniale Paul Murphy, dessen Selbstgefühl ganz besonders durch seine unvergleichlichen Schachsiege hätte befriedigt sein können, selbst schachliche Darbietungen, für die ihm öffentliche Ovationen dargebracht wurden, grundsätzlich nicht als Rechtfertigung seines Daseins anerkennen wollte oder konnte.

Mit wahrer Bewunderung habe ich (als ich mir die schachmeisterlichen Hörner schon längst abgelaufen hatte) die revolutionäre Arbeit eines Breyer, Richard Reti, Nimzowitsch verfolgt und erst recht die der Sowjetrussen, die sich seltsamerweise dabei einbilden, in die Fusstapfen Tschigorins zu treten. Immer aber bin ich meinem Vater dankbar geblieben, der mich davor behütet hat, schon in meinen Kinderjahren der Schachleidenschaft wie einer Lebensberufung zu verfallen.

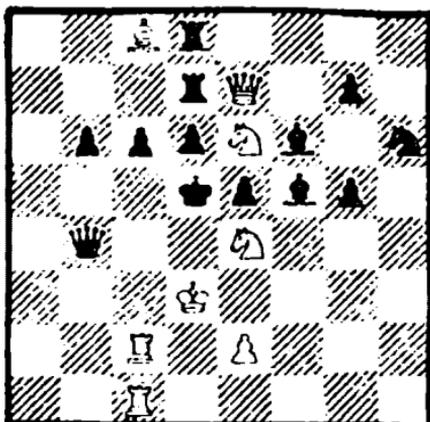
Ähnlich wie bei der Mathematik (siehe 4. Kapitel) habe ich aber auch im Schach grosse Anregungen morphologischer Art gefunden, und zwar durch Kritik an seinen Spielregeln (Axiomatik).

Der monarchistische, monozentrische Kult, der auch noch im Sowjetschach mit dem caesaropapistisch schicksalhaften und unersetzlichen König getrieben wird, erschien euklidisch veraltet und etwas komisch. So sind alle von mir „komponierten“ Probleme (oder Mansuben) als Ironisierungen der Sakrosanktizität ihrer Majestät des Priesterkönigs zu verstehen. Beifolgend einige Beispiele:

I.

Ironisierung der „Unsterblichen“. Vor mehr als 45 Jahren in etwas anderer Form von Tarrasch im Berliner „Lokal-Anzeiger“ veröffentlicht.

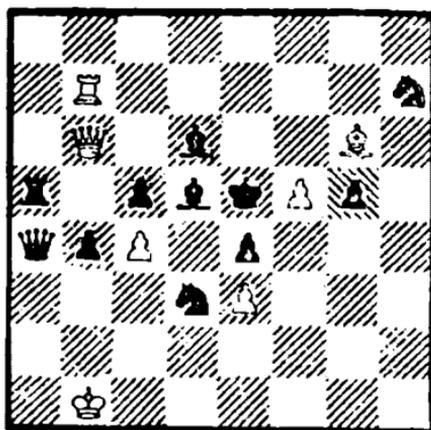
1. S c7 +
2. L e6 +
3. D d6 +
4. T c5 +
5. T c5 +
6. S f6 +
7. B e2 - e4 ++

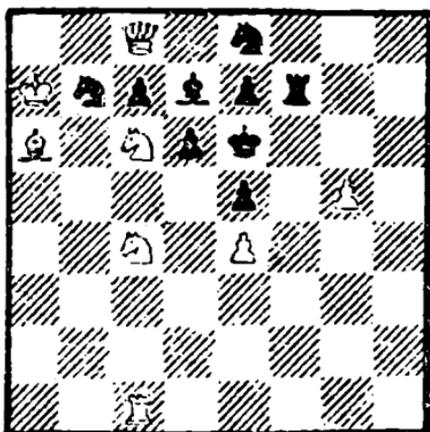


II.

Fünzfüger

1. T e7 +
2. D b8 +
3. D h8 +
4. D h2 +
5. D b2 ++

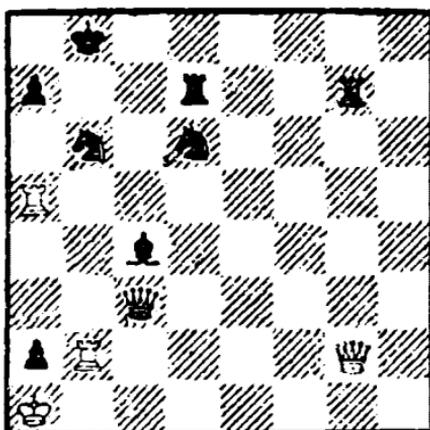




III.

Vierzüger

1. S d8 +
2. D d7 +
3. L c8 +
4. S b6 oder a3 ++



IV.

Remis

1. D a8 +
2. T a7 +
-
8. T g7 +
- sD g7 w patt

Nach Kenntnisnahme der Spielregel-Änderungen, welche Raoul J. Capablanca, Richard Reti (auch Tarrasch) erwogen hatten, habe ich Versuche mit zwei Regeländerungen gemacht:

1. Der Bauer kann sich auch in einen König verwandeln. Dies geschieht so, dass der bisherige König ergriffen und an die Stelle des verwandelten Bauern gesetzt wird. Das ergibt eine neuartige, transmutatorische „Rochade“, welche die Zentrierung des ganzen Feldes versetzt.

2. Es wird das Rückverwandlungs-Opfer eingeführt. So wie in Rom Hochadlige sich von proletarischen Familien adoptieren liessen, um wiederum zum sakrosankten Volkstribunen aufrücken zu können, kann im Bereich a3-h3-h6-a6 Dame, Turm, Läufer und Springer *statt eines Zuges* in einen Bauern zurückverwandelt werden (um alsdann zu neuer Verwandlung fortschreiten zu können, was eine nukleare Transmutation andeuten mag).

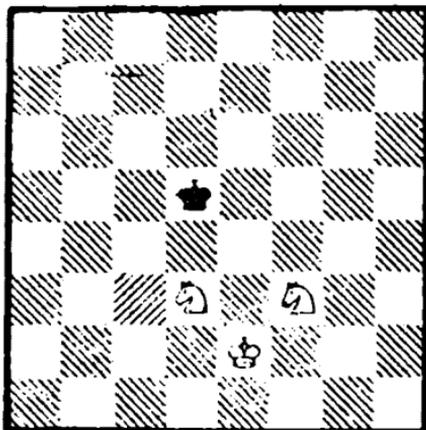
Um die praktischen Möglichkeiten anzudeuten, gebe ich die vier folgenden Mansuben V, VI, VII, VIII:

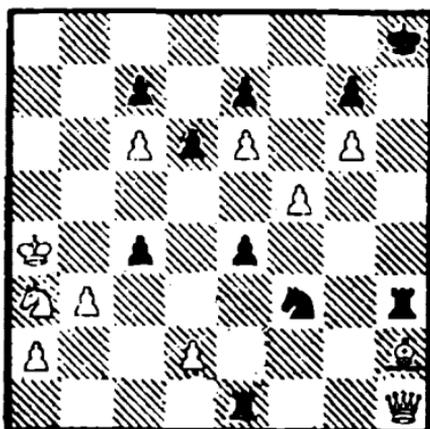
V.

Stellungen wie die untenstehende waren bisher remis. (Man denke an das berühmte und geistvolle Endspiel Kotow-Naidorf vom Kandidatenturnier Zürich 1953). Deshalb wollte Richard Reti Gewinn wegen Mehrbesitzes einführen. Nach meiner Neuregel I spiele ich etwa: S d3-b4-a6-B, „opfere“ ihn so und spiele sodann: S f3-e5-g6, womit der zweite Springer aus dem Berger-Quadrat heraus ist.

Unzählige Remis-Endspiele sind in dieser Weise durch Transmutation von leichten in „schwere“ Figuren (über die Transmutation des Bauern) entschieden.

Auch die berüchtigten, tot-toten „Grossmeisterremisen“ werden hierdurch vollkommen neu-problematisch.

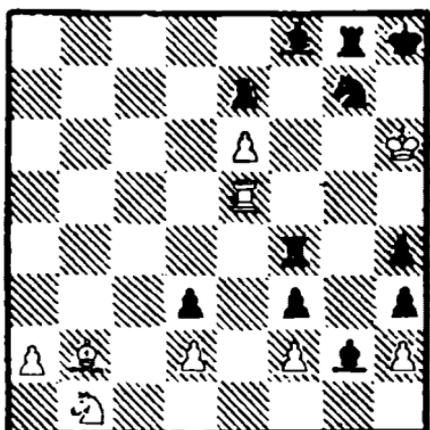




VI.

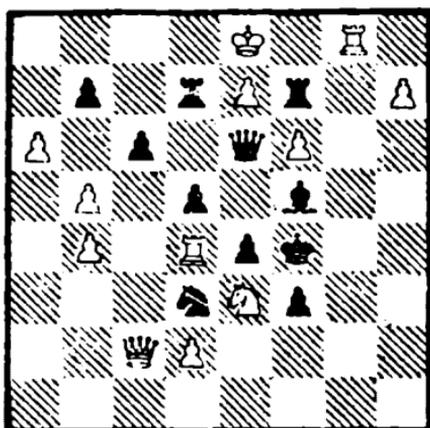
Diese Stellung stellt ein „Damenopfer“ auf Grund der neuen Regeln dar:

1. L h2 - d6
2. L d6 - B
3. B d6 - c7 oder e7
4. T ++



VII.

1. T h5!! sT g4!!
2. a2 - a4
3. a4 - a5
4. a5 - a6
5. a6 - a7
6. a7 - a8 : T h5 ++
(wenn Schw. im 5. Zuge T g4-a4, so 6. K g6 ++)



VIII.

1. S e3 - B +
2. T d4 - B +
3. D c3 - c5 +
4. B b4 - c5 +
5. B b5 - b6 +
6. a6 - a7 +
7. h7 - h8 - K - T g8 +
und matt in wenig Zügen (Anderes leicht!).

Warum ich kein Journalist habe werden können

Für mich hat es vermutlich niemals interessantere Zeitungen gegeben als die Zeitungen, die meinem Vater und meiner Mutter in das Château des Revenants, in die Burg der Heimkehrer, geliefert wurden, zur Zeit, als ich selbst noch gar nicht lesen konnte, also zwischen 1892 und 1895. Wir bekamen die „Feuille d’Avis“, welche ganz im Kleinen der „Berliner Morgenpost“ oder dem „Zürcher Tagesanzeiger“ entsprach, und die „Gazette de Lausanne“, sowie die „Nature“ aus Paris. Dazu kam aus Petersburg die stockkonservative illustrierte Zeitschrift „Njiwa“ („Ernte“), was dem unausrottbaren Heimweh der Eltern nach Russland entsprach. Ich sah, wie Papa die Zeitung mit Eifer ergriff, sich die Lesebrille aufsetzte und schon beim Frühstück, so gegen neun oder halbzehn Uhr morgens (denn Papa und Mama hatten aus Russland die Sitten des Ancien Régime mitgebracht) eifrig polemisierend vorlas. Das erregte meinen Ehrgeiz, zwar keineswegs Lesen zu lernen, wohl aber selbst aus der Zeitung vorzulesen, was einem zukünftigen Dichter keine Schwierigkeiten machen konnte. Zwar war ich überzeugt, dass die Brille eigentlich dazugehörte, aber darauf musste ich verzichten, und so las ich denn bald der Köchin und bald meiner Mutter aus der Zeitung vor, dass es nur so eine Art hatte. Ich weiss nicht, ob meine Mutter daraus die Hoffnung geschöpft hatte, ich würde einst Chefredaktor einer Weltzeitung werden, sicher ist aber, dass meine Eltern durch dieses Verhalten ihres Sprösslings auf den Gedanken gebracht wurden, mir das Lesen beizubringen, als ich noch nicht ganz fünf Jahre alt war.

Mein Vater war am siebenundzwanzigsten Mai 1850 zum *Seconde-Unterleutnant* befördert worden, am zwanzigsten Juni 1854 zum ersten *Second-Leutnant* und am vierundzwanzigsten Dezember 1856 zum *Leutnant* der *Stellungsartillerie*. Obgleich er es dann in der *Militärhierarchie* des

Canton de Vaud nicht weitergebracht hatte, weil er über Landshut, wo er 1859 arbeitete, nach Warschau, Moskau und St. Petersburg auswanderte, habe ich ihn immer nur als pensionierten Major oder Oberst kennen gelernt. Dementsprechend wurde ich auch in Chailly erzogen. Schon als kleiner Junge musste ich Pistolenschiessen üben, als hätte ich eine Duellforderung wegen Beleidigung eines politischen Gegeners zu gewärtigen, und auch mit dem Flobert und mit der Armbrust ging ich um, wie es sich für einen Nachkommen Wilhelm Tells schickt. Diese massive militärische Vorausbildung war umso seltsamer, als mein Vater mich in anderer Beziehung geradezu verzärtelte. Die Ärzte und die Orthopäden hielten ihn auch jetzt noch für sehr wohlhabend, und so zeigten sie einen vielleicht nicht ganz selbstlosen Ehrgeiz, dafür zu sorgen, dass mein rechtes Bein und mein Rückgrat sich durch die Lähmung nicht korkenzieherartig verkrümmten. Infolgedessen bot man meinem Vater alle erdenklichen stahlgestützten Stiefel, Korsetts, Apparate an, um mich an den Achseln aufzuhängen. Gerade aus seiner martialischen Einstellung heraus wollte Papa davon so wenig wie möglich wissen. Dafür wurde ich trainiert, massiert, elektrisiert und musste ständig Übungen mit dem rechten Bein und dem rechten Arm machen, mit dem Erfolg, dass ich später in meiner Berliner Zeit spielend leicht sechs und acht Stunden wandern konnte. Über hundert Meter war ich schon der Dritt- und Viertbeste meiner Klasse, und zeitweise dürfte ich der beste Dauerläufer der ganzen Schule gewesen sein. Im Hochsprung übersprang ich mit Sicherheit einen Meter zwanzig und ab und zu einen Meter fünf- und zwanzig. Erst in meiner grossen Galois-Krise, etwa 1907 oder 1908, trat eine Herzneurose auf, die diesem athletischen Betrieb ein Ende machte. Aber die Wanderleichtigkeit ist mir eigentlich jahrzehntelang geblieben.

Diese relative Überwindung meiner schweren zerebralen Kinderlähmung verdanke ich sicher zum grossen Teil dem rastlosen Training meines Vaters. Weniger lobenswert waren andere Methoden, die er bei mir anwandte, so die

Art, wie er unsere gemeinsamen Spaziergänge, von Chailly weit über Land bis nach Belmont und bis zur Tour de Gourze, zu würzen wusste. Er liess mich immer vor sich hergehen, und wenn ich den rechten Fuss nicht richtig aufsetzte, so dass die Ferse aufrat, so schlug er mir mit dem Spazierstock wie mit einer Reitpeitsche in die Beine. Vermutlich war ihm das vom Reiten geblieben, aber schliesslich war ich doch kein Pferd, sondern sein Erstgeborener, auf den er insgeheim sehr stolz war. Und solche Erziehungsmethoden sind nur allzu geeignet, einem Knaben den Ödipuskomplex anzuerziehen, auch wenn Sophokles und Freud ihn nicht entdeckt hätten.

Ferner hatte mein Vater eine ganz unpädagogische Art, mir Greuelmärchen zu erzählen, als hätte er mich mit voller Absicht weltschmerz und lebensunfähig machen wollen. Er sagte mir, ich dürfte nicht zur Schule gehen, die anderen Kinder würden mich nur unbarmherzig hänseln, mir mein Hinken nachmachen und mich verprügeln. Als klassisch gebildeter Mann zitierte er aus Lafontaines berühmtem Gedicht „Les deux pigeons“ den Vers: „Cet âge est sans pitié“. Wenn ich ihm alles geglaubt hätte, so hätte ich mich überhaupt nicht aus unserer schwerbefestigten Burg bis zum Pont de Chailly, zum Bäcker, zum Mercier oder zum Boucher getraut. Dies alles erwähne ich mit Absicht im Zusammenhang mit meiner journalistischen „Karriere“, weil es sonnenklar ist, dass gerade der Journalist etwas vom Cowboy, sogar vom militärischen Draufgänger haben muss, so dass die Erziehung, die ich in Chailly genoss, möglicherweise geeignet war, mich zum Bücherwurm oder zum Eichendorff zu machen, nicht aber zum modernen Journalisten.

Schon im Frühjahr 1895 also holte man mich eines schönen Morgens aus dem Garten ins Haus und begann mir das Lesen beizubringen. Die Enttäuschung war riesengross, denn es zeigte sich, dass ich zwar mit wahrer Begeisterung aus der Zeitung phantasierte, aber nicht die geringste Lust bewies, das Lesen wirklich zu erlernen. Ich sträubte mich, als wollte man mich zur Schlachtbank führen. Papa oder

Mama mussten mich wie einen Teddybären aus dem Garten ins Haus schleppen. Sass ich nun einmal vor meiner Fibel, so liess ich innerlich den eisernen Vorhang fallen und verhielt mich tatsächlich so, wie die Petersburger Professoren es prophezeit hatten. Einmal sollte ich buchstabieren und dann die Wörter lesen. Papa sagte: „Das ist nicht richtig.“ Worauf ich ihm wörtlich antwortete: „Wie willst du es denn wissen? Du siehst ja nicht, was dasteht.“ Selbstverständlich hatte ich eine beträchtliche Mauschelle weg, worauf der beleidigte Gentleman Adrien Turel sich erst recht verstockte.

De guerre las, gab Papa mich grossmütig an Mama weiter. Auch diese quälte sich wochenlang mit mir, dann übernahm mich Papa von neuem, und eines Tages tauchte Tante Emma Siber-Turel bei uns auf, mit einem grossen wundervollen Buch, purpurrot mit goldenem Aufdruck und goldenem Schnitt. Es war die illustrierte Ausgabe des Robinson Suisse. „Siehst du, Adja, das bekommst du zu lesen, wenn du erst mal richtig lesen kannst.“ Ich weiss nicht, warum, aber schon ein paar Tage später, vielleicht schon am nächsten Tag konnte ich plötzlich lesen. Ich bekam den Prunkband, welcher der Bibliothek des Sonnenkönigs würdig gewesen wäre, und eilte damit in den Garten, in den Pavillon, der sich über dem Torweg, der Wellingtonia gegenüber erhob. Ich hatte plötzlich begriffen, dass Zeitungen und Bücher nicht nur da sind, um in sie hinein zu phantasieren, sondern dass man durch das Lesen interessante Sachen aus ihnen herausholen kann. Ich las „meinen“ Robinson von vorn bis hinten durch, klappte dann einfach die erste Seite auf und las nochmals bis zum Ende und fing wieder von vorne an, mehrere Mal hintereinander, so dass ich schliesslich die ersten Seiten auswendig wusste, ähnlich wie ein guter Gymnasiast von der Ilias und der Odyssee einige Dutzend Verse des ersten Gesangs auswendig behält. Das ist niemals wieder vorgekommen. Ich nehme daher an, dass es für mich bei diesem ersten Buch ein Erlebnis war, beim zweiten, dritten, vierten Lesen den Text schon ganz anders zu beherrschen,

während ich das erste Mal den Inhalt nur undeutlich durch die Leseschwierigkeiten hindurch gewahrt hatte.

Nach dem „Robinson Suisse“ bekam ich eine sehr schöne Ausgabe des „Robinson Crusoe“ in der gleichen Prachtausstattung, dann „Les deux mousses“ von Rousset, dann wiederum in der gleichen, des Roi Soleil würdigen Pracht die Übersetzung eines englischen Seeromans „L'enfant du naufrage“. Nun aber bekam ich einen kleinen Quartband, zwar auch in Rot und Gold und illustriert, aber es waren die „Vies des Grecs célèbres“ von Plutarch. Dieses Buch hatte ich mit sechs Jahren schon vollkommen studiert, und das Leben der Spartaner, wie es im Lykurg beschrieben wurde, machte auf mich einen geradezu erschütternden Eindruck. Ganz natürlich, denn da ich doch ein kleiner Krüppel war, so grübelte ich darüber nach, ob ich in Sparta nicht vom Taygetos-Gebirge in den Abgrund geworfen worden wäre. Überhaupt war die agonale, ästhetisch-athletische Einstellung der Griechen ausserordentlich geeignet, mich in Minderwertigkeitsgefühle zu stürzen.

Ich weiss nicht, ob die Einbände dieser Bücher (immer wieder in Purpur und Gold) mich besonders anheimelten, jedenfalls holte ich mir, vielleicht aus diesem Grunde, aus Papas Bibliothek Camille Flammarions „Astronomie populaire“. Dieses Buch enthält zwar sehr viele unastronomische Anekdoten, aber ich lernte doch von der Newton'schen Astronomie und vom Sonnensystem soviel verstehen, dass ich später auf dem Leibniz-Gymnasium in der Mathematik- und Physikstunde niemals etwas von diesen Dingen gehört habe, was mir nicht völlig vertraut gewesen wäre. Allerdings darf man nicht vergessen, dass Papa mich seit meinem fünften Lebensjahr immer wieder auf unserer Sternwarte durchs Fernrohr gucken liess. Zwar hatte Papa in Russland sein Leben als französischer Literaturprofessor verdient, aber er war doch, wenn nicht Major und Artillerist, so doch viel mehr Physiker und technischer Bastler als Literat. Sobald er in seiner „Nature“ vom Acetylen gelesen hatte, beschloss er, die Petroleumlampen abzuschaffen und unser Haus mit Acetylen zu beleuchten.

Mit mir zusammen baute er eine entsprechende Retorte – sozusagen. Die Flamme leuchtete herrlich, blauweiss, und das ganze Haus stank teuflisch wie nach Zwiebeln. Dann explodierte uns die ganze Geschichte, und die Stücke flogen uns nur so um die Ohren. Aber Papa als Artillerist erklärte, das schade gar nichts; ab und zu seien ihnen auch die Kanonenrohre geborsten. Und er erzählte mir eine charmante Geschichte, wie sie in Lausanne, so um 1855 herum, mit Mörsern experimentiert hätten. In einiger Entfernung wurde ein Pfahl in den Boden gesteckt und ein kleines Fass wie ein Tellshut daraufgestülpt. Dann wurde mit Steilfeuer darauf gezielt. „Siehst du, Adja“, sagte Papa, „der Schuss ging immer weit daneben. Wir wussten das so genau, dass der Mann, der nachmessen musste, wie weit von der Stange der Schuss eingeschlagen hatte, einfach unter die Tonne lief, wenn der nächste Schuss losging. Das war die einzige Stelle in der ganzen Gegend, wo es niemals einschlug. Einmal aber schlug die Bombe nur wenige Meter, ganz nah vom Pfahl ein, so dass der Mann völlig mit Erde zugeschüttet wurde. Sowohl der Kanonier als auch der Hauptmann wurden leichenblass, und der Mann durfte sich nicht mehr unter die Tonne flüchten, obgleich wir niemals wieder ans Ziel trafen.“

Man sieht, dass eine solche Erziehung mich wohl zum Kriegsreporter hätte trainieren können. Im nächsten Augenblick aber schrieb mein Vater wieder an die Schulbehörden, er könne mich bei meiner zarten Gesundheit nicht der Herzensrohheit und Brutalität der Schuljugend preisgeben.

Für die Zeitungen „Feuille d’Avis“ und „Gazette de Lausanne“ interessierte ich mich dann im Zusammenhang mit der Wiederaufnahme des Dreyfus-Prozesses, mit dem Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten und vor allem mit dem Burenkrieg. Wiederholt kam es vor, dass ich vor Papa die Zeitung vom Gartentor holte und in den Pavillon lief oder hinter die grosse Eibe an unserem ruclon, um dort die spannende Fortsetzung dieser politischen Romane zur Kenntnis zu nehmen. Bekanntlich

fühlt sich ein wahrer Patriarch durch solche Eingriffe aufs tiefste beleidigt, geradezu in seiner Autorität gefährdet, und das Ergrimmen meines Vaters war dementsprechend gewaltig, blitzend im Donnergewölk Zeus'.

Viel später, 1915 oder 1916, wurde ich in Berlin mit dem bärtigen Göttervater Theodor Däubler bekannt gemacht, der sich gönnerhaft und im Grunde sehr lieblos zu mir benommen hat. Auf sein Ersuchen gab ich ihm das Manuskript meiner ersten philosophischen Skizze, die den populären Titel „Hierarchie der Rhythmen“ trug. Diese verschollene Niederschrift, die unter anderem mit dem Gegensatz eines hiobitischen und eines thaletischen Menschentyps arbeitete und die, wie ich mich genau besinnen kann, entscheidende Keime meiner späteren Philosophie enthielt, gab Däubler dem Verfasser der „Schöpferischen Indifferenz“, S. Friedländer, zur Begutachtung. Dieser Literat, der als Satiriker unter dem Pseudonym „Mynona“ (= anonym) schrieb, urteilte, er fände in meinem Aufsatz so etwas wie eine kleine journalistische Begabung. Dieses Verdikt möchte ich doch historisch festnageln und zwar gerade wegen seiner Unsinnigkeit. Nicht als ob ich die Journalisten verunglimpfen möchte, ganz im Gegenteil. Immer wieder ist es mir aufgefallen, dass Journalisten meine erst keimende und expressionistisch explodierende Begabung besser und neidloser erkannt haben als hohe Dichter von der brokatenen Fakultät. Auch spannt der Journalismus ausserordentlich viel weiter als nur von der Hearst-Presse bis zur „Neuen Zürcher Zeitung“. Es sind viel mehr Journalisten als Reporter und auch als sehr kühne Kritiker der Kriegspolitik auf dem Schlachtfeld der Ehre gefallen, als eigentliche Dichter dies getan haben. Petöfi ist mehr eine Ausnahme. Auch ist die gesamte politisch-polemische und illegale Literatur weitgehend dem Journalismus zuzurechnen, nicht nur die gewaltigen und saugroben Streitschriften eines Luther, sondern auch die allermeiste illegale „Literatur“ eines Lenin, wie zum Beispiel die Aufsätze, die im Buche „Gegen den Strom“ gesammelt sind, müssen dem Journalismus zugeordnet werden, was sie nicht ver-

hindert, geschichtsbildende Kraft erwiesen zu haben, und gerade das kann man nur von wenigen, mit Literaturanspruch auftretenden, sozialkritischen und sozialhistorischen Werken behaupten.

Tief beleidigt über das Urteil meines liebevollen Kollegen Friedländer, sprach ich darüber mit dem Romanschriftsteller Alfred Schirokauer, der mir gut zuredete.

„Lieber Herr Turel“, sagte er mir, „warum nehmen Sie sich das eigentlich so zu Herzen? Wollen Sie partoutement nur das brokatene Zeug schreiben wie alle diese Leute, die sich ja schon im Stechkissen als Klassiker sehen? Mynona billigt Ihnen eine journalistische Ader zu. Sie braucht ja nicht klein zu sein. Der gute Friedländer kann nun einmal nichts als schnöden. Wollen Sie denn durchaus Arschpauker werden?“

„Nein“, gestand ich ehrlich, „ganz und gar nicht. Universitätsprofessoren sind schon arg genug, Zeusse im Donnergewölk und der Moira dennoch untertan. Aber das Schlimmste auf Erden sind doch die Oberlehrer, die nicht einmal Universitätsprofessoren haben werden können. Grausam rächen sie sich an ihren Quartanern.“

„Na, sehen Sie!“ rief Schirokauer. „Wie gescheit Sie daherreden! Sie sind ein hochbegabter Junge. Was wollen Sie Ihre blühende Jugend mit Philologie vertun? Ich werde Sie an Fritz Engel vom Berliner Tageblatt empfehlen. Die Leute können eine geistige Blutauffrischung ganz gut gebrauchen.“

Meines Erachtens gehörte ich als Marxist und Quaternist in die Politik und nicht ins Feuilleton, aber ich begab mich doch in sauber gewaschenem Körperzustande ins Mosse-Haus und dort in die Feuilleton-Abteilung. Dr. Fritz Engel sah genau so grau und verstaubt aus, wie Schirokauer ihn geschildert hatte. Trotzdem setzte ich mich fast schüchtern (wie ich immer bin, wenn ich das Gefühl habe, etwas zu tun, was sich für mich nicht schickt) auf den Stuhl, gleichsam flüchtig wie das Vöglein auf dem Zweig. Dann sah ich aber den Feuilleton-Chef des Mosse-Hauses mild und wohlwollend an und sprach die historischen Worte:

„Das Berliner Tageblatt hat ein grosses Interesse daran, mich zu engagieren, denn ich habe die Absicht, eine neue Art von Politik einzuführen.“

Eine ganze Weile hielten die Wandelgestirne in ihrem Lauf inne. Dann sagte Dr. Engel mit eisiger Ironie: „Sehr hochverehrter Herr Turel, in der ersten Zeit wenigstens würden Sie doch wohl als Lernender zu betrachten sein.“

„Ach“, dachte ich bei mir, „der spricht auch so ein papiernes Deutsch wie die Lateinlehrer. Der Mann wird deinen Genius nimmer erfassen. Man muss ihn schonend behandeln.“

Wir waren dann sehr höflich zueinander, etwa wie Prinz Eugen und Maréchal Villars bei den Friedensverhandlungen am Ende des spanischen Erbfolgekrieges, und zehn Minuten später stand ich wieder in der Kochstrasse, auf dem nüchternen Pflaster. Um mich zu stärken, ging ich in eine Kaschemme und genehmigte mir zwei Mollen und vier grosse Korn. Ich hatte Angst vor meiner Mutter, der schreckenerregenden Hera unseres Lebenskreises, der furchteinflössenden Frau Staatsrat Franziska Turel. Ich wusste, dass ich ihr wieder genau die ungeschminkte Wahrheit berichten würde (was vielleicht doch gegen meine Eignung zum Journalisten sprach) und dass sie dann ebenso majestätisch wie gottergeben seufzen würde: „Armer, grössenwahnsinniger Junge! Nun hat dir schon wieder jemand hilfreich die Hand entgegengehalten, und du hast es verschmäht! Was soll aus dir werden, wo du doch ein Krüppel bist? Du wirst noch einmal in der Gosse enden!“

Auch nach dieser schweren Abfuhr beim „Berliner Tageblatt“ habe ich mich unentwegt ohne jedes Ressentiment für die Journalistik als für eine historische Erscheinung unserer Zeit interessiert. Aber massgebend dafür, ob man journalistisch begabt ist oder nicht, wird immer die Reaktion auf die eigenen Erlebnisse sein. Nun könnte der Papst vor meinen Augen erschossen werden, ohne dass ich auf den Gedanken käme, zum nächsten Telegraphenamt zu rennen, um die Sache sofort brühwarm an meine

Redaktion oder an irgend eine Presse-Agentur weiterzugeben. Ich würde mich geradezu genieren, derart parasitär von Sensationen zu leben, die ich nicht selbst ausgelöst habe. Nun gilt wohl überall im sogenannten praktischen Leben der Satz, dass man nur das mit Erfolg verkaufen kann, was einem nicht gehört, weil man es nicht selbst gemacht hat. Aber gegen den Mangel an kaufmännischer Begabung, den ich von väterlicher und von mütterlicher Seite ererbt habe, habe ich niemals ankämpfen können. Damit ist nicht gesagt, dass ich nicht lebhaft auf das Tagesgeschehen, besonders auf die einschneidenden, unwiderflichen politischen Ereignisse reagiere. Ganz im Gegenteil. Aber ich reagiere kontrapunktisch und vorwegnehmend. So steht im ersten Kapitel des 1944 veröffentlichten Buches „Masssystem der historischen Werte“, überschrieben: „Die kommende europäische Passion“, von Hitler schon überhaupt nichts mehr. Das Kapitel handelt bereits vom besetzten Deutschland und vom besetzten Europa. Das ist offenkundig eine für den Journalisten unmögliche Einstellung.

Typisch für die Einstellung der Journalisten und auch überaus erfolgreicher Journalisten zu mir ist meine Beziehung zu Georg Bernhard, dem ehemaligen Sozialdemokraten, Chefredaktor der „Vossischen Zeitung“, Verlagsdirektor bei Ullstein und Vorsitzender des Deutschen Pressevereins.

Es war im Spätherbst 1918, nach der Münchner und der Berliner Revolution, aber vor den wichtigen Kämpfen im Marstall. Nach einer Sitzung in der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft, wo ich seit meinen Vorträgen im Mai und Juni für voll genommen wurde, ging ich von der Charité mit meinem Bruder, meinem Freund Jancke und einigen anderen zu einem Bierlokal Schünemann oder Schönemann, wo viele Studenten und Ärzte verkehrten. Schon unterwegs bemerkte ich, wie ein kräftiger Herr mit einer Melone auf dem Kopf sich zu uns gesellte. In der Wirtschaft stellte er sich halbwegs vor und setzte sich neben mich, ohne dass ich ihn besonders beachtet hätte. Nach einer Weile flüsterte mir Jancke zu:

„Mensch, das ist ja Georg Bernhard! Halt dich doch ran!“ Aber ich gehöre nicht zu jenen Menschen, die sich in einem Salon immer so setzen, dass sie den anwesenden Geheimrat direkt ansprechen, sobald aber ein Geheimer Oberregierungsrat sich irgendwohin setzt, mit ihrem Stuhl herumdrehen, um sich nunmehr wie eine Bussole auf den neuen Pol auszurichten. Immerhin zog ich Bernhard in das Gespräch unserer Gruppe mit ein, und nach einer sehr lebhaften Unterhaltung lud er mich auf den übernächsten Tag ein.

Am nächsten Tag traf ich zufällig Kurt Hiller, der mich über die Massen zu schätzen vorgab, mit dessen Pazifismus ich aber durchaus nicht einverstanden war, denn ich halte nichts von Blitzableitern, die den Blitz anziehen. Sobald ich ihm von meiner Verabredung erzählt hatte, tobte er los und erklärte, Georg Bernhard sei ein Renegat und ein Schuft, den die Sozialdemokraten auf dem Dresdener Kongress mit Schimpf und Schande hinausgeworfen hätten. Ich sagte zu Hiller, auch ich hätte es bei der Sozialdemokratie nicht ausgehalten, und er sei ja auch mit ihr à couteaux tirés.

„Ja“, wettete Hiller, „aber wissen Sie, was Georg Bernhard als Vorsitzender des Pressevereins bei Kriegsausbruch gesagt hat? Jetzt begänne der Krieg. Wenn er verloren ginge, würde die deutsche Industrie erdrosselt werden. Man müsse siegen, coûte que coûte, und ein Journalist, der nicht für sein Vaterland lüge, sei ein Lump.“

Ich musste lachen.

Kurt Hiller wurde wütend und erklärte mir:

„Nun versucht er, sich bei uns anzubiedern. Neulich, im Rat der geistigen Arbeiter im Reichstagsgebäude, öffnet sich die Tür, und wer kommt herein? Der saubere Herr Bernhard mit seiner Melone schief auf dem Kopf und will tun, als gehöre er auch dazu. Aber ich habe ihn angeschrien: Herr Georg Bernhard, verlassen Sie dieses Zimmer! Er ist abgezogen wie ein begossener Pudel.“

Alles das machte auf mich gar keinen Eindruck, denn vom Rat der geistigen Arbeiter hielt ich ganz und

gar nichts, und ich war überhaupt nicht hingegangen. So begab ich mich denn am nächsten Nachmittag in Bernhards grosse Hochparterrewohnung am Wittenbergplatz.

Die folgende Unterredung versetzte mich in beträchtliches Erstaunen, denn ich hatte nicht gewusst, dass die Leitartikler Menschen sind, die sich einbilden, mit ihren Ausführungen etwas auszurichten. Zwar sagt Dante: „Ein kleiner Funke wecket grosse Glut.“ Es kommt aber sehr darauf an, ob dieser Funke in einen Heuschober fällt oder auf eine Betonterrasse. Ganz ebenso, wie der Normalmensch nicht in Worten gestalten kann, haben Worte auf ihn gar keine Einwirkung, wenn sie nicht gerade etwas sagen, was er ohnehin im Begriffe war, zu tun. Ganz so wie Marx und Engels benutzte ich von jeher den Namen Marquis Posa, um eine lächerliche Figur zu bezeichnen, die den Mount Everest anpredigt, um ihn zum Buddhismus zu bekehren.

Georg Bernhard entwickelte mir sein Programm: wie Bismarck wollte er als ehrlicher Makler zwischen den fürchterlichen Gewalten unserer Zeit auftreten. Ich sagte ihm, Bismarck würde niemals als ehrlicher Makler habe fungieren können, wenn er nicht zuvor bei Königgrätz und bei Sedan gesiegt hätte.

Wie fast immer war nach dieser ersten Besprechung Diagnose und Prognose meines Verhältnisses zu Georg Bernhard vollkommen gegeben. Auf dem Gebiet der Politik und der Friedensschlüsse, in der Beurteilung der russischen Revolution würden wir niemals zusammenkommen; dagegen schien er von mir einen sehr starken Eindruck bekommen zu haben, denn nach kurzer Zeit wurde er gewissermassen mein Patient und liess sich analysieren, was ich als Zeichen seines Vertrauens fast als eine Ehrung empfand.

In den nächsten Wochen allerdings nach unserem ersten Zusammentreffen hatte ich ihn kaum wiedergesehen, höchstens ein oder zwei Mal, wobei es sehr interessant war, dass wir beide über die deutsche Revolution gleich skept-

tisch dachten, wengleich aus völlig anderen Gesichtspunkten heraus.

Es war dann im Januar 1919, zwei Tage nach meiner Verhaftung, im Polizeipräsidium am Alexanderplatz. Gegen elf Uhr morgens hörte ich Schritte auf den metallenen Laufgängen erschallen, die Tür meiner Zelle rasselte auf, und Georg Bernhard stürmte herein, mir geradezu um den Hals fallend. „Turel, Sie Unglücksmensch, was haben Sie angestellt?“ Ich betrachtete den Kalfaktor und den Schliesser, die hinter ihm standen, und sagte: „Selbstverständlich überhaupt nichts. Ich weiss gar nicht, was die Leute von mir wollen.“

Wir unterhielten uns kurz. Georg Bernhard stürmte davon und liess mich dann durch seinen Rechtsanwalt, Justizrat Werthauer, verteidigen.

Nach meinem Freispruch in Moabit kam die Münchner Zeit, von der ich im sechsten Kapitel spreche. Im Spätsommer kehrte ich nach Berlin zurück und brachte im Herbst die „Selbsterlösung“ bei S. Fischer heraus. Von da ab sah ich Georg Bernhard häufig. Ich ass zu Mittag seinen Schweinebraten, und wir hatten stundenlange Besprechungen in seiner Bibliothek, ohne dass sich über die Politik irgend eine Verständigung ergeben hätte. Im Spätherbst 1919 nahm er bei mir die Analyse auf.

Man hat behauptet, er habe sich so freundschaftlich und vertrauensvoll zu mir eingestellt, weil er meine Ideen für seine Politik brauchte. Ich muss diese Ehre ausdrücklich zurückweisen. Niemals hat Georg Bernhard etwas geschrieben oder getan, womit ich einverstanden gewesen wäre. Auch habe ich ihm niemals geschmeichelt wie andere Leute, die ihn als genialen Politiker bezeichnet und gar mit Bismarck verglichen haben. Umso erstaunlicher ist allerdings die Anhänglichkeit und Hilfsbereitschaft, die er mir tatsächlich erwiesen hat. Er half mir immer wieder mit Geld aus, und zwar über die Summen hinaus, die ich für die Psychoanalyse hätte beanspruchen dürfen. Später einmal, nach der Inflation, habe ich bei mir eine Bilanz aufstellen wollen und habe an Georg Bernhard einen Brief

geschrieben, ich sei ihm nach meinen Feststellungen so und soviel Geld schuldig.

Schon am nächsten Tag bekam ich meinen eigenen Brief zurück mit einem Begleitschreiben: „Mein lieber Turell! Vom Millionär Turell will ich später gern das Geld zurücknehmen, das Sie mir schuldig zu sein glauben. In den Zeiten, in denen wir leben, könnte mir immerhin bei nächster Gelegenheit etwas passieren, und ich möchte nicht, dass meine Erben Ihren Brief vorfinden und Sie dann mit dieser Forderung belästigen. Sie wissen: nicht alle Menschen schätzen Sie in gleichem Masse. Ich bin froh, Ihr schweres Leben etwas erleichtern zu können.“

Man wird zugeben, dass ein solches Verhalten für uns beide ehrend war, für Georg Bernhard wie für mich. Für ihn umso mehr, als er seiner Versuche, mir die Wege zu ebnen, hätte müde werden können. Besonders typisch ist der eine Fall:

Eines Tages rief er mich bei meiner Mutter an und bat mich, sofort herüberzukommen, und zwar ins Ullsteinhaus. Dort teilte er mir mit, dass sich Professor Haguenin, der Chef der oder einer französischen Kontrollkommission, an ihn gewandt habe mit der Bitte, ihm eine Persönlichkeit zu bezeichnen, welche der französischen Kontrollkommission gegenüber die deutschen Kulturinteressen vertreten könne. Ich sagte, die Sache komme mir von vornherein nicht recht koscher vor. Allerdings kannte ich Haguenin recht gut. Er war vor dem Krieg als Lektor für französische Literatur mein Lehrer an der Universität gewesen. So bekam ich denn von Bernhard und noch zwei anderen Herren einen pompösen Empfehlungsbrief und begab mich in das Hotel, welches Haguenin mit seiner Kommission gleichsam besetzt hatte.

Haguenin war ein grosser, kräftiger Südfranzose mit rundem Gesicht und ausgesprochen brutalem Ausdruck. Ausserdem schielte er stark. Er begrüßte mich sehr freundlich, überflog den Brief und sagte: „C'est parfait.“ Ich sollte beginnen, Kulturberichte zur Orientierung über die deutschen Verhältnisse an ihn zu richten. Auch bewilligte

er mir einen monatlichen Check, der sich sehen lassen konnte. Wir nahmen Abschied, und wie ich zum Lift ging, an mehreren französischen Offizieren und Beamten vorbei, stieg in mir ein Gefühl empor, dessen sich kein Deutscher hätte schämen müssen. Nicht als ob ich im Sinne Ludendorffs empfunden hätte, ganz und gar nicht. Vermutlich hat niemand dem Wilhelminismus ablehnender und verachtungsvoller gegenübergestanden als ich. Aber es widersprach meiner gesamten Geschichtsphilosophie und politischen Anschauung, vor dem deutschen Imperialismus zu dem ebenso bankerotten und korrupten französischen Militarismus hinüberzuflüchten. Für mich gehörten diese Schiebergestalten, die sich hier als Kontrolleure mausig machten, genau ins selbe Konzentrationslager wie ihre deutschen Gegenspieler.

Bevor ich den Lift betrat, drehte ich mich um und sah mir noch einige Minuten lang den ganzen Betrieb an. Ich hatte die Vision, lauter Erpresser vor mir zu haben, Menschen, die über mancherlei Dinge in Deutschland ein Auge zudrücken würden, wenn man ihnen nur den nötigen Pot-de-vin zubilligte. Wie kam ich dazu, die deutschen Intriganten diesen französischen Intriganten preiszugeben? Ich beschloss sofort, mich über sie lustig zu machen, indem ich sie beim Wort nahm und das tatsächlich ausführte, was sie von mir verlangten. Am verabredeten Tage, zur verabredeten Stunde erschien ich wieder bei Professor Haguenin, von dem mir übrigens ein recht schönes Strassenmädchen schon vor Jahren gesagt hatte, er sei wegen seiner Brutalität in der sogenannten Halbwelt geradezu berüchtigt.

Mein Bericht war gar nicht schlecht, und ein Mensch, der wirklich aus der deutschen Kultur heraus hätte arbeiten wollen, hätte schon etwas damit anfangen können. Aber Haguenin gab schon einige Zeichen von Nervosität und deutete an, dass er substantiellere Angaben zu erhalten wünsche. Ich war viel zu einfältig, um seine Winke zu verstehen, und hätte er sie auch mit dem Zaunpfahl gegeben.

Ich schrieb einen zweiten Bericht, gewissermassen über die deutsche Romantik. Dadurch kam auch richtig die Bombe zum Platzen. Haguenin überflog meine Schrift. Er begann quasi vor Wut zu zittern und, plötzlich eines schneidigen Hochdeutchs mächtig, gellte er mich an:

„Tatsachen! Tatsachen! Die metaphysische Sauce werden wir uns allein darübergiesen!“

In solchen Situationen entwickelte ich die Ruhe eines englischen Lords. Wir kündigten uns gegenseitig den Vertrag. Ich erklärte ausdrücklich, nur eine Monatszahlung zu erwarten und auf die verabredete dreimonatliche Kündigung zu verzichten. Das Unangenehmste war dann die Auseinandersetzung mit Bernhard. Er war mir böse, erklärte mir fast zornig, sie hätten mich empfohlen, weil sie meine unerhörte Zuverlässigkeit kannten und weil sie vermeiden wollten, dass diese Stellung von irgend einem ressentimentgeladenen Denunzianten besetzt würde. „Ich weiß nicht, was Sie haben, Turel“, schloss Bernhard, „was für Proteste Sie überall erregen!“

Ich hielt unsere Beziehung für abgebrochen, aber schon nach etwa drei Wochen bat mich Bernhard wieder zu sich und entschuldigte sich bei mir. „Ich war Ihnen regelrecht böse“, sagte er, „aber nun habe ich auch die Beziehungen zu Haguenin abbrechen müssen. Sie hatten ganz recht, er ist ein Schwein.“

Natürlich wird die Beziehung zwischen zwei Menschen durch solche Krisen nur gefestigt, und niemals ging Bernhard in der Psychoanalyse mehr aus sich heraus als in den folgenden zwei bis drei Monaten bis zu einem drolligen Zwischenspiel.

Eines Tages erhielt ich von Stefan Grossmann, der in Konkurrenz zur „Weltbühne“ im Verlag Rowohlt das „Tagebuch“ herausgab, einen Brief, der über die Massen schmeichelhaft war. Er schmollte mit Bernhard, weil dieser unser gemeinsamer Freund seinen innigen Wunsch, mich kennen zu lernen, nicht an mich weitergegeben hatte.

Bei meiner nächsten Zusammenkunft mit Bernhard zeigte ich ihm Grossmanns Brief und sah ihn, während er las,

düster forschend an, um zu erkunden, ob er vielleicht meinen Welterfolg sabotieren wolle. Bernhard machte ein tief bekümmertes Gesicht, runzelte die Stirn noch mehr als gewöhnlich und sagte: „Nun, ich will Ihrem Glück nicht im Wege sein. Gehen Sie hin zu dem Mann, aber geben Sie acht!“

Innerlich überzeugt, der Arglist dieser Welt durchaus gewachsen zu sein, setzte ich mich sofort mit Grossmann in Verbindung, der mich gleich für den nächsten Nachmittag bestellte.

Im Verlag wurde ich mit ungewöhnlichen Ehren empfangen. Ich brauchte keinen Augenblick zu warten, der ganze Betrieb schien für mich Greenhorn gleichsam stillzustehen. Grossmann begrüßte mich wie einen ganz grossen Kollegen, und nach wenigen Augenblicken sass ich im Klubsessel ihm gegenüber und hielt eine köstliche Zigarre in der Hand, die ich allerdings wie gewöhnlich ausgehen liess.

Ich war so unerfahren, dass ich nicht einmal recht zu schätzen wusste, wie schmeichelhaft dieser Empfang war und wie lange ich unter anderen Umständen im Vorzimmer hätte warten müssen. Wiederum äusserte Stefan Grossmann seine Ehrfurcht für meine unvergleichliche Begabung. Er bat mich, für sein Blatt zu arbeiten, gab mir gleich zwei Billets für eine Premiere, die ich als Rezensent aufsuchen sollte, und klagte dann über unseren gemeinsamen Freund Georg Bernhard; ob nicht etwas wie Eifersucht bei diesem grossen Kollegen im Spiel sein konnte, dass er unsere Verbindung hintangehalten hatte?

Dann erkundigte er sich nach meinen gegenwärtigen Schöpfungen. Zu dieser Zeit herrschte in der Zone meines Wesens, die man bei normalen Menschen als Seele bezeichnet, ein wahrhaft expressionistischer Tumult. Ich schrieb an den Gedichten der beiden Gruppen „Lieder vom schwarzen Licht“ und „Her zu mir! spricht die Viereinigkeit“, und daneben arbeitete ich, wie auch nachher durch alle Nöte des Kapp-Putsches hindurch, am zweiten Teil der „Wiedergeburt der Macht aus dem Können“, also an

der biogenetischen Analyse des Faust, wodurch diese Episode auf den Februar 1920 datiert ist.

Nun entspricht es meinem dialektischen Wesen, dass ich mich zwar immer wieder in unabsehbare Ausdrucksexperimente stürze, zugleich aber völlig nüchtern erkenne, wie wenig sie zunächst meinen Zeitgenossen behagen werden. Ich erwartete also von meinem neuen Manuskript nicht einmal, dass es von irgend einem Verlag gedruckt werden würde. Stefan Grossmann aber dachte offenbar ganz anders über avantgardistische Literaturexperimente, denn nachdem ich ihm von meinen halbsbrecherischen Unternehmungen berichtet hatte, bat er mich freundlich, ich möchte ihm das Manuskript der „Biogenetischen Analyse“ des Faust übersenden, damit er Stücke daraus in seiner Zeitschrift zum Abdruck bringen könne.

Ich musste nicht nur grinsen, ich musste schallend lachen, bei dem Gedanken, dass dieser abstruse Text im „Tagebuch“ zum Abdruck kommen sollte. Ich sagte: „Lieber Herr Grossmann, das Zeug können Sie unmöglich brauchen. Ganz ausgeschlossen! Es ist so unaktuell und so unsensationell wie möglich.“

„Ganz im Gegenteil“, versicherte er mir, „Sie sind nur allzu bescheiden. Das darf man nicht sein im wölfischen Betrieb unserer heutigen Literatur. Sie sind sich selbst im Lichte, Sie verkennen Ihre grosse Begabung. Ich werde gewiss dafür Verwendung haben. Überhaupt halte ich von der Psychoanalyse ungemein viel. Wenn ich nicht so mit Arbeit überlastet wäre, würde ich selbst mit Ihnen arbeiten.“

„Gut“, dachte ich gottergeben. „Wer nicht hören will, muss fühlen. Du wirst dich an meinen schlichten und volkstümlichen Texten erquicken dürfen!“

Am nächsten Tag hatte Stefan Grossmann das Manuskript der biogenetischen Analyse des Faust in den Händen ... Und wiederum vierundzwanzig Stunden später bekam ich einen Brief, ungefähr folgenden Inhalts:

Verehrter Herr Turel! Mein Gefühl hat mich richtig beraten. Ihre Arbeit ist unerhört. Gestatten Sie mir, daraus acht Stücke in Fortsetzungen im Tagebuch zu bringen. Ich erlaube mir, mit gleicher Post tausend Mark Vorschuss an Sie zu überweisen. Seien Sie doch so freundlich, mich morgen oder übermorgen zwischen zwei und vier Uhr in der Redaktion anzurufen. Ich möchte die für mich so unendlich wertvolle Verbindung nicht abreißen lassen. Ihr Sie aufrichtig bewundernder Stefan Grossmann.

Zwei Tage später wurde ich wieder von ihm empfangen. Wieder stand bei meinem Eintritt die ganze Redaktion vor Ehrfurcht still. Wieder gebot er, uns in unserem welt-historischen tête-à-tête nicht zu stören, und wieder begann zwischen uns das hohe, diplomatische Geplauder.

Nach einigem Geplänkel über kosmische Dinge kam Grossmann ganz zufällig von neuem auf Georg Bernhard zu sprechen. „Tja, tja“, meinte er mit Bedauern, „es ist mir schwer begreiflich, warum er unsere Verbindung gleichsam hintertrieben hat. Georg Bernhard ist eine wertvolle Kraft für unsere Politik, eine sehr wertvolle Kraft. Vielleicht ist er nur etwas zu schmiegsam, auch etwas zu sehr der Schmeichelei zugänglich. Meinen Sie nicht auch, dass sein Charakter einige feminine Züge aufweist?“

Auf diesen elegant gefassten, nebenher hingeworfenen Satz reagierte ich in meinem Busen und Zwerchfell mit dem klassischen Berliner Ausspruch: „Mensch, kiekst du aus die Luke!“ Ich beugte mich aber nur höflich vor und sagte äusserst verbindlich:

„Verehrter Herr Grossmann, wenn ich den Vorzug hätte, Sie näher zu kennen, würde ich über Sie auch nichts erzählen.“

Offenbar werde ich mein Leben lang unfähig bleiben, die Technik des journalistischen Klatsches zu handhaben, denn diese meine Äusserung wirkte wie einige Jahre vorher gegenüber dem Feuilletonchef des „Berliner Tageblattes“ mein Ausspruch, ich gedächte, eine neue Art von Politik

einzuführen. Auch Stefan Grossmann fror augenblicklich ein, nicht anders als Auslandskredite bei einer Kriegserklärung. Von meiner Genialität war gar nicht mehr die Rede. Nach etwa zehn Minuten nahmen wir liebevoll Abschied voneinander, und ich bin meines Erinnerns niemals wieder mit ihm zusammengekommen. Auch von der „Biogenetischen Analyse des Faust“ ist selbstverständlich nie eine Zeile im „Tagebuch“ erschienen. Sobald Grossmann mich nicht als kommunizierende Röhre benutzen konnte, um seinem Glaubensgenossen Bernhard in seinem Blatte ein Giftsüppchen zu kochen, ging der bahnbrechende Genius der Epoche namens Adrien Felix Turel ihn gar nichts mehr an.

Ich ging nach Hause, durchaus mit mir selbst zufrieden. Ich hatte das Gefühl, mich anständig benommen und die ärztliche Schweigepflicht gewahrt zu haben. Dabei hatte ich noch einem geriebenen Journalisten achthundert Mark wie beim Poker abgenommen, denn nur soviel hatte mir die Buchhaltung von Rowohlt tatsächlich überwiesen.

Beim Schweinebraten am darauffolgenden Sonntag berichtete ich dann den ganzen Vorfall an Bernhard. Dieser schmunzelte und hat sich noch jahrelang, noch zur Zeit des „Gegners“ immer wieder geldlich hilfsbereit zu mir verhalten. Niemals ist es ihm aber gelungen, mich im Ullsteinverlag einzuschieben. Ausser ihm war ich ausnahmslos all diesen Herren von ganzem Herzen antipathisch, und jedesmal, wenn von mir doch etwas in die „Vossische Zeitung“ kam, gab es einen Rumpel oder einen kleinen Skandal.

Auch fehlte mir die Gläubigkeit, die notwendig ist, um ein guter Reporter zu sein. Wenn ein Kind seine Eltern fragt, woher die kleinen Kinder kommen, erzählt man ihm das Märchen vom Storch, und selbst wenn die Eltern es aufklären möchten, machen sie es meistens ganz falsch, weil sie es selbst nicht besser wissen. Genau das gleiche widerfährt jedem Reporter, wenn er einen grossen Politiker oder einen grossen Künstler nach den Maximen seines Handelns und nach seinen Zielen fragt. Da ich überzeugt

war, im Besitze einer Geschichtsphilosophie zu sein, die in jedem Falle derjenigen meines Gesprächspartners überlegen war, war ich auch gewiss, seine politischen Methoden und seine eigentlichen Zwecke und Ziele von vorherein besser zu übersehen als er. Wozu dann Spesen machen, um zu ihm hinzufahren und ihn auszufragen? Aus diesen Feststellungen mag ein scheinbar übersteigertes Selbstgefühl sprechen, aber seit dreissig Jahren habe ich ausnahmslos besser gewusst, was geschehen würde, als die Generäle, Minister oder grossen Damen, von denen man behauptete, sie zögen die Drähte der Politik, an denen wir armen Sterblichen zu tanzen haben. Dies trifft sogar für die hochmögenden Financiers und Manager des Börsenklimas zu.

Hierher gehört ein Begebnis meines Entscheidungsjahres 1917, das mir im Berner Bundeshaus widerfahren ist.

Während meine Mutter in vieler Beziehung eine wahrhaft grossartige moralische Haltung zu wahren wusste, erwies sich in einem Punkte dennoch, wie tief sie in den Minderwertigkeitsgefühlen des Kleinbürgertums verhaftet blieb. Lebenslang hatte sie mit wahrhaft buddhistischer Geduld, mit schicksalsergebener Demut, die kleine Erbschaft erhartet, die von unserer Tante, Madame Emma Siber-Turel, Avenue du Closelet in Lausanne, zu erhoffen war. Ich weiss gar nicht, wie gering damals die Erbschaft eines Onkels oder einer Tante sein musste, damit nicht die ganze Familie jahrzehntelang mit angehaltenem Atem darauf wartete.

Eines Tages nun, um die Jahreswende 1916 – 1917, kurz bevor ich zum Oberlehrer am Französischen Gymnasium in Berlin emporgehoben wurde, klingelte der Postbote in der Frühe und brachte uns ein Telegramm.

Ich öffnete und las: „Votre tante Madame Emma Siber décédée. Lucien Rochat, Avocat-Notaire.“

„Komisch“, dachte ich, „nach dem Testament, das Papa noch gesehen hat, waren wir doch Universalerben. Merkwürdig, dass man uns nicht auffordert, gleich hinüberzufahren.“

Ich ging mit dem Telegramm zu Mama, die noch im Bett lag, zeigte einige Freude und gab ihr das Ding zu lesen, ohne eine Bemerkung zu machen. Mama war sehr glücklich, denn wir wussten nicht recht, wie wir die Miete per Januar 1917 bezahlen sollten.

Dann vergingen einige Tage, und wir bekamen notarielle Abschrift des endgültigen Testaments. Wiederum war es am Morgen. Ich konnte den Brief abfangen und in Ruhe lesen. Es war so, wie ich schon erwartet hatte: Überaus fromme Leute hatten unsere Tante Emma dazu gebracht, ihre dubiosen Neffen und Nichten im bösen Berlin fast ganz zu enterben und den Hauptteil ihres kleinen Vermögens sogenannten wohltätigen Anstalten zu vermachen.

Wir drei Kinder ihres Bruders, Lili, Serge und ich, waren gleichsam auf einen Pflichtteil von je fünftausend Franken gesetzt. An mir ist gewiss ein guter Psychologe verloren gegangen, denn ohne selbst irgend einen Schock zu empfinden, überlegte ich mir sofort, diese fünftausend Franken würden gerade ausreichen, um meinem Bruder Serge sein zahnärztliches Studium zu ermöglichen und um unsere „Weltfirma“ vor der Exmittierung zu bewahren.

Ich ging also zu unserer Mutter hinein und sagte: „Siehst du, Mama, hier ist das Testament von Tante Emma. Schenk wird uns nicht hinauswerfen können. Lili wird ihre Aussteuer nachträglich bezahlen, und Serge wird sehr gut bis zum Examen kommen.“

Dann erst übergab ich ihr das Pergament; und es war gut so, denn sonst hätte sie wohl einen Herzschlag bekommen. Auch so brach sie in Tränen aus und verwünschte unser Schicksal. Ich selbst aber war mit meiner Verachtung des Geldes und mit meiner moralischen Haltung so zufrieden, dass ich ganz vergnügt wurde. Ich klopfte ihr auf den Rücken, bot ihr an, ihr eine Molle Bier und ein grosses Glas Korn zu bringen, worüber sie lächeln musste, und nach einer Weile war die alte, ach so vornehme Dame einigermaßen getröstet.

Dann vergingen die Wochen und die Monde. Es kam die

russische Revolution, und noch immer zeigte der biederherzige Lucien Rochat in Lausanne gar keine Lust, uns irgend welches Geld zu überweisen. So benutzte ich denn meine grossen Ferien des Jahres 1917, um einmal aus dem von Steckrübenbrodem schwelenden Berlin nach Lausanne hinüberzufahren. Zudem hatte ich vor, für mich und Serge etwas Garderobe zu kaufen.

An irgend einem Sommertage zu Beginn der grossen Ferien langte ich von Berlin in Basel an. So gewaltig war das Erlebnis, in ein blankgebohnertes und von äusserster Sauberkeit blitzendes Land zu treten, dass ich mir später eingebildet habe, damals seien die schweizerischen Bundesbahnen schon elektrifiziert gewesen. Ob dies zutrifft, will ich im Moment gar nicht wissen. Was ich weiss, ist, dass dieses Gefühl der Erleichterung, des Erlöstseins aus einer „Hölle“ von Schmutz und Verwahrlosung, sich zunächst ganz oberflächlich auswirkte. In Basel verzehrte ich erst einmal drei Portionen Mokkaeis hintereinander, dass es meinen Eingeweiden, meinem Entoderm vorkam, als sei ich im Paradies.

Dann fuhr ich unverweilt von Basel nach Lausanne, und ich kann mich nur allzu genau besinnen, wie mir schon im Zuge die gestrengen Gouvernantengesichter der Damen unangenehm auffielen, und wie ich mir zweifelhaft wurde, ob es sich verlohne, so gut zu essen, um dann doch so geizig, kümmerlich und zersorgt auszusehen.

In Lausanne suchte ich unverweilt den treuherzigen Herrn Lucien Rochat auf, der ungefähr so aussah wie Präsident Raymond Poincaré. Dieser sagte mir: „Monsieur Turel, à l'heure qu'il est, les rois sont bien malades.“ Dann brachte ich doch das Gespräch zwar nicht auf die russische Revolution, von der er vielleicht gerne gehört hätte, dass ich mit ihr sympathisiere, um mir mein Geld weg zu schikanieren, wohl aber auf die Erbschaft, und schliesslich liess er sich herbei, mir einige Checks auszustellen.

Ich ging in eine Pension, wo sich alle Insassen einhellig wie Stachelschweine gegen mich aufsträubten, als könne ich gar nichts anderes sein als ein „sale boche“. Die Stumpf-

heit, der Frankreich-Chauvinismus und der verkrampfte Geiz dieser Menschen ekelte mich derartig an, dass ich schon nach wenigen Tagen so etwas wie Heimweh nach dem Berliner Kohldampf verspürte. Allerdings überschätzte ich die revolutionären Möglichkeiten, die sich aus der Berliner Not ergeben konnten.

Immer in der Hoffnung, einmal als Journalist mein Leben verdienen zu können, ging ich zur Redaktion der „Gazette de Lausanne“, die mir aber genau so vorkam wie das Mosse-Haus zur Zeit meines ersten Besuches. Ich hatte dort das Gefühl, mit lauter kleinen, pensionierten und geschäftstüchtigen Reformatoren zu sprechen. Jean Calvin hatte ich mir doch wesentlich anders vorgestellt. Ein Leitartikel von mir (gegen Hindenburg gerichtet) war schon angenommen, aber ich habe ihn einfach wieder zurückgezogen, und dann bin ich, merkwürdig leichten Herzens, von Lausanne wieder abgefahren.

Derweilen hatte ich mir einen sehr guten Anzug schneiden lassen, und zwar in doppelter Ausfertigung, denn Serge und ich hatten fast genau die gleiche Figur, und das zweite Exemplar war für ihn bestimmt. Ich hatte prächtige Unterwäsche, Socken und Schuhe erstanden, ferner einen geradezu vornehmen Regenmantel, einen teureren, vornehmen Filzhut, den von Aussenminister Anthony Eden vorwegnehmend. In dieser Aufmachung kam ich nach Bern und besichtigte die Bundeshauptstadt.

Ich musste mir alsdann ein Hotel für die Nacht suchen. Meinen ausgeprägten Sparinstinkten entsprechend, ging ich in ein ganz billiges Gasthaus, das ein Ortsansässiger womöglich für verrufen gehalten hätte. Spät, so gegen Mitternacht, ging ich in mein Zimmer hinauf. Gegen drei Uhr früh erwachte ich, und vom Geist getrieben schaltete ich das Licht an, um entscheidende Gedanken über die Umschmelzung des bisherigen Staates zur tellurischen, vierdimensionalen Gesellschaft niederzuschreiben. Und siehe da! Wie durch Lichtreklame wurde meine Geistesintensivität auf irdische Dinge umgesteuert, denn an der graugelblichen Tapete keuchten drei Wanzen im Wett-

rennen miteinander dahin. Ich wusste sofort: das waren Wotan, Thusnelda und das Mariechen. Mariechen lief in der Mitte und war ihren Konkurrenten bei weitem überlegen. Aber ohne den Ausgang dieses Derbys abzuwarten (ich hatte ja auch kein Geld beim Toto gesetzt), sprang ich aus dem Bett, zog mich an, packte misstrauisch meine Sachen und ging hinunter. Unten in der schlechterleuchteten Halle des Hotels trat mir der Wirt, eine Art von Schwingerkönig, entgegen und wollte mir pampig kommen, wie man in Berlin sagt. Es ist tragikomisch, wie immer wieder kraftstrotzende Kerle ihre körperliche Überlegenheit in moralische Autorität umsetzen möchten.

Obleich ich niemals eine Waffe trage (was mir wiederholt das Leben gerettet hat), darf man mir nicht so kommen. Ich dachte mir gleich, der Wackere, Biedere meine, er dürfe mit mir so umspringen, weil ein so gut gekleideter Gentleman nicht zu ihm gekommen wäre, wenn er nicht das Licht zu scheuen hätte. So pfiff ich ihn einfach an wie ein Major einen Unteroffizier: „Ich werde Ihnen die Nacht nicht zahlen, weil ich nun gleich ein Zimmer im Schweizerhof nehmen muss. Sie sehen doch wohl, dass ich anständige Sachen habe und dass ich es mir nicht leisten kann, Wanzen anzunehmen. Wenn Sie mir hier Flausen machen, so werde ich mich beim Hotelierversand beschweren. Ich glaube nicht, dass Sie Lust haben, Ihr Hotel auf Wanzen untersuchen zu lassen.“

Wie vieldeutig ist doch offenbar das Wort „Wanzen“! Der Mann wurde geradezu höflich. Ich aber schritt federnden Ganges zum Schweizerhof hinüber, bekam dort ein ebenso kleines wie einwandfreies Zimmer, schlief wie in den Armen der Venus und trank vor lauter Vergnügen gleich eine Flasche Sekt zum Frühstück.

In gehobener Stimmung, einwandfrei rasiert und mit meinem englischen Regenmantel über dem rechten Unterarm schlenderte ich nun zum Bundeshaus. Da kam mir in den Sinn, ich hätte doch den Ehrgeiz, ein Journalist zu werden. Seit kurzem sei doch mein engerer Landsmann, der grosse Genfer Gustave Ador, Aussenminister der Eidgenossen-

schaft geworden. Der werde sich doch sicher freuen, mich als verständnisvollen Mitarbeiter seiner Politik zu gewinnen.

Ich schritt ins Bundeshaus hinein. Entgegen kam mir ein Huissier und fragte nach meinem Begehrt. Ich sagte ihm völlig selbstverständlich, so wie man in einer vornehmen Konditorei eine Tasse Mokka und eine Meringue bestellt: „Ich möchte, bitte, Herrn Minister Gustave Ador sprechen.“

Der Huissier, der heute, im Jahre 1952, gewiss schon pensioniert ist, sah mich kurz prüfend an und fragte: „Bitte, in welcher Angelegenheit?“

Ich griff mit dem Blick gleichsam in die Höhen des Bundeshauses und sagte gemessen: „Nun, sagen wir, in einer journalistischen Angelegenheit.“

Selten wohl hat eine so verwaschene Erklärung eine so präzise Folge gehabt. Der Mann bat mich, in einem Wartezimmer Platz zu nehmen, ging fort, und nach knappen sechs oder sieben Minuten wurde ich zum Chef des Aussendepartements abgeholt. Es entspricht meinem Wesen, dass ich mich in keiner Weise darüber wunderte. Die doppelten Polstertüren gingen auf, und ich trat in einen dieser Räume, die mir die Schweiz immer wieder sympathisch machen: sozusagen Billardtuch ringsum. Man sieht sich gleichsam nach der Bande um, von der man abgespielt wird.

Ich wurde von Gustave Ador begrüsst. Mit seinem Spitzbart erinnerte er mich von ferne an August Bebel, ich nahm aber an, dass es ein Henriquatre sein sollte. Er trug einen wahrhaft diplomatisch wohlgeschnittenen Anzug aus blauem Tuche mit ganz feinen weissen Streifen.

Wir sassen sodann einander gegenüber. Ich vergass in der dämonischen Unschuld meines Herzens, weshalb er seinem Vorgänger Arthur Hoffmann nach der diplomatischen Katastrophe vom 19. Juni 1917 hatte nachfolgen können und müssen, und ich erklärte ihm frank und frei, ich käme, um ihn für deutsche Zeitungen zu interviewen. Ganz Europa drohe bankerott zu gehen, und man müsse die Völker Europas in gemeinsamer Demut versöhnen.

Ador sah mich an, wohlwollend gewiss, aber eisig. Nur an einem leisen Wippen seines linken Schuhs, dessen Bein über das rechte geschlagen war, konnte ich etwas wie Enttäuschung wahrnehmen. Diplomaten wissen besser Leiden zu ertragen als Philosophen, von denen Shakespeare gesagt hat, noch niemals habe einer von ihnen Zahnschmerzen in Geduld durchgestanden. In der Konversation, die sich nunmehr zwischen uns beiden grossen Schülern Machiavellis entspann, riet mir Gustave Ador, mich als Auslandsschweizer um die Heimat verdient zu machen, indem ich dem Deutschen Reich zuredete, die Gotthard-Servitute preiszugeben.

Eine Viertelstunde später verliess ich das Bundeshaus erhobenen Hauptes, obgleich Ador und ich, wenn ich so sagen darf, unversöhnt voneinander Abschied genommen haben.

Im Schweizerhof erfüllte mich eine brünette Serviertochter mit der Begeisterung, die jeder Dante für seine Beatrice empfindet. Ich ass ein ganzes Brathühnchen und trank eine Flasche Sekt. Aber im Bewusstsein, das Parkett höchster politischer Verantwortung betreten zu haben, benahm ich mich einwandfrei.

Gegen zehn Uhr abends schlenderte ich wieder durch die Lauben der Marktgasse, als mir eine altvertraute Stimme entgegenscholl: „Adja! Adja, wo kommst du her?“

Es war ein Jugendfreund von mir. Wir begrüßten uns freudig. Wir setzten uns zusammen in den Schweizerhof und tranken zwei Flaschen Sekt. Dabei plauderten wir wundervoll, teils auch von abgelebten Jahren. Mein Freund löste das Rätsel des Empfanges bei Ador. Kurz vorher war eine gefälschte Ausgabe der „Frankfurter Zeitung“ von den Alliierten über die deutschen Schützengräben ausgeschüttet worden. Man behauptete, sie sei in der Schweiz gedruckt worden, daher lag dem Bundeshaus viel daran, hinter die Geschichte zu kommen. Daher hatte mein versonnener Spruch: „Nun, sagen wir in einer journalistischen Angelegenheit!“

gewirkt wie das „Sesam, öffne dich!“ im Märchen. Ich weiss nicht, ob wir noch eine dritte Flasche Sekt getrunken haben. Jedenfalls begann mein Freund zu vorge-rückter Stunde sein Herz zu öffnen. Er sei im Besitz eines wichtigen deutschen Code-Schlüssels. Diese Code-Schlüssel könne er hier in Bern jederzeit an die Alliierten für mindestens sechzigtausend Schweizerfranken verkaufen. Nun sei er Schweizer. Ich solle das vermitteln. Wir würden fifty-fifty machen.

Ich bin zwar ein bacchantischer Mensch (gelte wenigstens dafür), niemals aber gerate ich dabei in jene berüchtigte Stimmung: „Seien wir mal ehrlich: Ich bin ein Arschloch! ... Du bist ein Arschloch! ... Wir sind alle Arschlöcher! ... Es kommt nicht mehr darauf an ... Es ist alles Wurscht ... die Welt ist nun einmal schlecht ... machen wir also das Geschäftchen“

Statt dessen fing ich an, in wachsendem Masse vom Über-menschen zu reden. Und wie Max im dritten Akt des „Piccolomini“ wollte ich partoutement erst am nächsten Morgen irgend etwas unterschreiben

Weder am nächsten Morgen noch jemals wieder habe ich die teuern Züge jenes Freundes zu schauen bekommen. Ich vermute, dass er mich damals nur hat auf die Probe stellen wollen. Wenn ein Spitzel nicht seine Nützlichkeit nachzuweisen vermag, könnten ihm doch vielleicht die Spesen gekürzt werden.

Nach Berlin zurückgekehrt, habe ich dann einfach vergessen, mein Interview mit Gustave Ador irgendwie fruchtbar zu machen. Ein Miteidgenosse, der mich deshalb tadelte, eben weil er es gut mit mir meinte, versuchte es noch ein allerletztes Mal, mir eine Chance als Chefredaktor zu geben. Durch ihn wurde ich im Herbst des gordischen Entknotungsjahres 1917 zum Chef der „Deutschen Fleischerzeitung“ erkoren, ausgerechnet in diesem Augenblick, wo es für die Fleischermeister darauf ankam, aus dem Fleischmangel nur umso bessere Geschäfte zu machen.

Schon nach einem Monat legte ich mein Amt wieder in

die Hände meiner Auftraggeber zurück. Wie stets verzichtete ich auf die Vorteile eines dreimonatlichen Kündigungsvertrages.

Meiner Erfahrung nach ist man auf allen Gebieten des Geschäftsbetriebes tüchtig oder man ist es nirgends.

Wie ich zum Dante dreier Mathematiker geworden bin

*Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte
anbrach. Und da er sah, dass er ihn nicht übermochte,
rührte er das Gelenk seiner Hüfte an; und das Gelenk
der Hüfte Jakobs ward über dem Ringen mit ihm
verrenkt, und jener sprach: „Lasse mich gehen, denn
die Morgenröte bricht an.“ Jakob aber antwortete:
„Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“
(Genesis, XXXII, 25–27)*

Zeit meines Lebens habe ich für die grossen Menschenaffen: Schimpanse, Gorilla, Orang-Utan, die grösste Sympathie und tiefes Mitleid empfunden. Diese uns so unheimlich nahen Tiere sterben bekanntlich in den Käfigen unserer zoologischen Gärten meistens kläglich dahin. Das erklärt man vor allem mit ihrer grossen Anfälligkeit für Tuberkulose; ich aber glaube, dass sie vor allem an Ärger sterben, vor Gram, an seelischer Überanstrengung, an einer ganz eigenartigen Demütigung, die sich aus ihrer ständigen Konfrontation mit dem Menschen ergibt. Diese merkwürdigen Tiere, die niemals im gleichen Sinne schön sind wie ein Tiger oder wie ein Puma, werden in unserer „Obhut“ ständig und immer wieder beleidigt und gereizt, denn sie sind nicht nur eingeschlossen zwischen den Gitterstäben ihres Käfigs, sie sind auch eingeschlossen im Käfig, das heisst in der Beschränktheit ihres Wesens. Und dieses Wesen berührt so unmittelbar das Wesen des demiurgischen Menschen, dass sich immer wieder eine Art seelischgeistiger Osmose ergeben möchte. Niemals schauen die Affen leer und fremd, fast hochmütig am Menschen vorüber oder durch den Menschen hindurch wie die grossen Raubkatzen. Ständig fühlen sich die Affen herausgefordert, es dem Menschen gleichzutun, und weil sie es aus ihrem Wesen heraus nicht vermögen, nehmen sich ihre Bewe-

gungen, ihre Handlungsweise so aus, als spotteten sie des Menschen, indem sie sein Verhalten „nach-äffen“, während sie sich in Tat und Wahrheit überanstrengen, ähnlich einem Menschenfresser, der das Verhalten eines Dante oder Goethe nachzuahmen suchte. Wie der Clown fast immer eine tragische Figur ist, sind die Menschenaffen in Konfrontation mit dem Menschen tragisch und mitleiderregend.

So droht jeder Mensch zum Menschenaffen oder zum vor Verzweiflung grimassierenden Clown zu werden, der, im Leben ansteigend, sich mit Lebensformen konfrontiert sieht, deren er begehrt, denen er aber seiner inneren Anlage nach (und vielleicht auch aus seiner Schicksalskonstellation heraus) nicht gewachsen ist.

Die sogenannte Genialität, die ich zeitlebens habe auflösen, demokratisieren und technisieren wollen, setzt sich aus zwei Komponenten zusammen, aus Intelligenz und dem, was ich, vielleicht allzu primitiv, als Charakter bezeichne. Eine gewisse Intelligenz ist offensichtlich dem Genie unerlässlich. Auch eine fast urtümliche Begabung. Aber es sollte selbstverständlich sein, dass die Begabung dazu neigen wird, einfach in die Schneisen und in die Slalomgefälle schon vorgezeichneter und „bewährter“ Formen des Erfolges einzubiegen. Dadurch wird dem „Begabten“ der Weg zum Erfolg zwar geebnet, aber es wird auch jede Kampfproblematik aus seinem Dasein ausgespart. Wenn ich eine sehr wichtige Stelle bei Felix Klein, in seinen „Vorlesungen über die Entwicklung der Mathematik im 19. Jahrhundert“ richtig verstanden habe, so wirft er einem Henri Poincaré vor, er habe sich in diesem Sinne die Sache allzu leicht gemacht, während er die welthistorische Bedeutung eines Albert Einsteins ganz richtig deutet.

Wenn also Intelligenz und Begabung nicht genügen, um das Genie darzustellen, so ist dasjenige, was ich als Charakter bezeichne, dazu allein auch nicht imstande, denn, wie ich es ganz besonders an unserem Vater beobachten konnte, führt ein Übermass von Unbestechlichkeit und „Charakter“ zu einer selbstmörderischen Sturheit, zu einer Widerhaarig-

keit und zu einem Trotz, die zum Beispiel das Eselchen dumm erscheinen lassen, während es im Gegenteil zu den intelligentesten, aber auch zu den trotzigsten und dickköpfigsten Haustieren gehört.

Wie ich es noch im fünften Kapitel dartun werde, verdanke ich es gerade meiner rechtsseitigen Lähmung, der tiefen Asymmetrie meines Wesens, dass ich in all diesen Dingen weit tiefere Erfahrungen habe durchkämpfen müssen als der normale Mensch, der in seiner schlichten Anmut den Göttern wohlgefällig ist und auch den Menschen, und sei es auch nur deshalb, weil er so leicht zu steuern ist wie ein Rassepferd.

Wann haben bei mir diese für die gesellschaftliche Zuordnung des Menschen massgebenden Erlebnisse eingesetzt? Meines Erachtens, fast möchte ich sagen: meines Erinnerens in den schrecklichen Wochen, wo ich etwa drei Monate nach meiner Geburt durch meinen Anfall von Kinderlähmung aus der normalen Bahn eines gesunden Knaben geworfen wurde. Von da ab musste ich jede Begegnung mit irgend einem Engpass oder Grat der Lebensgeographie anders bewältigen als der normale Mensch. Anders! Das heisst, entweder in minderwertiger Weise, an das Mitleid appellierend, um mir daraus schon in der Kindheit eine Art von Altenteil zu sichern, oder aber anders im Sinne einer überwertigen „Heilung“ oder Kompensierung des Leidens, welches mich überfallen hatte.

Aus der Artung meiner Kinderlähmung hatte sich ergeben, dass es mir leicht gefallen wäre, als literarischer Sprachvirtuose, als schwätzender Dichter oder als dichtender Feuilletonist zu brillieren. Dagegen scheinen bestimmte Zentren in der grauen Hirnrinde, die aufs engste mit dem sogenannten Sprachzentrum und wohl auch mit dem musikalischen Zentrum zusammenhängen, derart lädiert worden zu sein, dass mein Sinn für Mathematik und mein mathematischer Ehrgeiz nicht sowohl ausgelöscht, als vielmehr angekränkelt und überreizt wurden. Das hat sich schon in meinen ersten Kinderjahren darin ausgedrückt,

dass ich zur Physik, Astronomie und zum Rechnen in die tiefsten Konflikte hineingeraten bin.

Der Sinn eines Curriculum Vitae kann niemals darin bestehen, dass man die eigenen Erinnerungen einfach an Hand der Grundbucheintragungen korrigiert, noch auch darin, dass man die Grundbucheintragungen (und sei es auch um den Preis eines Brandes ganzer Rathäuser) auszulöschen sucht, um das eigene Erinnerungsbild an die Stelle zu setzen. Vielmehr bleibt es historisch bedeutsam, wie sich das Erinnerungsbild auf diesen einfachen Grundbuchtatsachen abspiegelt. Versuche ich, in jene Zeiten bis zum Jahre 1895 zurückzutauchen, bis zum Jahre 1896, vorher schon bis zum Jahre 1894, dann erlebe ich aus meiner Erinnerung nicht die juristisch und rechnerisch durchgefochtenen Prozesse, die mein Vater gegen die Stadt Lausanne führte, vielmehr sehe ich in unserem alten Haus „Les Aubépines“, das in sehr dicken Mauern, aber aus etwas mürber Molasse aufgebaut war, Papa und Mama am Tische sitzen, unter der Petroleumlampe, die in einer Art von Lüster aus schwarzem Schmiedeeisen herunterhing und leise vor sich hinstank, sobald man den Docht nicht herunterdrehte. So sassen die beiden Eheleute, Herr und Frau Staatsrat Turel, unter dem gelben Petroleumlicht am Familientisch, hatten grosse Blätter vor sich, ähnlich den Blättern, die heute noch im Kataster der Stadt Lausanne anzufordern sind, und sprachen von Zahlen, von Geld, von Rubeln, die mit jenen Katasterzeichnungen in Lausanne nur sehr wenig zu schaffen hatten, da sie sich auf Renten aus dem zaristischen Russland, auf Aktienwerte der Rigaer Strassenbahn, auf die Aktien der Gummischuhfabrik eines gewissen Baron Taube in Petersburg bezogen. Damals um das Jahr 1896 war auch mein Bruder Serge schon geboren (am 31. Dezember 1893) und auch unsere Schwester Lili (am 13. Mai 1895). Wir drei Kinder lagen im gleichen Zimmer, und wenn Papa und Mama wie Schachspieler in ihre Sorgen vergrübelt waren, musste die Zimmertür offen bleiben, damit „la marmaille“ unter gehöriger Kontrolle blieb.

Serge und Lili waren kaum im Stande, an den massiven Sorgen unserer Eltern teilzunehmen. Ich selbst aber war schon etwa sechs Jahre alt und fühlte mich offensichtlich schon dazu berufen, meinen Eltern in ihrem struggle for life beizustehen. Daraus ist erklärlich, dass ich einmal nachts aufsprang und von meinem Kinderbettchen aus als Ei des Kolumbus verkündete, Papa solle einfach auf die Bank gehen und dort Geld holen!

Diesen Vorfall hat mir unsere Mutter später immer wieder erzählt, um mir klarzumachen, wie ich schon als Säugling ein illusionistischer, romantischer Dichter gewesen sei. Ich gestehe aber, dass ich nicht einsehen kann, inwiefern das Finanzdenken der meisten Leute realistischer und gesünder war.

Ich habe betont, dass in Chailly meine Vatersprache Französisch keine Beziehung zur Dichtung hatte. Sogar unsere Wellingtonia habe ich ja erst viel später in einem deutschen Gedicht besungen. Ich schien Physiker zu werden (Logistiker und Mathematiker), und die erste von den grossen Visionen, die mein Leben skandieren, ist ein astronomisches Erlebnis.

Beim Umbau der „Aubépines“ (um 1894, das Jahr weiss ich nicht mehr) hatte Papa auf dem Treppenturm eine kleine, flache Sternwarte einrichten lassen, und schon ganz früh in meinem Leben liess er mich durch das grössere seiner beiden Fernrohre gucken, das mir zunächst schon deshalb gefiel, weil es wie eine blitzblank geputzte Messing-Kanone zum Himmel zielte, wie auch später für mich im Jules Verne-Roman „De la terre à la lune“ und „Autour de la lune“ der Begriff des Fernrohrs und der Weltraumkanone perspektivisch und dynamisch immer wieder ineinander webten.

Als ich einmal den Mond durch das grosse Teleskop von Papa betrachtete, muss ich so etwas wie die Vision astronomischer Entfernungen, wie die Vision der Lichtgeschwindigkeit bekommen haben, denn ich fiel in Ohnmacht. Papa brachte mich hinunter und sagte zu Mama (so hat sie mir später erzählt): „Cet enfant est devenu

pâle comme la mort.“ Und die Eltern scheinen sich grosse Sorgen gemacht zu haben, ich möchte in Epilepsie verfallen.

Trotz dieses Schreckschusses weihte mich Papa unentwegt weiter in Astronomie und Physik ein. (Von unserem „artilleristischen“ Erlebnis mit dem Acetylen habe ich schon berichtet.) Als im Januar oder Februar 1896 die Pariser „Nature“ den ersten Bericht über die Röntgenstrahlen brachte („Les rayons X“, mit der berühmten Knochenhand eines Professors, geschmückt mit ihrem Ehering, dieser Knochenhand, die durch die ganze Weltpresse gegangen ist), bekam ich einen lebenslänglichen Eindruck davon, wie eine griechische Münze von ihrem Prägungsstempel. Und wenn ich später bei meiner Arbeit an der Psychoanalyse und meiner Entwicklung der Analyse zweiter Stufe vom „Röntgentod der Lüge“ gesprochen habe, so wurzeln alle diese Einsichten in jenem Kindheitseindruck von der Entdeckung der Röntgenstrahlen. Jetzt vor kurzem (1950) habe ich mich vergewissert, dass meine Erinnerung von jener Veröffentlichung in der „Nature“ bis ins einzelne stimmt. Daraus hatte ich schon als ganz kleiner Junge die Zuversicht gewonnen, dass ich mich würde als Mensch unter Menschen durchsetzen können, obgleich ich ein Krüppel war; einfach, weil eine neue Zeit, eine neue Kultur, eine neue Weltbeherrschung, dementsprechend auch ein neuer Menschentypus im Heraufkommen war.

Ähnlich wie ein Mozart schon um sein siebentes Jahr als Wunderkind feststand, war ich schon um mein siebentes Jahr zu allen diesen Dingen entschlossen, nur wusste ich natürlich nicht, wie ich es anstellen sollte.

Als ich dann 1900 nach Berlin, vom Patriarchat zum Matriarchat, vom Französischen zur deutschen Sprache hinüberwechselte, schaltete ich mich (vielleicht ähnlich wie Adelbert v. Chamisso und wie Theodor Fontane) auch von der Physik und Technik, von einer ingenieurmässigen Auffassung der Soziologie, auf Philologie und Dichtung

um. Daher musste die dichterische Metrik in den Jahren ab 1902 und dann noch einmal ab 1906 einen ganz anderen Sinn bekommen als für den Grafen August Platen, als für Horaz, Vergil und Ovid, aber auch als für Hölderlin und Mörike.

Metrik war für mich Metrik schlechthin. Dies hat auch später in der Schweiz meine ganz besondere Beziehung zu bedeutenden Lyrikern wie Albin Zollinger und Hermann Hiltbrunner bestimmt.

Eines Nachts, schon in der Schweiz, etwa im Jahre 1937, 1938, bin ich bei einer Flasche Rotwein, es mögen ihrer auch zwei gewesen sein, mit Hermann Hiltbrunner bis gegen Morgen zusammengesessen, und wir haben gefachsimpelt, als Lyriker, also im höheren Sinne. Es war viel von Metrik die Rede, die man ja nicht nur äusserlich als Versmass aufzufassen braucht wie Geibel oder wie Leuthold.

Wie wir über die Beziehung von Metrik und Aussage, von Form und Inhalt sprachen, kam ich darauf, mich über den wackeren Beckmesser der römischen Literatur, über Quintus Horatius Flaccus, lustig zu machen. Reihenweise begann ich Carmina zu extemporieren, gleichsam zur Begleitung in die Saiten greifend:

O Leukothoe, schön bist du noch, blond und lieblich.

Und wie bei Aphrodite werden Posttauben
Durch dich irre werden an ihrer Botenpflicht.
Abirren werden sie von ihren Pfaden in hoher Luft.
Um sich auf deine Schulter zu setzen,
Um Ambrosia zu picken von deinen Lippen.

Begnadend fühlst du dich und übermütig.
Aber wie lange währt des Menschen Frühling,
o Leukothoe?

Wie bald, ach wie bald, und dein zartes Gesicht
Wird gleichen einem von Tobeln durchfurchten
Gebirge,

Wie von Sturzbächen zerwaschen, von Tränen der
Reue,
Dass du meine Liebe nicht erhörtest.

Siehe, dein Leib wird zu Asche zerfallen,
Und niemand wird deiner gedenken,
Es sei denn aus meinem Lied.
Verflüchtigen wird sich dein Leben, erfass ich es
nicht

Im Gefäss meiner sapphischen,
Alkaischen,
Pindarischen Strophen ...

Stundenlang konnte es so weitergehen. Nach demselben Schema liess sich ein schöner Ephebe, der Quell Bandousia, der grosse Gönner Maecenas dem Dichter untertan machen, von dessen Versen die Unsterblichkeit all dieser Leute abhing, und wenig hätte gefehlt, dass Dichter wie Horaz behauptet hätten, auch die olympischen Götter lebten nur von ihren Gnaden.

Die ganze Tiefe dieser Formprobleme, ob die Form aus dem Inhalt erwächst oder ob man Inhalte, um sie zu konservieren, in alte Formen giessen kann, wie jungen Wein in alte Schläuche, kann man an den metrischen Formen der Antike, das heisst der Griechen, nicht er-messen, vielmehr erst an den ganz grossen Dichtern der Neuzeit, vor allem an Dante und Shakespeare, bei denen die Beziehung zwischen Form und Inhalt bereits musikalisch ist, das heisst ganz anders als bei der noch euklidischen Sprachgeometrie der antiken Dichter. Man ver-gesse nicht, dass auch Dante alle Wesen unsterblich ge-macht hat, die er in seiner „Divina Commedia“ besingt, auch die Teufel in seiner Hölle, von denen doch sonst niemand in der Welt etwas wissen würde, selbst wenn es sein sollte, dass sie existierten.

Warum stehn diese Dinge im Abschnitt, wo ich mich zum Dante, zum Höllenrichter dreier Mathematiklehrer auf-werfe, und nicht im ersten Abschnitt? Weil sich mir das

Problem der „Metrik“ immer in urwüchsigster Weise mit dem Wesen der projektiven Geometrie verwoben hat. Ich habe über Mathematik viel mehr gelesen als in philosophischen Werken. Bei meinem Herzensbruder Dante sind die Episoden (Francesca und Paolo; Ugolino) nicht wie im Decamerone oder in Tausendundeine Nacht in eine „Rahmen“-Erzählung eingebettet, sondern in der wunderbaren dialektischen Geometrie seiner kosmischen, gravitatorischen Kegelschnitte. Für mich war das fast schon Kepler, Descartes und Pascal.

Ich machte mich lustig über die Kongruenz-Sätze, vor allem über den peilenden Satz, dass wenn die Grundseiten gleich sind, auch die beiden Grundwinkel, dass dann auch die andern zwei Seiten in einem gleichliegenden Punkt zusammentreffen müssen. Ich sagte: „Das ist ganz uninteressant. Wenn meine Grossmutter Räder hätte, wär sie ein Automobil. Wenn, wenn, wenn ... Worauf es ankommt, ist, aus Gegensätzen ganz neue Sachen anzupeilen, wie in der Dialektik.“ Schon um meine Lehrer schlecht machen zu können, stimmte Papa mir freudig zu: „Tu a raison, mon garçon. Ce sont des balivernes, des vérités à la Palisse.“ Ich habe mich nicht mit diesem Beifall zufrieden gegeben, vielmehr habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, ob diese „tautologischen“ Euklidischen „Beweise“ nicht aufs tragischste mit der unseligen Quadratur des Kreises zusammenhängen, und ich habe es mit Reziprok-Kongruenzen versucht, bei denen z. B. im Abstand einer „Oktave“ rot und violett, je als Quadrat-Produkte von Wellenfrequenz und Wellenspannweite zur Kongruenz-Deckung der Konstante c gebracht werden können ... Freilich habe ich mit solchen quasi-optischen „Visionen“, auch mit meinem Begriff der Heraklitischen Konstanten:

Ach, und in demselben Flusse

Schwimmst Du nicht zum zweiten Male,

auf dem „Leibniz“ weder in Mathematik, noch in Physik gute Zensuren erkämpfen können.

Das mythische Bild vom Prokrustesbett habe ich schon damals auf die „spanischen Schuhe“ des mathematischen

und auch des philologischen Geistesdrills angewandt. In der Zerspaltung all dessen, was Laplace oder die Viktorianische Geometrie, Arithmetik, Mechanik bis zum gottseligen Ernst Mach unter logischer „Strenge“ verstand, hat mir die heutige Wissenschaft (um 1950) längst recht gegeben In der künstlerischen Metrik bleiben die Folgerungen noch aus. Mein ganzes Lebenswerk mitsamt meinen Gedichten ist nur und nur diesen Regenerationsprozessen gewidmet.

Nicht für jeden Knaben ist das Gymnasium eine „Hölle“ oder ein Fegefeuer. Ich hatte einen kleinen Freund, Ernst Bauer, den Sohn eines Realschuldirektors in der Mariannenstrasse. Ernst Bauer war eine reizende, unendlich zarte Elfenbeinfigur, durchaus kein Kriecher; aber ohne sich irgend anzustrengen, war er der Beste in allen Fächern, sogar in der Mathematik, und er wäre gewiss Primus omnium geworden, nur wurde er in der Obertertia oder Untersekunda plötzlich von Gelenkrheumatismus ergriffen, musste sich legen und starb dahin wie eine verlöschende Kerze, weil sein Herz der Beanspruchung durchaus nicht gewachsen war.

Dieser mein Freund Ernst Bauer hätte das Leibniz-Gymnasium gewiss nicht als Inferno oder als Purgatorio erleben sollen. Auch ich nicht, insofern ich von Professor Anders und widerwillig auch von Professor Nietzsche und Professor Schmidt als Phänomen anerkannt und geradezu verhättselt wurde. Einmal nach der Deutschstunde sagte mir mein Freund Bergemann: „Mensch, hast du nicht gemerkt, der Schmidt hat ja geradezu Angst vor dir. Wenn er etwas sagt, guckt er immer nach dir hin, was du dazu meinst.“ Hätte ich mich auf diese Seite meines Verhältnisses zum Leibniz-Gymnasium verlegt, so hätte möglicherweise dieses Ziegelsteingebäude am Mariannenplatz für mich zum Paradies werden können. Warum ist es für mich fast eine Hölle geworden? Wobei merkwürdig ist, dass ich an meine höllischen Kalfaktoren, an die Dreifaltigkeit der mathematischen Quälgeister Prüssmann, Bott und Pfeiffer, eine zärtlichere Erinnerung habe als an Professor Anders.

Hier könnte man sich die Sache leicht machen, indem man das Wort Friedrich Nietzsches zitierte: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.“ Ich könnte mich damit ausreden, dass ich die wohlwollende Erinnerung des Siegers gegenüber meinen Physik- und Mathematiklehrern verspürte, weil es ihnen doch nicht gelungen ist, mich endgültig zum Scheitern zu bringen, und weil ich schliesslich doch das Abiturium erreicht habe, obgleich sie mir so schlechte Noten in Mathematik, Physik und Chemie gaben, wie die Totenrichter den Sündern, die zu ewiger Verdammnis verurteilt bleiben müssen.

In Tat und Wahrheit interessierte und beschäftigte mich die Mathematik und die Physik (keineswegs die Chemie! Und Astronomie wurde so gut wie gar nicht getrieben) ausserordentlich viel mehr als die Fächer, die ich prima vista zu beherrschen schien, in denen ich meine Lehrer zu „überholen“ schien, denn von allen Seiten her wurde mir beigebracht, dass nur die Naturwissenschaften, die exakten Naturwissenschaften, die auf Mathematik basierenden Ingenieurwissenschaften, das Tor zum weltbeherrschenden Industrialismus bedeuteten.

So wie mir, wenn ich Jurist hätte werden wollen, das Tor verschlossen blieb zu jeder höheren Verwaltungskarriere, es sei denn ich hätte Deutscher und Masuren schlagender deutscher Corpsstudent werden können, so schien mir der Zugang zur ingenieurmässigen Industriekarriere von vornherein versperrt, wenn ich mich der Mathematik gegenüber als Idiot erwies.

Ich sollte also das mathematische Denken als Pforte zum eigentlichen Erfolg anerkennen, und genau hier ergab sich für mich der tiefste Konflikt zur Formwelt, welche durch die Schulmathematik meiner Gymnasialzeit von 1900 bis 1914 dargestellt wurde.

Schon aus Protest gegen die Lesebücher, gegen die Schmöcker, die von der deutschen Jugend verschlungen wurden (ich meine Karl May), versorgte unser Vater uns fleissig mit Jules Verne. Bei Jules Verne haben von vornherein nur diejenigen Romane einen unvergesslichen Gestalts-

eindruck auf mich hinterlassen, wo drei bis vier Männer (bei Jules Verne wird das Sexualproblem immer genau so ausgeschaltet wie das Problem der physiologischen Ausscheidungen) in einem Unterseeboot oder in einem Geschoss, in einem kleinen Mikrokosmos eingeschlossen sind, welcher sich wie eine Weltraumrakete nicht nur als Trabant der Erde, sondern geradezu als neuer Planet des Sonnensystems, ja als neuartige Sonne von den Lebensgesetzen der Menschheit emanzipiert. Mit völlig sicherem Instinkt betont Jules Verne hierbei, dass gerade die Mathematik die unentbehrliche Grundlage abgeben muss. Im Roman „Autour de la lune“ schaltet er ein Kapitel ein: „Un peu d’algèbre“, in welchem die im Raketengeschoss nach dem Mond eingeschlossenen Freund-Feinde und Nicholl seelenruhig und obgleich sie schon auf Gedeih und Verderb im Mondgeschoss eingekapselt sind, die Gleichungen nachrechnen, die dem Abschuss zugrunde gelegen haben, und wie sie dabei entdecken, dass die Rechnungen nicht stimmen, wodurch sie eigentlich gemeinsam zum Tode verurteilt sind.

Dieses eiskalte Nachrechnen des eigenen Schicksals bedeutet eine wissenschaftliche Einstellung, die ich noch bei keinem Physiker oder Mathematiker angetroffen habe. Aber gerade dieses Pioniertum der Mathematik in die Gestaltung neuer Formen hinein erwartete ich von meinen drei höllischen Quälgeistern Prüssmann-Bott-Pfeiffer. Ich nahm es ihnen nicht weiter übel, dass sie nur Gymnasialprofessoren waren und keine weltberühmten Universitätslehrer, dass sie keine weltbewegenden und bahnbrechenden Bücher geschrieben hatten. Das aber konnte ich ihnen durchaus nicht verzeihen, dass sie über die Revolution der Technik, die ich Arm in Arm mit meinem Bruder Serge so selbstverständlich bejahte wie Friedrich Nietzsche die Heraufkunft eines Übermenschen, dass sie über diese Revolution der Technik genau so kümmerlich verzagte, klassizistisch-altjüngferliche und zimperliche Urteile fällten, wie die von ihnen doch so tief verachteten Philologen, welche die heraufkommende Technik wie den Leibhaftigen

fürchteten und ihr das warnende Beispiel des seligen Ikarus wie ein Kruzifix beschwörend entgegenhielten.

So wie Karl Marx und Friedrich Engels einander die einzige Autorität bedeuteten bei der planenden Vorwegnahme einer kommenden Integrationsstufe menschlicher Kultur, so betrachteten Serge und ich uns wechselseitig als einzig massgebend, wenn es galt zu entscheiden, wie der menschliche Fortschritt verwirklicht werden sollte. Vom Zeppelin, vom Luftschiff überhaupt sprachen wir mit souveräner Verachtung. Zeppeline, Aerostate, wie der Generalstabschef Graf Schlieffen sich ausdrückte, das waren für uns erbärmliche Himmelswürste, Ziele, wie geschaffen, um wie Schnepfen heruntergeschossen zu werden. Es waren miserable Nachahmungen von Wolken, hilflos dem Treiben der Winde anheimgegeben. Wir überholten bereits den Begriff der Aviatik, lange bevor die ersten amerikanischen und französischen Flieger, die Brüder Wright, Blériot, Latham in den Jahren ab 1906 nach Berlin, nach dem Tempelhofer Feld und nach Johannisthal eingeladen wurden, damit man sie dort kopieren konnte, während in Scherls „Lokalanzeiger“ und in anderen Berliner Zeitungen noch die ganze Sache als äusserst fragwürdig, ja als reiner Bluff bagatellisiert wurde.

Hier gerade zeigte sich, dass die Mathematiker und Physiker keineswegs im Gegensatz zu den romantisch zurückschauenden Philologen die Zukunft deuteten und vertraten. Wir wunderten uns nicht, wenn die Deutschlehrer sich bei Erwähnung der Aviatik bekreuzigten (obgleich es lauter Protestanten waren), wenn sie in instinktiver Abwehr Goethes Verse zitierten:

Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen!

(Faust I, 1090 – 1091)

Solchen defaitistischen Aussprüchen hielt ich unmittelbar Schillers wunderschöne Verse aus der „Verklärung des Herakles“ entgegen:

Froh des neuen, ungewohnten Schwebens
Fliesst er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt ...

Auch interessierte mich in diesem Zusammenhang der Begriff des Soma pneumatikon, des „verklärten“ Leibes beim Apostel Paulus. Selbstverständlich musste diese Ausdrucksweise zum Missverständnis führen, ich sei ein Spiritist, und noch bei Veröffentlichung meiner „Eroberung des Jenseits (I)“, 1930, haben sich Hunderte von Käufern betrogen gefühlt, weil sie gemeint hatten, es handle sich um Spiritismus, während es wohl nur wenige Menschen in der Geistesgeschichte gegeben hat, die über Spiritismus und sonstigen Gespensterglauben mit tieferer Verachtung geurteilt haben als ich.

Dieses Quiproquo wiederholte sich im Physikunterricht, denn die Mathematiklehrer, welche erleben mussten, wie mich Professor Anders mit wahrhaft lyrischen Tönen als dichterisches Genie anpries und wie ich in ihren Stunden nicht imstande war, zwei Mantissen richtig zusammenzuzählen, waren nur allzu bereit, mich für einen psychoasthenischen Geisterseher zu halten.

Mehr als einmal sind diese Probleme auch in der Mathematikstunde zur Sprache gekommen, schon bei Prüssmann, dem Höllenkalfaktor des vierten und fünften Hölleninges (der Unter- und Obertertia, um mich einer geläufigeren Ausdrucksweise zu befehligen). Eines Morgens sass ich vorn in der ersten Bank. Ich weiss nicht mehr, ob ich wegen meiner Leistungen einen so ehrenvollen Platz einnahm, oder ob man mich nach vorne gesetzt hatte, damit ich hinten keinen unterrichtsfremden Unfug treiben konnte. Unmittelbar vor mir sah ich den stattlich gewölbten Bauch Professor Prüssmanns, dessen enger, hellgrauer Rock immer so merkwürdig knapp über dem massiven Leib zugeknöpft war, ganz prall, als hätte man diesen Gegenstand mit besonderer Liebe herausmodellieren wollen. Professor Prüssmann, der vermutlich kein Potator war, dem aber eine des Bankier Morgan würdige rote Nase

den Namen „Süffi“ eingetragen hatte, faltete, wie er es gerne tat, die Hände über der Brust und erzählte uns (nicht ohne offensichtliche Anteilnahme seinerseits), dass man bekanntlich gewisse Dreiecke aus der Ebene über die dritte Dimension hochkippen müsse, um sie zur kongruenten Deckung zu bringen; nun gebe es wunderliche Käuze, die den Umstand betonten, dass gewisse Polyeder zur Raumkongruenz gebracht werden könnten, wenn man sie über eine vierte Dimension zu stülpen vermöchte.

Dabei sah mich Prüssmann an, vielleicht nur um zu kontrollieren, ob ich nicht unter der Bank etwas anzustiften suchte. Dann aber stutzte er und sagte: „Was hast du denn, Turel?“ (Die Lehrer duzten mich sehr oft, der Direktor Koch immer, auch in der Prima.) Dann wandte er sich zur Klasse und bemerkte: „Der Mann da, der Turel ist ganz blass geworden. Was hast du denn?“

Mit Professor Anders hätte ich mich sofort in eine Debatte darüber verwickelt, solche Stülpungen seien mir von Dante, aus der Dialektik und auch aus eigenen Vorstellungen weitgehend vertraut. Kommt doch in einer Jugenddichtung von mir der Fluch vor: „Diese Speise soll dir munden wie dem Fisch der Angelhaken, dass dein innerstes Wesen wie ein Handschuh sich qualvoll ausstülpt in den Tod!“ Hier aber, gegenüber meinem Höllenkalfaktor Prüssmann, redete ich mich damit heraus, ich bekäme Migräne; und dann bin ich wohl auf den Hof hinausgegangen. Auf jeden Fall habe ich es immer darauf ankommen lassen, von den Mathematikern für einen Mondsüchtigen gehalten zu werden. Meiner tiefsten Überzeugung nach verstanden sie nichts vom dialektischen Doppelwesen der Persönlichkeit und der Eins. Und die ungeheueren Komplikationen ihrer Brüche, Potenzen, Wurzeln und „Beweise“ ergaben sich nur aus ihrer noch ganz primitiven und antik-kümmerlichen Auffassung des Wesens und der körperlichen Einheitlichkeit.

Man hat nicht bemerkt, dass für Dante die Hölle zum blossen Fegefeuer degradiert ist, denn er durchschreitet sie und verlässt sie wieder, als wäre es nur ein Purgatorium. So vermochte mich auch der erste Höllenkalfaktor

Prüssmann nicht im vierten und fünften Ringe zu bannen, und ich gelangte in den sechsten und siebenten Ring zu Professor Bott.

Von einem Menschen, der sich zeitlebens geweigert hat, irgend einen der sogenannten Beweise des pythagoräischen Lehrsatzes auch nur zu behalten, wird man nicht erwarten, dass er noch wisse, zu welchen mathematischen Erkenntnissen er sich in der Unter- und Obersekunda bekennen sollte. (Für mich ist auch in der Mathematik zu allen Zeiten Erkenntnis gleich Bekenntnis geblieben, in einem viel gefährlicheren Sinne sogar als in der Theologie oder in der Politik.) Aber ich weiss, dass gerade bei Professor Bott meine innere Revolte gegen den Defaitismus der Mathematiker ihren Höhepunkt erreicht hat. Er brüstete sich damit, dass Napoleon ein grosser Mathematiker gewesen sei, wobei er die Kasernenhofmathematik eines Mannes, der sich als die Spitze einer nur allzu euklidischen Weltpyramide sah, bei weitem überschätzte. Bott war es, der uns zwar nicht den Ikarus als abschreckendes Beispiel zitierte, der aber ehrfürchtig eine Broschüre erwähnte, wo Werner v. Siemens arte mathematica bewiesen hatte, dass man niemals werde fliegen können. Niemals! Ignoramus et semper ignorabimus. Non possumus nec unquam poterimus! Dafür war Bott aber ein bevorzugter Schüler des grossen Weyerstrass gewesen.

Eines Tages hatte wieder einmal ein Aufsatz von mir bis in die Lehrerkonferenz hinein Staub aufgewirbelt. Ich glaube, es war der Aufsatz, aus dem sich das Gedicht „Der Ketzer“ ergeben hat. Nun sassen wir in der Mathematikstunde. Bott hatte seinen Stuhl vom Katheder heruntergenommen. Er sass in der Nähe des Fensters, etwas hintenüber gelehnt und schaukelte sachte von vorn nach hinten, von hinten nach vorn, wobei die ganze Klasse spannte, ob dieses der Physikstunde würdige Experiment gelingen würde, oder ob der Stuhl unter dem Körpergewicht unseres Mephistopheles zusammenbrechen würde. Denn mephistophelisch sah Bott aus, wie er an seinem Knebelbärtchen herumzupfte und aus den Augen-

winkeln zu mir hinüberspähte. Ich hatte wieder einmal von einem „Beweise“ nichts wissen wollen, und nun machte sich Bott über mich lustig:

„Ja, hochverehrter Herr Adrien Turel, das sind so die grossen Dichter und die grossartigen Aufsätze! Da muss ich an meinen Lehrer Weyerstrass denken. Der sah aus wie ein Kardinal. Der hat den Begriff der Strenge eingeführt. Die Dichter sind darüber erhaben. Ich habe auch noch keinen Dichter gesehen, der imstande gewesen wäre, eine Maschine zu bauen, die wirklich funktioniert.“

Gar mancherlei hätte ich ihm darauf replizieren können, zum Beispiel, dass mehr als eine Brücke trotz heftigen Rechnens den Ingenieuren eingestürzt sei, dass die Mathematiker sich damit amüsierten, zu beweisen, dass man niemals mit einem „Schwerer-als-die-Luft“ werde fliegen können, während der erste Mechaniker, der den ersten Automobilmotor in einen Militärdrachen eingebaut hatte, zum Schöpfer der Aviatik geworden war, vor allem aber, dass gerade sein Lehrer Weyerstrass, „der so aussah wie ein Kardinal“, sämtliche Beweise als geradezu falsch nachgewiesen hatte, zu denen sich noch die Mathematiker um 1840 hatten bekennen müssen.

Selbstverständlich habe ich von alledem nichts gesagt.

„Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit“

wie Goethe so schön in seinem Gedicht „Ilmenau“ sagt. Als stilles Martyrium habe ich dieses Verhältnis zu den Mathematikern Prüssmann, Bott und Pfeiffer auf mich genommen, auch ihre Verulkungen meiner literarischen Gottähnlichkeit, umsomehr als es durchaus keine blossen Beckmesser waren, vielmehr ein fast unterirdischer Humor bei ihnen immer wieder durchschimmerte. Wie hätten sie mich sonst zwar sitzen, aber doch am Ende immer wieder durch das Fangnetz ihrer Prüfungsautorität hindurchschlüpfen lassen?

Sagen wir es noch einmal: Die sechs oberen Klassen am Leibniz-Gymnasium hätten für mich ein Inferno werden sollen, und dann wären die drei Professoren Prüssmann-Bott-Pfeiffer eine Dreifaltigkeit von Quälgeistern in diesem

Inferno gewesen. Aber eine Dreifaltigkeit ist kein Kubus, bei dem die drei Kanten, Körperseiten oder Dimensionen durch eine einzige Definition ausgedrückt werden können. Man wird später entdecken, dass die Überlegungen der grossen Theologen nicht nur auf den ersten Konzilien der Christenheit, sondern auch in der entsprechenden Dialektik der indischen und der anderen Hochreligionen durchaus keine blossen Scholastik bedeuten, wenn sie unendlich viel Geisteskraft, Kämpferschweiss und parlamentarische Rabulistik daran wandten, herauszuarbeiten, wie man sich die Dreifaltigkeit einer Gottheit vorstellen sollte, die eine Einheit ist und dennoch in drei wesentlich verschiedene Beziehungen zur Welt ausgegliedert ist. Mit diesen „scholastischen“ Grübeleien vergleiche man das jedem Ingenieur geläufige technische Masssystem von Sekunde, Zentimeter und Gramm, mit dem man schon im neunzehnten Jahrhundert eine dynamisch bewegte Gasmenge zu bändigen vermochte wie einen Tiger in seinem Käfig.

Auch in Dantes Hölle wandern alle Sünder durch das Höllentor, über dessen Eingang steht: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.“ Wenn aber die verdammten Seelen nun nicht zum ersten oder dritten, sondern zum sechsten oder neunten Höllenring verurteilt waren, so mussten doch wohl die höllischen Kalfaktoren in den ersten Ringen die Verdammten zähneknirschend an sich vorüber zu den tieferen Ringen ziehen lassen, denen sie zugeordnet waren. So mussten auch Prüssmann und dann Bott mich zu den tieferen Höllenringen Professor Pfeiffers freigeben, der den achten und neunten Kreis der Hölle verwaltete, nämlich die Unter- und Oberprima.

Normalerweise wird man sich den Kalfaktor in den letzten Höllenringen grausamer vorstellen als seine Vorexaminatoren in denjenigen Ringen, in welchen geringere Sünden abgebüsst werden. Immerhin, wenn dann der Satan im allerengsten und furchtbarsten Höllenkreis den Sünder dennoch durch das kosmische embouteillement der in Kegelsystemen gedachten Höllenvelt entlassen muss, so wird dieser allerletzte Teufel im allerletzten Höllenring

dennoch liberaler, fast möchte ich sagen gleichgültiger sein als seine Vorgänger in den früheren Ringen. Genau dies gilt für den Herrn Professor Dr. Pfeiffer, der in der Unter- und Oberprima des Leibniz-Gymnasiums die utopische Aufgabe übernommen hatte, es sei gerade an diesem Gymnasium, wegen unseres Heros eponymos, dem Erfinder des Infinitesimal-Kaküls Gottfried Wilhelm Leibniz (1646 – 1716), Ehrensache, weit mehr Differentialrechnung zu treiben als sonst an humanistischen Anstalten.

Wie beim „kleinen Weyerstrass“ (Professor Bott), wie auch bei Prüssmann war ich überzeugt, auch bei Professor Dr. Pfeiffer zu spüren, dass er sehr viel mehr wusste, als er uns elenden Primanern einzutrichtern gedachte. Bei uns zynischen und desillusionierten Lümmeln war er populär, und zwar wegen seines Privatlebens. Ähnlich wie mein Vater hatte dieser Mann von etwa sechzig Jahren, der mit seinem weissen, untadelig auseinandergestrichenen Backenbart an meinen Petersburger Taufpaten, den Herrn v. Avenarius, erinnerte, eine sehr viel jüngere und, wie es hiess, schöne Engländerin geheiratet. Dieser alte Schwere-nöter besass eine Villa irgendwo am Wannsee, und ab und zu, zwischen zwei Ausführungen über die Definition des Differentialquotienten, sprach er zu uns Unwürdigen mit merklichem Behagen von seiner kleinen Tochter Ursula. Dabei blinzelten die Roués der Klasse einander von Bank zu Bank zu, um anzudeuten, dass es auch nicht sicher sei, ob Ludwig XIV. der leibliche Sohn Ludwigs XIII. gewesen sei. Aber, wie schon die Römer sagten, Mundus vult decipi ... Und wenn dem alten Herrn daran lag, sich in Illusionen zu wiegen ...

Ich selbst war überzeugt, dass seine Tochter Ursula tatsächlich seinen Lenden entsprossen war. Ganz ebenso wie die Dreifaltigkeit der Turelschen Kinder Adrien, Serge und Lili schon durch ihre markante Ähnlichkeit untereinander und mit dem Kopf sowie auch in vieler Beziehung mit dem Charakter ihres Vaters unwiderleglich zeigten, dass sie keine fremdgewachsenen Dracheneier im Hühnerstall der kleinbürgerlichen Familie Schmidt-Turel bedeuteten.

Ähnlich wie Prüssmann, ähnlich wie Bott, musste vermutlich auch Professor Pfeiffer ein filou sein, um sich mit seiner Unteroffiziersarbeit abfinden zu können.

Ebensowenig wie der frühere Prinzenenerzieher Direktor Dr. Maximilian Koch, der uns in der Prima die Horaz-Stunden gab, jemals erwartete, dass irgendeiner von uns (wohlgemerkt, nach neunjährigem Lateinunterricht!) auch nur eine Ode des Horaz oder eine Tacitus-Stelle (von Catull und dergleichen gar nicht zu reden) prima vista vom Blatt herunter verstehen könne, vielmehr nur nach gründlicher Hausvorbereitung oder an Hand einer Klatsche, ebensowenig erwartete Professor Pfeiffer, dass Oberprimaner am Leibniz-Gymnasium nach neunjährigem Studium auf dem Gebiete der Arithmetik und der euklidischen Geometrie ihre mathematische Reife würden nachweisen können.

Dementsprechend war auch seine Methode, uns durchs Abitur hindurchzuschleusen.

Vor dem Abiturium, in den letzten drei Monaten, bekamen wir drei Monatsarbeiten. In jeder dieser drei Monatsarbeiten mussten vier Aufgaben sauber und vollständig gelöst werden. Dann wurden sie am Ende des Monats in einem blauen Heft abgegeben, und Professor Pfeiffer konnte die Resultate statistisch überprüfen. Daraus ergab sich seine Strategie für das Abiturium.

Am Leibniz-Gymnasium war es seit unvordenklichen Zeiten, das heisst so lange er als mathematischer Cerberus in der Prima waltete, traditionsgemäss bekannt, dass die vier Aufgaben der mathematischen Abituriumsklausur aus den zwölf Hausaufgaben der letzten drei Monatsarbeiten ausgewählt sein würden. Dementsprechend trug am Tage der mathematischen Klausur jeder zum Abiturium „reif“ gewordene Primaner ein kleines blaues Heft am keusch wallenden Busen. In jedem dieser Hefte waren überall gleicherweise die gleichen zwölf Aufgaben im Extrakt zusammengerafft, wie wir Europäer ja auch den Wohlgeschmack der argentinischen Rinder nur im Extrakt zu spüren bekommen.

An diesem einen, ganz besonderen Tage konnte sogar ich, trotz meiner gelähmten rechten Hand, die Segnungen einer sogenannten „Klatsche“ geniessen, denn Professor Dr. Pfeiffer hatte ja eine junge, schöne Engländerin geheiratet, und daraus ergab sich wohl für ihn die Verpflichtung, sich der Londoner Zeitung „Times“ zu befleissigen.

Sobald nach acht Uhr früh die Prüflinge ordentlich dasssen und jeder seine Aufgaben hatte, liess sich Pfeiffer mit der Gelassenheit eines englischen Lachsfischers auf dem Katheder nieder, um die einwandfreie Durchführung der Klausur schon durch seine blosse, ehrfurchtgebietende Gegenwart zu garantieren. Sodann entfaltete er eine ungeheure Nummer der „Times“ und vertiefte sich in die Texte, die, wie männiglich weiss, auf enge Spalten in recht kleinem Druck gesetzt sind.

Meine schriftliche Klausurarbeit in der Mathematik fiel dann gut aus, beinahe sehr gut. Trotzdem konnte Pfeiffer sich und mir nicht den Gefallen erweisen, mir das „Mündliche“ zu ersparen. Dazu war ich am Leibniz-Gymnasium in Mathematik und Physik denn doch eine zu dubiose Gestalt.

So kam der Nachmittag heran, wo ich in sauber gewaschenem Körperzustand und auch in einer Art von Gehrock, wie zu meinem eigenen Begräbnis eingekleidet, zur mündlichen Prüfung im Lehrerzimmer des Leibniz-Gymnasiums anzutreten hatte.

Allein und gottverlassen sass ich meinem lieben Erzfeind Pfeiffer gegenüber. Neben ihm sass noch Direktor Koch und der Vertreter der Prüfungskommission, namens Michaelis, wenn ich nicht irre. Schüchtern sass ich auf meinem Stühlchen, harrend des jüngsten Gerichts.

Hier nun beging (meines Erachtens wenigstens) Professor Pfeiffer den einzigen psychologischen Fehler in seinem Verkehr mit mir. Er wollte mir nämlich einen Gefallen tun, und eben dadurch hätte er mich um ein Haar in Schande und Untergang gestürzt: Er fragte nach einer möglichen Ausdeutung der Methoden, mit deren Hilfe ich die zweite

Aufgabe meiner Klausur so mustergültig gelöst hatte. Ich aber hatte davon keine Ahnung. Selbstverständlich nicht, denn durch die sieghafte Lösung in der Klausur war die Sache ja abgetan, und da ich in den kraftsparenden Methoden meines Denkens der geborene Physiker bin, hatte ich mich nur auf andere Sachen präpariert. Wie er mich nun nach jener Differentialgleichung fragte, bekam ich einen Schreck, aber wie immer in solchen Fällen (wenn grosse Gefahr besteht) blieb ich völlig gemessen. Vermutlich habe ich ihn aus meinen weitausschauenden, ernsthaften Augen still angesehen, etwa im Sinne der Frage: „Wie kannst du mir so etwas antun? Selbstverständlich habe ich gerade das nicht präpariert!“

Pfeiffer wartete eine Weile lang, dann sagte er ebenso gelassen wie ich: „Sie sind wohl zunächst etwas verwirrt. In der Klausurarbeit haben Sie die gleiche Frage ja sehr gut gelöst.“

Dann überlegte er wieder und fragte mich andere Dinge, die ich ganz gut wusste, eben weil sie in der Klausurarbeit nicht vorgekommen waren.

In meinem Abiturientenzeugnis steht das Schlussurteil: „Seine Leistungen in Mathematik sind genügend gewesen, die Klausurarbeit gut ausgefallen.“ Ähnlich lautet der Bescheid eines Polizeikommissariats, wenn man sich nach dem Leumund einer Waschfrau oder eines Bankdirektors erkundigt: „Über den Betreffenden ist hierorts nichts Nachteiliges bekannt.“

Wie von der Schachgöttin Caissa möchte ich aber auch von der viel höheren Muse der Mathematik nicht in so tölpelhafter Weise Abschied nehmen. Vielmehr gibt uns auch hierfür Dante in seiner Hölle das Muster zu einer viel schöneren Lösung. In Dantes Hölle, die ein gewaltiger Stufenbau ist, werden die Trichterringe vom ersten zum neunten nach unten immer enger, und im umgekehrten Verhältnis werden die Gestalten der leidenden Sünder und der quälenden Teufel immer gewaltiger, so dass sie im letzten Höllenring das ganze Architekturgefüge dieser Welt wie Karyatiden durchwachsen.

Im Verhältnis hierzu werden Dante und Vergil, diese beiden Wanderer durch das Jenseits, immer winziger, so dass sie schliesslich, unbehelligt in ihrer Winzigkeit, gleichsam durch die Überkegelung der Hölle hindurchschlüpfen, weil der riesenhafte Satan gar nicht merkt, wie sie an seinem Körper aus dem Nabel der Hölle in einer seltsamen Art von Neugeburt in die andere Welt des Purgatorio hinüberwechseln.

Ich hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn man sagte, der Höllenrichter Professor Dr. Pfeiffer habe mich wie ein winziges Mäuschen durchschlüpfen lassen. Trotzdem bleibe ich aber davon überzeugt, dass Prüssmann-Bott-Pfeiffer niemals in die Unsterblichkeit gelangt wären, wenn ich mich nicht zu ihrem Dante erhoben hätte.

Noch eines muss angefügt werden, weil sonst meine gewaltigen Erlebnisse mit dem Problem der geometrisch-arithmetischen und der künstlerischen „Metrik“, der Kosmo-Metrik nicht „abgerundet“ sein würden.

Etwa im Jahre 1912, in Berlin, hörte ich (wenn ich nicht irre von Max Dessoir) einen Vortrag über Lyrik. Dort wurde gesagt, der grosse Franz von Assisi habe einen berühmten Gesang auf den Bruder Sonne verfasst:

Gesang von den Geschöpfen

Höchster allmächtiger gütiger Herr:
Dein ist der Preis, die Herrlichkeit und die Ehre
und jegliche Benedeiung:
Dir allein gebühren sie:
Und kein Mensch ist würdig Dich zu nennen.

Gepriesen seist Du Gott mein Herr mit allen Deinen
Geschöpfen, vornehmlich mit dem edlen Bruder
Sonne:
Welcher den Tag wirkt und uns leuchtet durch sein
Licht:
Und schön ist er und strahlend in grossem Glanze:
Von Dir o Herr ist er das Sinnbild.

Gepriesen sei mein Herr um der Schwester willen
des
Mondes und um der Sterne willen:
Am Himmel hast Du sie geformt klar und schön.

.....

Nun habe man, so fuhr Dessoir fort, die Hieroglyphen entziffert und man habe des Ketzer-Pharao Echnatons Hymnus auf die Sonne gefunden (rund 1300 Jahre vor Christi Geburt gedichtet) und es finde sich hier in diesem Hymnus der Frühantike die gleiche pantheistisch-religiöse Begeisterung für die Herrlichkeit der Gottesnatur:

Du erscheinst schön im Horizonte des Himmels
Du lebende Sonnenscheibe, die zuerst lebte;
Du gehst auf im östlichen Horizont
Du erfüllst jedes Land mit deiner Schönheit.
Du bist schön, du bist gross,
Du funkelt, hoch über jedem Lande
Deine Strahlen umarmen die Lande
So weit wie alles, was du gemacht hast.
Du bist Re, du bringst ihre

Du bändigst sie durch deine Liebe.
Du bist fern – deine Strahlen (aber) sind auf der Erde
Du deine Gänge.
Gehst du unter im westlichen Horizont,
So ist die Erde finster wie der Tod.
Sie ruhen in ihren Gemächern
Verhüllten Hauptes, und kein Auge sieht das andere.
Würden alle ihre Sachen geraubt, die unter ihrem
Kopf liegen –

Sie würden es nicht merken.
Jeder Löwe kommt aus seiner Höhle,
Alles Gewürm beisst,
Und Finsternis
Die Erde liegt in Schweigen,
Ihr Schöpfer ruht in seinem Horizonte. –

Wenn die Erde hell wird, gehst du auf im Horizont
Und strahlst als Sonne am Tage.
Du vertreibst die Finsternis, du sendest deine Strahlen.

Ich war bass erstaunt, dass diese beiden Texte von Echnaton und Franziskus „gleich“ herrlich sein sollten. Denn für mich lagen als fast unüberbrückbare Kluft rund 3000 Jahre theologischer und philosophischer Kulturentwicklung dazwischen. Der tragisch bedeutsame Ketzerkönig Echnaton besingt die Sonne (für ihn die Abendsonne Aton), so wie es der Ikonodulie, dem Götzenkult der Frühantike entsprach, die Sonne ist für ihn der Schöpfergott, und wie er ihre Wirkungen beschreibt, ergibt sich fast genau das gleiche Bild, als wenn ein moderner Physiker die schöpferischen Wirkungen der Sonne auf unsere Erde definiert.

Bei Franziskus liegen die Dinge ganz anders. Der Bruder Sonne ist wie die Schwester Mond ein Mitgeschöpf des Menschen und beide stammen sie vom Gottvater her, mit welchem sich der religiöse Sänger als mit dem Gottprinzip auseinandersetzt, während er dem Bruder Sonne keine gleiche Dankbarkeit wie seinem Schöpfer schuldet. Das sind zwei verschiedene Welten oder zwei ganz verschiedene Stufen der menschlichen Kulturentwicklung, also auch der Ästhetik, also auch der Dichtung und der Lyrik. Nur wenn man sich ohne jede – sei es religiöse, sei es philosophische Welt-An-Schauung an schönen „Worten“ berauscht, kann man den tiefen Strukturunterschied in den beiden Darstellungen verkennen.

Diesen Unterschied scheint man mir in der modernen Lyrik zu übersehen, was sich dann auch in der Wertung eines Friedrich Schiller als Dichter auswirkt. Charles Baudelaire, sodann Paul Verlaine und Arthur Rimbaud in Frankreich, entsprechend eine neue Dichterschule im deutschen Sprachgebiet haben die unerträglich klassizistisch-pedantische „Metrik“ eines Lamartine oder Victor Hugo

durchbrochen und in neue Musikalität aufgelöst. Es wird aber hierbei übersehen, dass etwa ein Rainer Maria Rilke lediglich auf die grossen Formulierungen der Mystik zurückgreift und nur etwa in einzelnen „Sonetten an Orpheus“ zu den völlig neuartigen Anschauungsweisen des vier-dimensionalen Weltbildes vordringt. Die moderne Lyrik schwelgt in einer gleichsam vornehmen Musikalität und eben deshalb hat sie jede Beziehung zum literarischen Ausdruck der Massen verloren, welche abgeschmackten Plakat-Formulierungen preisgegeben bleiben, während der Kult der lyrischen Sprachgestaltung immer mehr auf fast präzise Zirkel beschränkt wird, die dadurch einer „Lächerlichkeit“ verfallen, die sie durchaus nicht verdienen.

Man vergesse nicht, dass Schiller, als er zusammen mit Goethe seine „Horen“ herausgab, von der werdenden deutschen Romantik schon ebenso bitter verhöhnt wurde, wie von der heutigen Ästhetik, und dass man ihm schon damals vorgeworfen hat, er sei ein Nichtskönner, der sich damit wichtig zu tun suche, dass er die Philosophie eines Immanuel Kant in steifleinerne Verse giesse. Das hat nicht verhindern können, dass der neu-deutsche Imperialismus des Viktorianisch-Bismarck'schen Zeitalters den gewaltigen Slogandichter Schiller auf den Schild erhoben hat und zwar in gleichzeitiger, empörender Abblendung eines Goethe und Hölderlin. Man vergesse nicht, dass einem Friedrich Schiller, indem man ihn zum nationalistischen Dichter erhob, genau das gleiche Unrecht widerfahren ist wie einem Friedrich Nietzsche, wenn man ihn zur Zeit des weiland Dritten Reichs zum Kronzeugen des Nationalsozialismus hat erheben wollen.

Nietzsche hat sich darüber lustig gemacht, die ganze Kultur-unfähigkeit der Deutschen gehe daraus hervor, dass die Deutschen von Schiller u n d Goethe sprächen. Es ist aber zu bemerken, dass Nietzsche selbst als Künstler und Lyriker einem Schiller weit näher steht als einem Goethe. Es ist ferner zu bemerken, dass Goethe die grosse geistige Ehe mit Friedrich Schiller immer und bis zu seinem Lebensende auf das Freudigste und Innigste bekannt hat, und

wir müssen heutzutage mit grösster Liebe und mit grösster historischer Gewissenhaftigkeit prüfen, ob es angeht, derartige geistige Bündnisse, die dem Bündnis Dantes mit Vergil entsprechen, einfach für null und nichtig zu erklären, weil der eine Pol dieses Diô uns augenblicklich nicht in den Kram passt. Gegenwärtig befindet sich die gesamte moderne Ästhetik in Musik, Dichtung und Drama, auch in der Lyrik im Krisenübergang von der alten, alchemistischen Metamorphosen-Symbolik zur Transmutations-Symbolik, wie sie sich aus der Nuklearphysik ergibt, und die moderne Lyrik hat erst zu erweisen, dass sie sich mit diesem Übergangsproblem auseinanderzusetzen wagt.

Weder Immanuel Kant noch Don Juan

*Je meurs de soif auprès de la fontaine,
Chaud comme feu, et tremble dent à dent.
En mon pays suis en terre lointaine,
Près d'un brasier frissonne tout ardent,
Nu comme un vers, vêtu en président.
Je ris en pleurs, et attends sans espoir.*

.....

*Rien ne m'est sûr que la chose incertaine,
Obscur surtout ce qui est évident.
Doute ne fais hors en chose certaine.
Science tient à soudain accident,
Je gagne tout et demeure perdant.*

.....

Bien accueilli, rebuté de chacun.

(François Villon: Ballade du Concours de Blois)

Nach meiner Emigration aus Deutschland, von der ich im nächsten, letzten Abschnitt dieses Buches berichten werde, habe ich sechs Monate, vom fünfzehnten Juni bis zum achten Dezember 1934, in Paris verbracht. Dann bin ich nach Zürich gekommen, wo ich jahrelang die Geschicke der Welt von einem Dachstübchen am „Central“ aus regiert habe.

Mein Bruder Serge unterstützte mich, so dass ich zwecks meiner Arbeit am Leben bleiben konnte, und ich trat in Verbindung mit dem Schweizer Schriftstellerverein, dessen Präsident Felix Moeschlin und dessen Sekretär Dr. Karl Naef waren. Bei den sich ergebenden Gesprächen kam mein tiefes Interesse für den grossen Johann Jakob Bachofen zu Tage, und ich wurde veranlasst, eine sehr begrenzte Auswahl von charakteristischen Stücken aus dem

grossartigen, aber chaotischen Lebenswerk Bachofens ins Französische zu übersetzen.

Nach mühsamen Transaktionen ist dann das Werklein unter dem Titel „Du Règne de la Mère au Patriarcat“ 1938 bei Félix Alcan in Paris erschienen. Selbstverständlich hat sich in der Ville lumière niemand um diese Publikation gekümmert. Trotzdem war die Auswirkung wertvoll, weil mich nun Heinrich Meng aufforderte, den grossen Bachofen mit dem grossen Sigmund Freud zu konfrontieren. Daraus ergab sich nun das Buch „Bachofen – Freud. Zur Emanzipation des Mannes vom Reich der Mütter“, welches 1938 bei Hans Huber in Bern erschienen ist. Da ich mich auch weiterhin mit grösster Liebe für Bachofen einsetzte, musste ich als Bachofen-Epigone erscheinen, also als ganz besonders antiquiert im Zeitalter der amerikanischen Gallup-Soziologie.

Obleich ich mich immer freudig zu Bachofen bekennen werde (wie zu Dante Alighieri oder zu Karl Marx), muss doch im Zusammenhang dieses Curriculum berichtet werden, wann und wie ich zu Bachofen gekommen bin. Dies geschah erst 1931 durch meinen Freund, den Zahnarzt Dr. Rudolf Jancke, durch den gleichen Mann, der mich 1917 zur Psychoanalyse Freuds und zu meinem Lehrer Heinrich Körber herangeführt hat. Die „Eroberung des Jenseits“ beginnt mit den Worten:

Wenn man ohne gehörige Vorbereitung in sich selbst den Ablauf seines Lebens zurückverfolgt, seine eigene Geburtsgrenze überschreitet und in die eigene Embryonalzeit zurücktaucht, so wird es einen ebenso sicher das Leben kosten, als wenn man ohne Sauerstoffapparat in Schwaden von Giftgasen spazieren geht. Tut man es aber nach umfassender psychoanalytischer Vorbereitung, so schadet es einem nicht nur nichts mehr, es führt dann diese Reise zu einer fundamental neuen Grundanschauung des Lebens und der Welt, welche im Verein

mit Relativitätstheorie, Wellenmechanik und so weiter die kommende Epoche unserer Zivilisation beherrschen wird ...

Zu solchen, noch rein biologischen Symbolen einer „Eroberung des Jenseits“ war ich allein durch die Psychoanalyse und durch solche eigene Leistungen wie die ersten beiden Szenen in „Christi Weltleidenschaft“ gelangt. Auch wenn die Schweizer selbst von ihrem grossen Landsmann etwas gewusst hätten, hätte ihre nur allzu bekannte Kulturbescheidenheit ihnen verboten, mit dem genialen Schöpfer des „Mutterrechts“ in Deutschland Propaganda zu treiben. Schon in den Siebziger- und Achzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts war Bachofen weder von den Baslern noch in Bern vom Schweizerischen Departement des Inneren entdeckt worden, wohl aber von Marx, Engels und anderen revolutionären Sozialisten. Nach 1900 wurde eine Bachofen-Renaissance ausgelöst durch eine Reihe von deutschen Kulturromantikern wie Wolfskehl und Alfred Bäumler. Zu den Bachofen-Herausgebern dieser Epoche gehörte auch Rudolf Marx mit seiner kleinen Ausgabe „Mutterrecht und Urreligion“, die 1926 bei Alfred Kröner erschienen war. Voll Begeisterung für meine „Eroberung des Jenseits“ sagte mir Jancke eines Tages: „Hör mal, Adrien, da ist (ich glaube sogar, er ist ein Landsmann von dir?) ein gewisser Johann Jakob Bachofen. Den musst du lesen. Manches stimmt ganz und gar mit deinen verrückten Sachen überein.“ Dabei drückte er mir die kleine Anthologie von Rudolf Marx in die Hand.

Ich habe also Bachofen kennen gelernt, als ich nachweislich schon alle entscheidenden Probleme des „Mutterrechts“ und „Vaterrechts“ fest in der Hand hatte, und ausdrücklich muss ich bemerken, dass ich in Friedrich Engels grossartigem Buch „Der Ursprung des Privateigentums und des Staats“ die erstaunlichen diesbezüglichen Ausführungen am Anfang und am Ende des Buches geflissentlich übersehen hatte. Auch hatte mir das grosse Bachofen-Kapitel in August Bebels Bestseller „Die Frau und der Sozialismus“

überhaupt keinen Eindruck gemacht. Aus der „Selbsterlösung“ und der „Wiedergeburt der Macht aus dem Können“, „Christi Weltleidenschaft“, „Eroberung des Jenseits (I)“ ist leicht zu erweisen, dass ich auf ganz anderen Wegen, von der Biologie her, zu meinen Resultaten gekommen war. Das ist wichtig, nicht wegen Prioritäts- und Originalitätsfragen, die ich grundsätzlich ablehne, vielmehr weil sonst nie eine schöpferische Konvergenz meiner Thesen mit den Antithesen Bachofens zustande gekommen wäre. Strahlen, die von ein und derselben Sonne ausgehen, können nur ins All auseinanderstreben. Daher streiten sich auch gerade die frömmsten Jünger eines grossen Meisters immer nur auseinander. Im Gegensatz hierzu aber können die Strahlen, die Energien und die materiellen Emanationen zweier Gestirne, die einander wie Satz und Gegensatz gegenüberstehen, sehr wohl zu fruchtbarsten Verflechtungen miteinander gelangen. Aus diesem Grunde und aus diesem Grund allein muss man betonen, dass ich meine Herausarbeitung der embryonalen Mutterrechtsphase jedes Menschen, auch des Mannes, und den entsprechenden Begriff von der Verdrohungsangst des Mannes unabhängig vom genialen Lebenswerk Bachofens entwickelt habe.

Alle reaktionären Mächte sind daran zu erkennen, dass sie den Teufel durch das Zeichen des Kreuzes und die Gefährlichkeit des Weibes durch ihre Einschliessung in den Harem zu bannen suchen. Alle wirklichen Sozialisten entfesseln die Frau und wollen sie im soziologischen Lebenskampf als Kameradin aufnehmen, auf die Gefahr hin sogar, dass sie ihnen die Lohnstelle wegkapern könnte. Alle reaktionären Mächte fürchten diese Erprobung des Mannes (daher das Wort von der Verdrohungsangst) und klammern sich an die Hoffnung, die erynnienhafte Gefährlichkeit des Weibes zu bannen, indem sie es dazu verführen, sich in diejenige Ohnmacht zu fügen, bei der es am schönsten und verführerischsten wird. Man darf nicht vergessen, dass das gesamte Haremswesen als eine kosmetische Anstalt aufgefasst werden kann. Nicht umsonst war

es bei den Chinesen vornehm, wenn die reichen Frauen sich die Füße verkrüppeln liessen. Dadurch betonten sie ihren Gegensatz zum Rikscha-Kuli, der sein sogenanntes Dasein durch ewiges Traben erwerben sollte. Es ist vornehm (besonders für die Frau), träge sein zu dürfen wie ein Embryo im Mutterleibe, weil sich daraus besonders leicht der Charme kindhafter Hilflosigkeit ergibt, welcher die Ritterlichkeit und die Hilfsbereitschaft geradezu herausfordert.

Daraus habe ich einen ausgesprochen soziologischen Test herausgebildet. Wenn man mir sagt, Südafrika sei das Land der Zukunft, Brasilien sei das Land der Zukunft, Mexico sei das Land der Zukunft, Australien sei das Land der Zukunft, Indien sei das Land der Zukunft, China sei das Land der Zukunft, Venezuela sei das Land der Zukunft, so frage ich mit stillvergnügt niedergeschlagenen Augen nach dem Grunde dieser so hoffnungsvollen Prognose. Selbstverständlich bekomme ich dann Argumente serviert wie die Öllager, die Kohlenlager, die Lager von Mangan und Quecksilber, auch die Kakao- und Gummiplantagen, die dort besonders gut gedeihen, und manchmal (besonders bei Leuten, die in die Künstlerquartiere des Montmartre schon vor Jahrzehnten verliebt gewesen sind wie heimlich in die Jungfer Pornographie, die zehnte Muse) kommt dann das Argument zum Vorschein, das gesellschaftliche Leben sei dort so sprühend lebendig, die Frauen so unvergleichlich schön. Einfach unvergleichlich! Geht man der Sache nach, so wird man unweigerlich finden, dass es sich um Länder handelt, wo die Frauen noch das geheime kosmetische Mittel der Haremswirtschaft benutzen. Sie müssen daheim bleiben, und ihre Männer stürmen nicht nur ins feindliche Leben, sondern auch ins Bordell. Diese Lebensspannungen der Familie, wie sie vom Islam und auch von der katholischen Kirche mit noch viel grösserer Virtuosität herausgearbeitet sind als von der altchinesischen Kultur, verschaffen der Frau den grazilen Charme äusserst kostbarer und zerbrechlicher Porzellanfiguren, aber sie lähmen auch zugleich und beschränken den dazugehörigen

Patriarchen in seinem weltpolitischen Kampf, und machen ihn auf die Dauer vollkommen unfähig, den Wettbewerb mit denjenigen Ländern und Mächten zu bestehen, in denen man es gewagt hat, die Sozialkonkurrenz des Weibes zu entfesseln, indem man die Frau als Lebenskameradin gelten lässt.

Jeder Mensch, der die proletarische Bewegung seit dem Kommunistischen Manifest kennt, weiss, dass die Proletarier, die Handarbeiter, Techniker, Ingenieure in den verschiedenen Ländern gar nicht daran denken, nun „brüderlich“ wie eine römische Kohorte in die Zukunft hineinzuschreiten. Und genau so wenig wird die Ebenbürtigkeitsklärung der Frau zu einer Infanteriekolonie führen, in der je ein Mann und eine Frau wohlausgerichtet in die Zukunft schreiten; dies ist schon um deswillen weder möglich noch wünschbar, weil die Frau ebensowenig wie der Mann in sich einheitlich ist, und weil sie ebenso wie der Mann gewaltig spannt zwischen Herrschsucht und masochistischer Unterwürfigkeit, zwischen der Freude am Lenken und der Freude am Verführtwerden, zwischen der Freude an Verantwortung und der Lust an Verantwortungslosigkeit.

Warum musste ich diese scheinbar übermässig weit ausgreifenden Betrachtungen einschalten? Aus dem ganz einfachen Grunde, weil mir auch diese Einsichten, die den Spannungsweiten Bachofens zwischen Patriarchat und Matriarchat entsprechen, „geschenkt“ worden sind nicht auf Grund einer besonderen Intelligenz, auch nicht auf Grund besonders sorgfältiger soziologischer Statistiken, vielmehr auf Grund meiner rechtsseitigen Lähmung, meiner Asymmetrie (meiner Abnormität, wenn man will), wodurch ich zum Lackmuspapier unter meinen Zeitgenossen habe werden können.

Schon die Liebe und Sorgfalt meiner Eltern musste ich wesentlich anders erleben als gesunde Kinder. Als Sechso- oder Siebenjähriger las ich bereits in meinem Plutarch, in der sogenannten Biographie des Lykurgos, dass in Sparta die verkrüppelten Säuglinge unerbittlich vom Taygetos-

Gebirge in einen Abgrund hinuntergeworfen wurden. Dieses „drakonische“ Verhalten der spartanischen Eltern (es wiederholt sich ja auch bei den Tieren gegenüber abnormen Jungen) musste ich natürlich konfrontieren mit der unendlichen Sorgfalt, welche Papa und Mama daran wandten, mich „grosszukriegen“. Hatte Papa, der Herr Staatsrat André-Jérémie Turel, nicht den Dienst quittiert, um aus der Behandlung meines Leidens einen Lebensberuf zu machen? Hatten meine Eltern nicht, gerade weil die Petersburger Ärzte mich aufgegeben hatten, gleichsam ihre Ehre dareingesetzt, aus mir ein kleines Meisterwerk mit Massage herauszukneten und mit Katzenköpfen zu-rechtzuhämmern?

Ein Jahr nach mir, schon in Chailly, kam ein Brüderchen zur Welt, das eine viel leichtere Geburt hatte als ich, aber schon nach wenigen Tagen starb. Dann wurde am 31. Dezember 1893 mein Bruder Serge Emanuel geboren und am 13. Mai 1895 unsere Schwester Elisabeth Emma Agnès, genannt Lili. Wir alle drei ähnelten uns physisch stark, besonders in der Kopfanlage, die von unserem Vater herkam. Die ausgeprägte künstlerische Ader dagegen stammte mehr von der mütterlichen Familie Schmidt.

Serge und Lili waren kräftige und gesunde Kinder und lagen ja auch nur etwa anderthalb Jahre auseinander. So taten sie sich sehr früh zusammen, während ich zum Eigenbrötler zu werden schien. Als ganz normale Kinder haben Serge und Lili nicht die unendliche Sorgfalt und Dauerbehandlung erfahren wie ich. Das könnte bei ihnen einen gewissen Neid und eine Art Eifersucht erweckt haben, da sie ja nicht wissen konnten, mit welcher Ungeduld und Widerspenstigkeit ich das dauernde Anmirherumkurieren ertrug. Wenn solche Komplexe bei meinen Geschwistern entstanden sein sollten, so war wenig davon zu spüren. Ganz im Gegenteil war schon lange vor der Psychoanalyse unsere Liebe und Anhänglichkeit aneinander gross, und auch später in Berlin hielten wir prächtig zusammen, nicht wie ein schottischer Clan von Walter Scott, vielmehr wie eine Art kleiner Nation.

Bis zur Pubertät, also bis 1905, 1906, blieb die tiefgehende Asymmetrie und kentaurische Spaltung meines Wesens nur erkennbar an der erstaunlichen Ungleichmässigkeit meiner Begabung. Während meine dichterische Befähigung schon damals so eingeschätzt wurde wie die mathematische Begabung eines Gauss im gleichen Alter, sperrte ich mich hartnäckig gegen jede theoretische Syntax und Grammatik, und meine Orthographie erinnerte an die „Rechtschreibung“ des Maréchal de Saxe. Während ich lateinische und griechische Strophen ohne weiteres auswendig behielt und schon damals die Tendenz zeigte, heraklitische Aussprüche zu „fälschen“, versagte ich im Vokabellernen, im Gebrauch des Konjunktivs, in den Aoristformen erbärmlich. Es konnte mir widerfahren, dass ich einen Vers wie:

Outoi synechthein alla synphilein ephyn
(Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da)
(Antigone, Vers 523)

nicht nur auswendig wusste, sondern sogar zitierte, um zu beweisen, dass es schon ein Christentum lange vor Christus gegeben habe, während mir die einzelnen Vokabeln „outoi“, „synechtein“, „synphilein“ um keinen Preis einfallen wollten. Ich erwähne diese schweren Begabungslücken ausdrücklich, weil sich daraus für mich die allergrössten Widerwärtigkeiten ergeben haben. Einmal wurde ein Lateinlehrer geradezu beleidigend gegen mich, indem er sagte, ich sei ein Lügner, weil er absolut nicht glauben wollte, dass ich die Vokabeln über eine halbe Stunde gepaukt hatte, ohne sie irgendwie zu behalten. Ich war tief gekränkt und hätte ihn am liebsten auf Pistolen gefordert, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich so gut wie niemals log. Ich geruhte nicht, es zu tun.

Aber abgesehen von diesen Begabungslücken und von schweren Migräneanfällen, die mich ganz plötzlich zwei bis drei Mal in der Woche gegen neun oder zehn Uhr morgens überfielen, so dass ich schleunigst nach Hause

musste, schien ich ein sehr gutes Gleichgewicht erreicht zu haben. Dann aber kam die Pubertät, zwischen Weihnachten und Neujahr 1905, als fast genau vierzehn Tage nach dem Tode unseres Vaters am fünften Dezember, so dass da sogar ein Zusammenhang zu bestehen schien! *Le chat parti, les souris dansent*. Dies zu betonen ist wichtig, weil sich mein Charakter völlig zu verändern schien, weil eine wahrhaft prometheische Natur bei mir zum Ausbruch kam (daher meine Formulierung von der Galois'schen Pubertät), so dass ich mit meinem Vater in die schwersten Konflikte geraten wäre. Aber auch so ging mir in den ersten Monaten des Jahres 1906 das ganze labile Gleichgewicht in die Brüche, das ich mir mühsam aufgebaut hatte wie ein Ingenieur das Metazentrum seines Schiffes. Schon deshalb empfand ich den vulkanischen, unharmonischen Ausbruch meiner Sexualität als Verstörung und Gefährdung, was dadurch verschlimmert wurde, dass meine Mutter und unser gesamtes kleinbürgerliches Milieu prüde waren bis zur moralischen Feigheit. Nur mein Onkel Waldemar Schmidt zeigte sich erhaben über den Cant, an dem unsere Gesellschaft zu vermuckern drohte.

Mein Grossvater Jean-Pierre Turel war ein mittelgrosser Herkules gewesen. Papa hat mir erzählt, wie einmal ein grosser starker Mann, der Grossvater um Haupteslänge überragte, zu ihm auf den Bauplatz in Lausanne kam und ihm frech kommen wollte. Er wollte ihn sogar bedrohen. Daraufhinlangte ihm Grosspapa eine einzige Ohrfeige, dass der Mann lang hinschlug, mühsam seine Knochen zusammensuchte und davonschlich, Verwünschungen murmelnd. Grossvater war physisch sehr stark, neigte zur Gewalttätigkeit und ist wohl auch ein Potator gewesen. Papa war auch sehr kräftig, trank aber so gut wie gar nicht. Für seine Freunde und Gäste hatte er vorzüglichen Veltliner im Keller, niemals aber habe ich ihn auch nur beschwipst gesehen. Auch rauchte er kaum. Ein Apparat zum Einsaugen des Rauchs interessierte ihn viel mehr als die Zigarren selbst. Mama hat mir erzählt, wie ich einmal zu ihr ins Zimmer stürzte (als ganz kleiner Junge) und

ausrief: „Maman, Papa a du feu dans la bouche!“ Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Vermutlich verbirgt meine rechtsseitige Lähmung die Tatsache, dass ich weitgehend meinem Grossvater und Vater nachgeraten bin, neigend zu Gewaltsamkeitslösungen, aber ohne jene Intelligenz, wie sie zu Betrug und Gemeinheitsverbrechen gehört.

Der normale, harmonische Mensch macht sich gar keine Vorstellung davon, in welchem Ausmass man durch eine rechtsseitige Lähmung, die sowohl den Arm als auch das Bein und infolgedessen auch gewisse Funktionen des rechtsseitigen Sympathicus-Systems erfasst, gestört, gehandicapt und gewissermassen gedemütigt wird: Man kann weder Geige noch Klavier spielen, man kann, wenn man schreibt, mit der einen Hand schreiben, nicht mit der anderen Hand elastisch und harmonisch, intelligent sozusagen, das Blatt festhalten. Man kann nicht als Bildhauer oder Schmied oder Maler mit der einen Hand den Hammer, mit der anderen Hand die Zange, man kann nicht Pinsel und Palette, Hammer und Meissel führen. Ja, man kann keinen Nagel richtig einschlagen, weil dazu das Ineinanderspielen beider Hände gehört. Dies betrifft die Arbeit der beiden Hände.

Ebenso schlimm steht es aber um die Arbeit, die man mit den Füessen leistet, denn man kann nicht fechten, nicht gut schwimmen, nicht radfahren, nicht tanzen, nicht Tennis spielen, nicht boxen und keine Kurzstrecken rennen, weil zu alledem das harmonische Zusammenspielen der beiden Beine gehört.

Welche Leistung bedeutet den grössten und wohl auch den einzigen Fortschritt der griechischen Plastik über die Plastik der wunderbaren ägyptischen Bildhauer? Vermutlich nur die fundamentale Entdeckung der Asymmetrie (bei währendem Gleichgewicht der ganzen Figur), wie sie sich in der Unterscheidung von Standbein und Spielbein ausdrückt. Von den Säugetieren, seinen „Altvordern“, unterscheidet sich der Mensch wesentlich nicht nur durch die urtümliche Undifferenziertheit und Vieldeutigkeit seiner

Hand, sondern vor allem durch ihre Asymmetrie, die es ihm erlaubt, mit der einen Hand die Geige und mit der anderen den streichenden Bogen darzustellen. Nur bei den Vögeln, die in ihren Flügeln immer nur mit der Symmetrie des Brustschwimmens in der Luft arbeiten können, tritt die Asymmetrie der Beine deutlich in Erscheinung, indem sehr viele Vögel mit wahrer Begeisterung nächtelang auf einem Beine stehend schlafen. Alle mir bekannten Lebewesen des Tertiärzeitalters sind entweder symmetrisch in den Armen und asymmetrisch in den Beinen oder umgekehrt symmetrisch in den Beinen und asymmetrisch in den Armen. Mir aber war durch meine ganzseitige Lähmung vorbehalten, bestimmte Erlebnisse und Entdeckungen zu machen, die nur durch eine Asymmetrie sowohl der Arme als auch der Beine erkaufte werden konnte.

In naivster Weise habe ich diese Dinge auf dem Spielhof unseres Leibniz-Gymnasiums erfahren. Gymnasium heisst bekanntlich „Ringplatz, wo nackt gerungen wird“. Um 1905 waren in allen chauvinistisch aufgepeitschten Hauptstädten Europas gewaltige Ringkampfkonkurrenzen im griechisch-römischen Stil üblich geworden, die in Berlin in den beiden konkurrierenden Arenen des Zirkus Busch und des Zirkus Schumann ausgetragen wurden. In Petersburg durfte nur ein Russe, in Paris nur ein Franzose, in Berlin nur ein Preusse oder ein Bayer die Weltmeisterschaft erkämpfen. Auf dem Hof des Leibniz-Gymnasiums ahmten wir diese Titanenkämpfe nach. Dabei war ich armer Kerl (schon als Franzose mit roter Hose) dazu verdammt, die französischen Champions wie Paul Pons, Laurent le Beaucairois oder Aimable de la Calmette darzustellen. Der Chauvinismus feierte Orgien, und dazu kam, dass unsere griechischen Helden im Plutarch dauernd in der Palästra damit beschäftigt waren, einander zu bodigen.

Wenn dabei Homoerotik mitspielte, so wurde es uns nicht bewusst. Im Jahre 1906 aber geschah etwas, was für die Erotik der Gymnasiasten, Kadetten, Matrosen und Solda-

ten von grösster Bedeutung werden sollte. Man begann von Jungen, die noch so dioskurische Freundschaften miteinander schlossen, zu sagen: „Der ist ein Eulenburg.“ Wie ich später erfahren habe, machten sich die Franzosen in herzerquickender Weise über die Deutschen lustig und sagten, die Germanen hätten endlich die Homosexualität entdeckt. Um seinen „Erbfeind“, den Fürsten Philipp zu Eulenburg zu stürzen, hatte die graue Eminenz im deutschen Aussenministerium, ein gewisser Herr v. Holstein, dem Herausgeber der „Zukunft“, Maximilian Harden, Material in die Hand gegeben, aus welchem das sodomitische Verhältnis des Fürsten Eulenburg zu einem bayrischen Bauernjungen hervorging. Selbstverständlich hatte v. Holstein und hatte Maximilian Harden hierbei einzig die reine Absicht, zum Heile des Deutschen Reiches den Augiasstall auszumisten, in welchem Kaiser Wilhelm II. verkam.

Romantiker des Dioskurentums könnten sagen, dass durch diese Polemik Holsteins und Hardens gegen die Homosexualität so etwas wie ein Todesreif auf den Begriff der sakralen Freundschaft zwischen Jüngling und Jüngling gefallen sei. Weniger poetisch könnte man behaupten, die Homosexualitäts-Schnüffelei, die damals ausbrach, hätte alle unsere schwungvollen, gewissermassen burschenschaftlichen Jugendbündnisse und Jünglingsfreundschaften vergiftet. Ich bin keineswegs dieser Meinung. Genau so, wie ich später erklärt habe, eine poetische Begabung, welche die Psychoanalyse nicht aushalten könnte, sei nicht echt im nuklearen Sinne, bin ich der Überzeugung, dass echtes Dioskurentum die Prüfung auf eine homosexuelle Komponente muss ertragen können.

Merkwürdigerweise hat man nie bemerken wollen, dass die „humanistische“ Bildung uns Jungens über die Homosexualität oder Knabenliebe viel früher aufklärte als über die normale Heterosexualität. Schon in meinem siebenten Lebensjahr hatte ich in meinem Plutarch (dort in der Biographie des Themistokles) gelesen:

Vornehmlich war es Aristeides, Sohn des Lysimachos, der bei allen Gelegenheiten gerade den entgegengesetzten Weg ging. Diese Feindschaft scheint schon aus ihren Jünglingsjahren zu stammen, da beide, nach dem Zeugnis des Philosophen Ariston, den schönen Stesileos von Keos liebten.

Von solchen Stellen wimmelte es in der antiken Literatur, viel mehr als von Liebesverhältnissen zwischen Mann und Weib (Catull wurde auf der Schule kaum gelesen). Cicero verspottete Caesar wegen seiner Bisexualität. Plato sagte ganz naiv, dass in Athen, im Gymnasium, nicht soviel philosophiert worden wäre, wenn es dort nicht so viele schöne Jungen gegeben hätte. Wir spürten allerorten in der römischen Dichtung, dass die Römer die Homosexualität von den Griechen übernommen hatten, wie man unserer Tage in vielen Ländern die Pariser Mode übernimmt. Zeus sogar verliebt sich in den holden Epheben Ganymed und erhebt ihn auf den Olymp, was doch die Eifersucht der göttlichen Xanthippe Hera hätte erwecken sollen. Merkwürdigerweise aber lassen gerade diese Seitensprünge des Gottes seine sittenstrenge Gemahlin kühl, weil aus den erotischen Beziehungen des Zeus zu Epheben keine Götter oder Halbgötter erzeugt werden können, die mit Heras eigenen Kindern in Erbkonkurrenz treten würden. Im Sinne des patriarchalischen Erbrechts sind homosexuelle Seitensprünge des Patriarchen unschädlich, weil sie steril bleiben müssen, weil sich daraus keine konkurrierenden morganatischen Kinder ergeben können. Man bekommt den Eindruck, dass die Homosexualität bei den reichen und vornehmen Athenern und Römern ein ungefährlicher Sexualsport gewesen ist, ähnlich dem Sexualsport, mit dem sich um die Jahrhundertwende Leopold von Belgien und Edward, Prince of Wales, in Paris einzelne exquisite Hochkokotten abspenstig machten.

Mühsam versuchen keusche Philologen nachzuweisen, dass die fanatisch brennenden Liebeslieder, welche die

gewaltige Sappho (vielleicht „der“ grösste Lyriker des griechischen Kulturkreises) an ihre Jüngerinnen richtete, als rein symbolisch zu nehmen sind. Diese literarhistorische Zähmung unbezähmbarer erotischer Gewalten ist nichts und bedeutet nichts als verflachende und verfälschende Prüderie. Für mich ist es selbstverständlich, dass jede dioskurische Freundschaft (auch wenn sie sich so elementar auswirkt wie das Verhältnis von Marx zu Engels) ausgesprochen erotisch grundiert ist, auch dann und dann erst recht, wenn sie ausweglos wird und eben deshalb in einem Zweikampf endet. In der „Penthesilea“ hat Heinrich v. Kleist diese Problematik, auch zwischen Mann und Frau, in der ihm eigentümlichen, kantianisch übersteigerten Weise entwickelt. Entscheidend ist nur, ob die homosexuelle Komponente (die biologische Komponente) in der Männerfreundschaft und in der Frauenfreundschaft irdisch-potentiell bleibt oder ob sie vom Mittel zum Zweck wird.

In Berlin begann nach der Entdeckung nicht nur der Eulenburgschen, sondern der Perversität überhaupt und an sich, eine fast groteske Schnüffelei nach homosexuellen Komponenten und homosexuellen Erpressungstragödien, nach schneidigen Kavallerieoffizieren, die in masochistischen Positionen ermordet wurden, nach dem Masochismus der Helden und dem Sadismus der Jungfrauen. Ein wissenschaftlicher Parasit an der Arbeit eines Wilhelm Fliess, eines Sigmund Freud und eines Steinach, ein Mann namens Dr. Magnus Hirschfeld eröffnete voll von ethischem Pathos den Kampf gegen den berühmten § 175 im Deutschen Strafgesetzbuch, in dem die Homosexualität unter Strafe gesetzt war. Hirschfelds Begeisterung für die Aufgabe, die Homosexualität als das eigentlich Normale darzustellen, hat tatsächlich wunderliche Blüten getrieben. Freunde von mir, die wirklich homosexuell waren (insofern die Homosexualität überhaupt eine Wirklichkeit bedeutet), brachten mich zu ihm. Er fand mich sehr begabt, obgleich ich gar nicht sein erotischer Typ war. Daher legte er beträchtlichen Wert darauf, mir zu beweisen, dass meine schweren sexu-

ellen Sperrungen daher kämen, dass ich nicht den Mut aufbrächte, mich zu meinen eigentlichen platonischen Wahlverwandtschaften zu bekennen. Zu diesem Behufe legte er mir einen Text vor. Es waren lauter Bilder von schönen nackten Frauen. Nun sollte ich sagen, welche mir am besten gefiele. Ich entschloss mich sofort für eine bestimmte Person, offenbar blonden Typs, worauf Hirschfeld triumphierte: „Da haben wir’s! Sie sind homosexuell! Dieses Mädchen hat starke Brüste und ist überhaupt stark sexuell entwickelt. Sie sind also homosexuell, denn Sie stellen sich auf dieses Mädchen ein, nur weil Sie aus Verdrängung Angst empfinden, sich zu einem ephemerhaften Typ zu bekennen. Sie sichern sich gewissermassen.“

So kann man schliesslich alles beweisen. Tatsache aber ist, dass ich zwar so häufig wie Goethe Frauen zwischen fünf- und zwanzig und fünfunddreissig Jahren wunderschön fand, dass ich aber rein animalisch völlig gesperrt blieb. Es wurden mir lauter Beatricen und Lauras daraus, vielleicht auch eine Frau v. Stein nach der anderen, aber die entsprechende Christiane Vulpius blieb mir völlig aus.

Ich konnte feststellen, dass die Sexualität mich nicht allein ängstigte. Eines Tages war mein Freund „Berge“, eine Art von elegantem Herkules, ganz blass und niedergeschlagen. Er gestand mir, dass er Angst habe, demnächst an Rückenmarkschwindsucht einzugehen. Er habe immer wieder Pollutionen (was wir mit dem Chiffrewort „Ambrosia“ bezeichneten) und nun glaube er genau zu wissen, dass man im Rückgrat ein bestimmtes Quantum, ein wohlabgemessenes Reservoir von Zeugungssubstanz besitze. Mit jeder Pollution schwinde eine Reserve dahin, und dann müsse man an einer Art von Knochendarre zugrundegehen. Mich störte die gleiche Erscheinung ungeheuer. Ich ergriff Massnahmen, die eines Anachoreten würdig gewesen wären. Mitten im Winter nahm ich eiskalte Bäder, und das Resultat war eine infernalische Neuralgie, die mich zum mühsam schleichenden Greise machte.

Die heutige Generation weiss von diesen Gewissensängsten, die sich mit einer massiven Syphilitophobie (Sexual-

verkehr = Syphilis = Gehirnerweichung) paarten, so gut wie nichts mehr. Aber es ist klar, dass sich über diese Ängstigungen mächtige Beziehungen zu den grossen Problemen der Religionsbildungen ergaben.

Die Spaltung meines Wesens gefährdete mich sehr, aber sie hat mir eine ausserordentlich tiefe und dramatisch bewegte Beziehung zu den anderen Menschen verschafft. Keineswegs hat sie mich von meinen Zeitgenossen isoliert. Wie ich immer nur wiederholen kann, war ich a priori so etwas wie ein soziologisches Lackmuspapier, welches die Menschen, Männer wie Frauen, in Schwarz und Weiss, in Gut und Böse, in Edel und Roh, auseinandersortierte. Ich hätte niemals Dompteur werden dürfen, denn bekanntlich werden die Tiere aufsässig und angriffslustig, sobald sie einen Krüppel vor sich haben. Der Dompteur muss eine große Symmetrie und Ausgeglichenheit darstellen. Für dieses Symbol ist ein Tiger ebenso empfänglich wie ein rüdiges Hund und leider Gottes auch wie ein Mensch normaler Unteroffiziersnatur.

Auf dem Leibniz-Gymnasium, wenn ich in der Waldemarstrasse geflissentlich durch hervorquellende Massen von Gemeindeschülern hindurchspazierte, überall in der Kaiserstadt Berlin, beobachtete ich, wie leicht es war, mit den Menschen zurechtzukommen, wenn man ganz einfach ebenmässig dahinschritt wie ein Boxer in Zivil, wie ein Boxer im Frack. Sobald man aber ein Krüppel war, musste man die grössten Umwege machen und ungeheuerliche Leistungen vollbringen, um schliesslich nur den ganz normalen Suggestiveindruck, Führereindruck auf die Menschen zu machen.

Das galt ganz besonders für meine Beziehung zu den Frauen. Später ist die grosse Liebe, die ich für Johann Jakob Bachofen empfunden habe, dadurch bedingt gewesen, dass ich die Auseinandersetzung mit der Frau immer als das eigentlich strategische Problem des Lebens empfunden habe. Wenn ich für die Homosexuellen jemals so etwas wie Geringschätzung empfunden habe, so nur deshalb, weil ich die Homosexualität als eine Ausrede empfin-

de, als ein Ausweichen vor den eigentlichen Gefahren, die sich auf jeden Fall für den Mann bei der Auseinandersetzung mit der Frau ergeben.

Alle diese Tatbestände habe ich entdeckt in der peinlich schweren Zeit vor der Psychoanalyse, bis 1917 also, in einer Periode, in der ich mich herumquälte, um alle Frauen zu Beatricen zu sublimieren, in die ich mich verliebt hatte.

1907, im Januar, Februar, hatten wir bei meiner Mutter eine Wirtschafterin, selbstverständlich eine Rotblondine, eine rumänische Jüdin von etwa dreissig Jahren, die vorher jahrelang demütig wie eine Sklavin bei einem Romanschriftsteller dritten oder vierten Ranges ausgehalten hatte. Diese Frau war nun bei uns als Haushälterin tätig, und ich hätte ihr eigentlich grollen sollen, weil sie uns immer wieder Schokoladesuppe und Schweinskotelett vorsetzte, was meinem französischen kulinarischen Instinkte zutiefst widersprach. Ich bin immer bereit gewesen, mit Begeisterung die einfachste Kohlsuppe zu essen, nehme aber ein gewisses Mischmasch auf dem Menu übel, obgleich ich es natürlich als geborener Asket nicht zugeben darf.

Ich hatte mich in diese rotblonde Dame verliebt und wollte sie küssen. Sie aber stiess mich zurück, ungefähr so, wie ein Gourmet eine schlecht bereitete Speise zurückweist und sagte mir wörtlich: „Sie müssen sich doch klar sein, Herr Adja, dass eine Frau sich nur mit Ekel mit Ihnen ins Bett legen kann, weil Sie ja ein Krüppel sind.“

Der geneigte Leser kann sich ohne besondere Anstrengungen vorstellen, welche seismotischen Bewegungen ein solches Erlebnis bei mir auslösen musste. Zwar keine einfachen Zusammenbrüche, aber doch solche ungeheuerlichen Krisen, wie sie sich in der folgenden Vision ausdrücken: Es war im gleichen Frühjahr 1907. Wieder einmal sass ich im Vorderzimmer unserer Wohnung in der Kottbuserstrasse, im rechten Vorderzimmer, und statt Schularbeiten zu machen, wie ich es dringend nötig gehabt hätte, las ich in den Werken Edgar Allan Poes, und zwar die Novelle „Der Fall Waldemar“. Wie ich dort las, dass

der Herr Waldemar, der an Schwindsucht dahinschwindet, auf der Todesschwelle gekreuzigt wird, so dass er nicht sterben darf, bekam ich die ungeheure Vorstellung, ich selbst sei ein Mensch, der nicht sterben dürfe, bevor er „seine grosse Sache“ gemacht hätte.

Mir wurde ganz entsetzlich zumute. Ich bekam eine Art Kribbeln (un fourmillement) in der linken Hand und im linken Fuss, und ich stand auf, um hinauszugehen

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in der Nähe der Tür auf dem Rücken und hatte einen Schirmständer umgebrochen, ohne dass ich jemals gewusst habe, wie ich das fertig bekam, da ich nicht die geringste Verletzung an mir hatte. Über mich beugte sich unser Dienstmädchen Hedwig Wallis und sagte ganz erstaunt: „Herr Adrien, Sie sehen ja ganz grün aus!“

Ich sagte ihr, sie dürfe meiner Mutter nichts sagen, und dann begann ich diese Vision zu verdauen. Viel später ist dann das Gedicht daraus geworden:

„Chidher, der Grüne, unterwegs zum Jüngsten Tag“,
in dem die Verse:

Wir blieben am Leben, vor Eifer am Werk,
Zur Jugend verdammt wie der Türmer zur Wacht

zu den charakteristischsten gehören dürften, die ich jemals niedergeschrieben habe.

Bis zur Psychoanalyse, also bis zum August 1917, habe ich mich als typischer kleiner Protestant gegen jede Form der Beichte auf das heftigste gesträubt. Ich wusste ja aus der Literatur zur Genüge, wozu man mich würde bereden wollen. Anders stand es mit meinen „Freunden“ Karl Marx, Friedrich Nietzsche. Ich hatte die Gewohnheit, mit ihnen alles Wichtige durchzuberaten. Durchaus nicht, als ob ich nun immer mit ihnen einverstanden gewesen wäre. Dialektisch setzt man sich als These und sucht die Antithese. Nahm ich dann Bücher wie „Menschliches, Allzumenschliches“, „Fröhliche Wissenschaft“ oder den Zarathustra als Antithese, so brauchte ich, so durfte ich nicht die

gleiche Position einnehmen. Sonst hätte sich ja niemals eine Konvergenz und eine Synthese ergeben können.

Nietzsches Einstellung zur Frauenfrage erschien mir unzureichend und veraltet. Ich fand, dass er über die französischen Moralisten, mit denen er sich ständig auseinandersetzte, niemals hinausgekommen war. Zu den Moralisten zähle ich nicht nur Montaigne, LaRocheffoucauld, La Bruyère, Vauvenargues, Chamfort, sondern auch Rabelais, Brantôme, Tallemant des Réaux, Voltaire, Stendhal, Zola und Maupassant. Sie alle bilden für mich die grosse einheitliche Gruppe der *grande médisance de l'homme*. Mochten sie Freigeister sein oder nicht, niemals waren sie aus der Psychologie, aus der Menschenwertung des Hochmittelalters herausgekommen. Die Virtuosität ihrer Anekdoten, Historietten, Pointen und Maximen ergab sich dadurch, dass sie die menschliche Persönlichkeit mit ihren Lastern und Verführbarkeiten genau so als Apriorität setzten wie die Theoreme der euklidischen Geometrie und die Unwandelbarkeit der atomaren Materie.

Dagegen sträubte sich mein ganzes Wesen, denn niemals hat es mich interessiert, über Dinge nachzudenken, von denen ich hätte annehmen sollen, dass an ihnen nichts zu ändern sei. Die feinen und vornehmen Geister fühlten sich durch die marxistische Behauptung in ihrem Menschentum beleidigt, die Vorstellungswelt des Menschen, seine Ideologie, sei der Überbau der realen Tatsachen, der wirtschaftlichen Realitäten. Abgesehen davon, dass damit die gesamte Werkführung eines Marx und Engels nicht einmal erklärt werden kann, braucht man ja, von dieser These ausgehend, nur die wirtschaftlichen Realitäten zu verändern, um auch die moralische Struktur des Menschen abzuwandeln. Schon damals erschien mir das viel menschenwürdiger als der Fatalismus der Moralisten.

In diesem Betracht war ich also weit mehr Marxist als Nietzscheaner. Mir schien, wie auch heute noch, die Menschheit als ein Strom, der die Richtung seines Bettes selbst bestimmen würde, um sich darein zu ergiessen. Mit der Supertechnik, die für mich selbstverständlich in

voller Entwicklung war, war die Menschheit im Begriff, sich selbst zu schleusen und sich dabei über ihren alten Standard zu erheben. Bis zur Psychoanalyse habe ich aber nicht gewusst, wie ich hier den Marxismus mit dem Übermenschengedanken Nietzsches würde organisch verbinden können.

Schon vor dem Weltkrieg war mein Studium die reine Tortur. Ich glaubte weder meinen Lehrern, noch glaubte ich an die Wissenschaft, wie sie uns dargeboten wurde. Sie erschien mir nur als eine kunstvoll drapierte Mausefalle, die mich für den bornierten deutschen Beamten-Chauvinismus einfangen sollte, und andererseits kam ich mir selbst so unvollkommen vor wie möglich, vermochte aber keinen überlegenen Standpunkt dagegensetzen.

Niemals bin ich der tragisch-pathologischen Welt eines Strindberg näher gewesen als damals. In der Kottbuserstrasse hatte sich vieles verändert. Längst entschwunden war die Zeit, wo wir im ersten Stock beide Vorderwohnungen mit einem gewissen Glanz besetzten. Der neue Hauswirt, ein Zahntechniker und Privatdetektiv namens Richard Schenk, hatte den ganzen ersten Stock an die Polizei vermietet. Vorne wohnte der Polizeihauptmann oder Polizeimajor, selbst eine Art von Falstaff, mit seiner bildhübschen, aber vollkommen verhurten Tochter. Die Hinterwohnungen des ersten Stockes bis zum zweiten Hinterhaus bildeten nunmehr die Amtsräume des Polizeireviers mit samt einem Karzer, in welchem es oft ziemlich laut zuing, denn die Strolche und Vagabunden konnten sich nicht wie unser Polizeihauptmann von den eigenen Beamten nach Hause fahren lassen.

Wir hatten also in den zweiten Stock hinaufziehen müssen, und da Schenk selbst die linke Wohnung bezogen hatte, mussten wir mit der rechten vorlieb nehmen. Das reichte nicht aus, weder für die Fabrikation der Firma „Frau Professor Mathilde Schmidts Teehandlung en gros“, noch auch für die Pension, die Frau Staatsrat Franziska Turel eröffnet hatte, um sich über Wasser zu halten. Meine Grossmutter war 1903 noch in vollem Glanz gestorben.

Dann aber hatten die Ärzte im Reichstag Kurpfuschereigesetze durchgedrückt, die unser Geschäft langsam abwürgten. Ausserdem besass unsere Mutter nicht die urwüchsige kaufmännische Begabung ihrer Mutter. Sie blieb im Grunde eine Beamtennatur.

Eines Tages kamen starke Männer mit Brechwerkzeugen, gingen in unserer Vorderwohnung bis zur Wand, die unsere Küche von der Hinterwohnung trennte, und brachen dort eine Tür. Diese Tür ist für mich das Tor zu einem der tiefsten und mächtigsten sozialen Erlebnisse meines Lebens geworden, denn wie wir im Vorderhaus in das Hinterhaus durchbrachen, um dort bis ins zweite Hinterhaus nicht weniger als drei kleine Wohnungen zu besetzen, kam uns, zunächst unbemerkt, ein ganz anderer Eroberungsstrom entgegen, vielmehr ein doppelter Strom: sehr behende die Schabenkäfer, viel langsamer die „Tapetenflundern“, die Wanzen. Bei den Schaben handelte es sich, Gott sei Dank, nicht um die *Blatta orientalis*, von der Gogol in den „Toten Seelen“ erzählt, sondern um flinke braune Tierchen, die mir dennoch über die Massen zuwider waren. Vor allem aber waren es die Wanzen, die von jeher für mich das eigentliche Symbol des Elends und der Verarmung gewesen sind. Mir macht es nichts aus, in einer vollkommen kahlen Zelle zu hausen, in einem Dachstübchen. Ganz im Gegenteil habe ich immer das Gefühl gehabt, von hier aus lasse sich die Welt am besten regieren, während jedes Versailles einen moralisch zugrunde richtet. Wanzen aber zerstören mir die letzte Illusion des „My home is my castle“.

Sobald diese schleichende Invasion erkennbar wurde, riet ich meiner Mutter, mit dem ganzen Geschäft umzusiedeln. Sie aber weigerte sich dessen unbedingt. Sie behauptete, jede Umsiedlung würde uns geschäftlich den Rest geben. Sie schaffte sich eine Lötlampe an, die wie ein Steilfeuergeschütz aussah, und mit dieser Stichflamme begann sie einen geradezu strindberghaften Stellungs- und Minenkrieg gegen die Wanzen. Es spricht für den erstaunlichen Eindruck von Matronenhaftigkeit, den unsere Mutter

machte, dass sie eigentlich immer alle Stuben besetzt hatte und zum Teil sogar mit fast vornehmen Leuten, die nicht einmal aus dem Vorderen Orient kamen und infolgedessen kaum auf Ungeziefer geeicht sein konnten.

Freilich blieb die Frau Staatsrat Turel immer geschäftsuntüchtig und verstand aus ihrer Pension keinen Gewinn zu ziehen. Es sei denn als Gewinn zu buchen, dass hernach aus zwei ihrer Mieterinnen ihre Schwiegertöchter wurden, und dass ich vermutlich durch die Strindberg-Atmosphäre, durch die Meyrink-Atmosphäre dieses Hauses mehr als durch alles andere genötigt wurde, die Psychoanalyse Freuds zu ergreifen.

So begann das Jahr 1917. Am fünften Juni sollte ich siebenundzwanzig Jahre alt werden, und man könnte denken, dass (nach allem Gesagten) die Indikation zur Psychoanalyse vollauf gegeben gewesen wäre. Warum konnte ich mich auch jetzt noch nicht dazu entschliessen, obgleich ich ja seit der Jahreswende wusste, dass mir nach dem Tode von Tante Emma, neben meinem Gehalt als „Oberlehrer“ und kleinen Einnahmen aus Publikationen im „Simplicissimus“, in der „Jugend“ und so weiter, mehrere tausend Schweizerfranken zur Verfügung standen?

Wie ich immer wieder betone, sind wir Turels spätreife Menschen, aber das genügt nicht, um mein hamletisches Zögern zu erklären. Ferner spielte es kaum eine Rolle, dass meine Freunde und Freundinnen dichterischer Observanz mir dringend von der Psychoanalyse abrieten: diese werde meine grosse dichterische Begabung zerstören. Darauf antwortete ich nur: „Wenn schon! Eine dichterische Begabung, die durch irgend eine Beicht-Analyse zerstört werden kann, ist ohnehin keinen Schuss Pulver wert. Keine Erhitzung und keine chemische Verätzung kann einem Goldatom etwas antun.“

Das sagte ich nicht nur „so“, ich meinte es auch so. Trotzdem aber quälte ich mich mit meiner Neurose weiter in den Januar, Februar und März 1917 hinein, wobei meine erotische Verklemmung und mein damit zusammenhängender Widerwille, früh aufzustehen, mir meine grosse

Pünktlichkeit am Französischen Gymnasium (ich dürfte in den zwei Jahren nicht ein einziges Mal zu spät gekommen sein und nicht eine einzige Stunde versäumt haben) zu einer heroischen Leistung werden liess.

Im letzten Abschnitt dieses Buches werde ich von jenem Märztage 1917 erzählen, wo ich vom Ausbruch der russischen Revolution erfuhr. Aber schon hier muss ich darauf hinweisen, weil erst durch die russische Revolution die eigentliche und volle Indikation zur Psychoanalyse für mich gegeben wurde. Das hört sich wunderlich an, weil die Psychoanalyse Freuds (wenigstens so, wie man sie gemeinhin auffasst) nur eine Methode sein soll, einen lebensunfähigen Menschen zur Existenzfähigkeit, das heisst zur Wettbewerbsfähigkeit im Zusammenhang des zeitgenössischen Lebens heranzuführen. Für mich bedeutete dieses Ziel aber kein genügendes Argument, denn mir erschien es als belanglos, wenn mit gewaltigem psychoanalytischem Aufwand der rechtsseitig gelähmte Neurotiker Adrien Turel zu einem der Vielzuvielen, in einem schlechten System gut funktionierenden kleinen Beamten entwickelt würde. Die Konfrontation aber mit dem soziologischen Naturereignis der russischen Revolution forderte mich in ganz neuartiger Weise heraus, und ich bekam das deprimierende Gefühl, dass ich mit den tragikomischen Verknotungen meines Inneren, wie es bisher war, den neu aufsteigenden Zeitproblemen noch viel weniger gewachsen sein würde als dem struggle for life unter den jungen Frauen und Männern meiner Umgebung.

Einer der zahmen Psychoanalytiker, die inzwischen aus dem Titanenwerk Freuds eine geschäftlich nützliche, pornographische Konversation gemacht haben, könnte hier feststellen wollen, ich hätte die Psychoanalyse von vornherein missverstanden, und diesem Vorwurf gegenüber müsste ich bekennen, dass ich sie überhaupt nur ergriffen habe, nicht um mich selbst zum „erfolgreichen“ Kleinbürger emporzuentwickeln, sondern als ein ganz neuartiges Mittel, um eine neuartige Revolution des Menschen und der menschlichen Gesellschaft durchzuführen.

Nur scheinbar widersprach diese Einstellung der Tatsache, dass ich die russische Revolution a limine als *die* Revolution unserer Epoche erkannt habe. Kein Mensch, weder Mutter, noch Nasciturus, kann die Geburtswehen seiner Regeneration und die Verwandlung auf andere Menschen übertragen. Wenn also die russische Revolution sich wie ein Feuer über die ganze Kulturmenschheit ausbreiten sollte, so konnte das nicht wie das Ausbrennen einer ganzen Reihe von Heuschobern geschehen, die sich gegenseitig anstecken, vielmehr musste der revolutionäre Brand, als Entfaltung verstanden, in jedem einzelnen Heuschober von innen heraus neu erzeugt und neu geboren werden. Gerade daran, dass sie dies nicht haben verstehen wollen, dass sie vielmehr den russischen Bolschewiki ihre Weltrevolution auf dem Wege der Überrumpelung haben stehlen wollen, sind die Nationalsozialisten zugrunde gegangen.

Aber auch die sozialdemokratischen Parteien in Westeuropa hatten die ganze Tiefe des Problems durchaus nicht erfasst, und daher konnte ich mich zunächst nur unsäglich lächerlich machen, wenn ich jählings erklärte, die Psychoanalyse Freuds und die Relativitätstheorie Einsteins, auch der Übermenschgedanke Nietzsches, hätten mehr Aussicht, zur Grundlagentheorie der nächstfälligen Weltrevolution zu werden als der Marxismus, und zwar gerade deswegen, weil der Marxismus in Russland von der kämpfenden Märtyrerreligion zur weltbeherrschenden Kirche geworden war.

Seltsamerweise war ich damals der Meinung, dass man mit keinem Menschen besser als mit Kommunisten „vernünftig“ sprechen könne. Ein Aussenstehender hätte bei diesen Diskussionen nur sehr wenig davon gemerkt; einmal, wie ich behauptete, der Mensch bleibe in der Mitte der Welt und im Zusammenhang damit könne man sehr wohl den „Klassenkampf“ zwischen Mann und Weib zum Schlüssel der gesamten menschlichen Situation innerhalb der physikalischen Welt erheben, lachte ein Kommunist höhnisch und vernichtete mich mit dem Ausspruch:

„Lieber Turel, Lenin hat gesagt, das Geschlechtsleben sei etwas, was man sich nach dem fünfundvierzigsten Jahre langsam wieder abgewöhne.“

Damit war für ihn die Sache erledigt. Aber nicht für mich. Schon damals war das Wort „Autos epha“ („So hat der Meister selbst gesprochen“) bei mir berüchtigt, weil ich darin den Selbstmord aller Nachbeter erblickte, wenn sie Worte des Meisters aus dem Zusammenhang reißen und zu ihrer Bequemlichkeit missbrauchen.

Seit dem März 1917 ist es unverrückbar mein welthistorisches Programm gewesen, der bolschewistischen Revolution in Russland zu helfen, gerade dadurch, dass man sich ihr nicht unterwirft.

Zwar hatten Marx und Engels zu allererst die Genialität Bachofens in seiner Mutterrechtstheorie erkannt, und infolgedessen hatten auch die Epigonen der grossen Dioskuren wie August Bebel und andere Autoren der „Neuen Zeit“ das Mutterrechtsthema Bachofens in einem merklichen Decrescendo weitergesponnen; trotzdem kann man sagen, dass die biologische Weltrevolution Bachofens, welche darauf hinzielte, das Mann-Weib-Verhältnis innerhalb der Säugerwelt, der Säugetiergattung, zu revolutionieren, gänzlich überschattet war von einem demiurgisch-industrialistischen Klassenkampfgedanken, dem gegenüber alle biologischen Sexualprobleme zur reinen Pornographie, zur blossen Tingeltangel-Angelegenheit herabzusinken schienen.

Eben dadurch musste ich in den Jahren nach 1917 allen orthodoxen Marxisten als verkappter Reaktionär erscheinen, und ich habe diese Einschätzung mehr als einmal nur allzu deutlich zu spüren bekommen.

Genau so nun, wie meine elementare Charakterstärke sich den Mathematikern gegenüber dadurch erwiesen hat, dass ihre Nasenstübe mich keineswegs davon abgeschreckt haben, sie weiterzulieben, so haben auch die bitteren Abfuhren, die ich im Berlin der Zwanzigerjahre von Seiten der deutschen Kommunisten erfahren habe, mich keineswegs in meiner Grundauffassung der

Weltlage erschüttern können. Noch in meiner „Eroberung des Jenseits“ von 1930 stehen auf Seite 8 und 9 die folgenden Worte:

Zur Darstellung dieser Vorgänge scheint der von Marx und Engels geschaffene dialektische Materialismus nicht auszureichen. Er ist im Grunde erschöpft und ausserdem in der russischen Revolution von 1917 verbraucht.

Wie nach der grossen französischen Revolution die bürgerliche Gesellschaft sich unwiederbringlich entfernt von den Bedingungen der Wiederholung dieser selben Revolution ... umgekehrt proportional zur Annäherung an die Bedingungen der grossen marxistischen Revolution ... so entfernen wir uns jetzt von den Bedingungen der Wiederholung der grossen russischen Revolution ... umgekehrt proportional wie wir uns unwiderstehlich annähern den Bedingungen einer neuen Krise oder Revolution, deren Fundamentaltheoretiker Friedrich Nietzsche und Sigmund Freud gewesen sein werden.

Diese Formulierungen, die unmittelbar aus meinen Erlebnissen in Berlin 1917, 1918, 1919 herausgewachsen sind, habe ich später im ganz anders gearteten Klima der Schweiz in meinem „Massystem der historischen Werte“ 1944 (dort auf Seite 103) wieder aufgenommen. Dort steht:

... So entfernt sich die Menschheit seit 1917 wiederum von den Bedingungen einer Wiederholung der grossen russischen Revolution – umgekehrt proportional, wie sie sich annähert den Bedingungen einer neuen Fundamentalkrise oder Revolution, die man ganz allgemein als relativistisch bezeichnen mag ...

Wie man sieht, ist in dieser zweiten Fassung die Bestimmung „Sigmund Freud und Friedrich Nietzsche“ ersetzt durch die Bestimmung „relativistisch“. Inwiefern bedeutet dies einen Fortschritt in meiner Theorie? Nur insofern die Entwicklung der technischen Probleme in der Menschheit unsere biologischen Probleme zu überschatten scheint, zu bagatellisieren scheint.

Selbst wenn man von den Bodenspekulationen absieht, die heutzutage jede städtebauliche Planung verfälschen und verzerren, wird man immer wieder auf den gewaltigen Zwiespalt stossen, der sich daraus ergibt, ob die Stadtplanungen, die Länderplanungen, die Kontinentalplanungen von der blossen technischen „Rentabilität“ her oder aber aus den Konflikten der Familienstruktur, aus den Konflikten von Mann und Weib, Tier und Pflanze heraus bestimmt werden sollen.

Gerade hier wird sich erweisen, dass es keineswegs abwegig war, im grossen Revolutionsjahr 1917 sich von der russischen marxistischen Revolution abzuhängen und wieder an Probleme anzuknüpfen, welche scheinbar in den Romanen eines Dostojewskij, in den Dramen eines Strindberg, in der Philosophie eines Otto Weininger auf kleinbürgerlicher Basis erledigt worden waren.

„Bilanz eines erfolglosen Lebens“. Immer wieder hat sich der Anschein ergeben, als sei die Erfolglosigkeit einfach die Folge davon gewesen, dass ich mich voller Trotz und Kurzsichtigkeit geweigert habe, in das Kurvengefälle eines offensichtlichen Welterfolges miteinzugehen.

Gerade weil ich die russische Revolution in einem ganz bestimmten Sinne von vornherein bejaht habe, war es eine besondere Leistung meiner Abnegation und meiner Charakterstärke, dass ich von Anfang an, das heisst im April, Mai, Juni, Juli 1917, darauf beharrte, die Psychoanalyse dazu zu benutzen, um eine auch dem Marxismus gegenüber originale Basis zur Regeneration der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen.

So wie der Prophet Jonas sich bis zum Äussersten dagegen sträubte, den Assyrenern Tugend zu predigen, und erst einen

bösen Albtraum im Moby Dick durchleben musste, bevor er sich zu seiner Prophetenpflicht bekannte, habe ich in den grossen Sommerferien 1917 noch einmal versucht, meinen historischen Pflichten auszuweichen, indem ich unter dem Vorwand, beim Rechtsanwalt und Notar Lucien Rochat Zahlungen aus der Erbschaft unserer Tante Emma zu erreichen, an die idyllischen Ufer des Lac Léman flüchtete. Von dem, was ich dort erlebte, ist hier zu berichten, dass ich offenbar in Lausanne von der westeuropäischen Kultur, die damals im Ersten Weltkrieg von den westlichen Alliierten gegen die deutschen Hunnen verteidigt wurde, einen so abschreckenden Eindruck bekam, dass ich mich, nach Berlin zurückgekehrt, zwar durchaus nicht zum deutschen Militarismus bekannte, mich aber kopfüber in die Psychoanalyse stürzte als in eine Möglichkeit, den völlig überlebten Menschen der europäischen Katholizität, aber auch der französischen Moralisten bis Zola und Maupassant zu überwinden.

Schon mehrmals hatte Rudolf Jancke versucht, mich mit Dr. Heinrich Körber zusammenzubringen. Immer wieder waren wir voller Misstrauen, gleichsam rückwärts schreitend, auseinandergegangen. Nun telephonierte ich bei ihm an, verabredete mich mit ihm, und eines schönen Nachmittags im August oder September, kurz nachdem ich noch die Novelle „Gondertalms Segen“ hingekritzelt hatte, ging ich zu Dr. Körber, in seine schöne, stille Parterrewohnung, die an der fast verkehrsfreien, mit Bäumen bestandenen Meineckestrasse lag, querab südlich vom tumultuarischen Kurfürstendamm.

Dort im Vorraum empfing mich Dr. Körber, ein von Sigmund Freuds gewaltigen Ideen begeisterter, zutiefst antisemitischer Wotan. Körber hatte rote Haare und einen feuerroten Bart. Wie Theodor Mommsen hielt er die Juden für ein Ferment der Dekomposition, aber er liebte Freud. Daher musste das kleine Buch, das Heinrich Körber später über Psychoanalyse herausgegeben hat, so merkwürdig blass, farblos, epigonenhaft unbestimmt ausfallen. Mit

schlechtem Gewissen kann man keine grosse Sache zum Siege führen.

Körper führte mich in das Ordinationszimmer. Das war ein grosser Raum im Parterre. Wie die Meineckestrasse auch nach vorn an den Häuserfronten ruhig und „vornehm“ war, ging das Zimmer nach hinten auf einen baumbestandenen und grasbewachsenen Hof hinaus, halb Klosterhof, halb englische Idylle, dicht beim Kurfürstendamm. Das Zimmer war mit mächtigen, tiefen Teppichen belegt, desselbigengleichen mit grossen Couchen. Dazwischen schmiegt sich mächtige Ledersessel. Es war schon nicht mehr die reine Makart-Atmosphäre unseres Salons in Chailly oder bei der Frau Professor Mathilde Schmidt in der Kottbuserstrasse, aber es war doch eine Welt, die sich mit orientalischen Teppichen und mit den entsprechenden tigerhaften Samtpfoten auspolsterte, eine Märchenwelt also, die ich umso misstrauischer betrat, als ich dort meine Erlösung finden sollte.

Ich musste mich auf einer grossen Couch flach auf den Rücken legen. Unter dem Kopf hatte ich ein Kissen mit einer weissen Serviette, die immer wieder gewaschen werden konnte, und Körper sagte mir, ich solle nur ruhig so daliegen und alle Viere von mir strecken, und was mir dabei einfiel?

Zu meiner Ehre darf ich sagen, dass ich bei dieser nunmehr beginnenden Behandlung genau so naiv reagiert habe wie jeder „gesunde“ Neurotiker; obgleich ich überhaupt noch nichts von Freud gelesen hatte, wusste ich schon alles besser. Als mir Körper etwas von Ödipuskomplex, von Mutterfixierung, von der heuristischen Bedeutung der Träume andeutete, auch nur von ferne, lachte ich Hohn in meinem Busen und Zwerchfell.

Wie es sich gehört, quälten wir uns miteinander durch zwei oder drei Stunden hindurch. Bei der Zumutung, mir solle etwas beim Erwachen einfallen, ich sollte wie ein Angler im trüben Wasser eines sogenannten Unbewussten fischen gehen, war ich willens, alle Träume zu vergessen, die ich jemals gehabt hatte und zu beschwören, dass mir

überhaupt nichts einfielen als rein rationale Dinge, wie sie des Homo natus Kantianus würdig seien.

Heinrich Körber lächelte mild dazu. Später hat man mir gesagt, er sei kein guter Analytiker. Tatsächlich hatte er die wohl etwas senile Neigung, sich in schöne Patientinnen wie in meine Schwester Lili und in unsere gemeinsame Freundin Grete Lausch zu verlieben, was natürlich mit einer guten Analyse unvereinbar ist. Da er aber seine homosexuelle Komponente sehr gut aufgelöst hatte, lag bei mir die Sache ganz anders, und mir sind später nur wenige Psychoanalytiker begegnet, von denen ich angenommen hätte, dass sie so gut auf meine tiefsten Intentionen eingegangen wären. Vor allen Dingen verstand und billigte Körber von vornherein, dass ich nicht nur eine „normale“ Heilung, sondern eine überwertige Heilung anstrebte, dass ich also (auf Deutsch gesagt) die Psychoanalyse als Hebel zum Übermenschen missbrauchen wollte.

Dieses Programm billigte er schon nach wenigen Wochen, weil er ja erlebte, wie ich (als sei ich zum orthodoxen Freudianer geradezu erschaffen) das ganze tragische System des Ödipuskomplexes, der Mutterfixierung, der Verleugnung desselben, des sich daraus ergebenden Krampfpatriarchats mit obligater Verdrohnungsangst so gut durchexerzierte, als hätte ich schon Bachofens sämtliche Werke intus gehabt.

Im August 1917 habe ich mich in die Psychoanalyse gestürzt wie in einen neuen Lebensozean. Nach wenigen Wochen waren meine eigenen Hemmungen in die Luft gesprengt, und ich stürmte derart in der Bahn weiter (die dann im April 1923 in „Christi Weltleidenschaft“ einmündete), dass Körber mir die Zügel ganz locker liess, dass er mir sogar dazu verhalf, einige Schüler zu übernehmen, und dass er mir die beiden grossen Vorträge in der Mai- und Junisitzung der Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft in der Charité verschaffte, deren Auszug zuerst in der Zeitschrift von Marcus und Weber, sodann unter dem Titel „Sexualsymbolik“ in meiner „Selbsterlösung“ erschien.

Mit wahrhaft junonischem Ingrimme hatte Frau Staatsrat Franziska Turel erlebt, dass ihr Sohn Adrien einen Teil seiner Erbschaft daran vergeudete, in den Seelenschmutz der Psychoanalyse hinabzutauchen. Als sie dann aber sah, wie ich gleichsam prima vista auf diesem Gebiet als eine Art Genie akzeptiert wurde, war sie wiederum tief enttäuscht zu erleben, dass ich aus dieser meiner Fähigkeit keinen Broterwerb zu entwickeln vermochte. Auch dies gehört zur Bilanz meines scheinbar erfolglosen Lebens.

Zwar habe ich im Laufe der Jahre Dutzenden von Menschen psychoanalytisch geholfen und vermutlich mehreren das Leben gerettet. Selten hat aber ein Psychoanalytiker es wohl fertig bekommen, aus seiner Tätigkeit einen so geringen Gewinn zu ziehen wie ich. Wie ich eigentlich alle meine Bücher nur als Propagandaschriften betrachte, die man ausschleudert, um die Menschen zu einer neuen Lebensstufe der Menschheit zu bekehren, so habe ich zwar, wenn ich eine wohldefinierte Neurose behandle, das Ziel der notwendigen Heilung im Auge, daneben möchte ich aber vor allem aus dem Patienten heraus einen neuen Typus Menschen entwickeln. Jede Behandlung ist mir ein Experiment wie mein eigenes Leben, und bekanntlich verursachen die Laboratorien, in denen experimentiert wird, zunächst nur Unkosten. Sie bringen noch nichts ein.

Nicht anders erschienen mir die Erotik und die Ehe. Irgendwo habe ich gelesen, dass die Liebesintensität und die Phantasie des genialen Mannes für die Frau, die er liebt, besonders beglückend seien. Ich möchte es bezweifeln, auch wenn es sich um einen Goethe handelt, von einem Dante, Beethoven und Aischylos gar nicht zu reden. In meiner Gedichtsammlung „Weltleidenschaft“ steht das frühe Gedicht: „Der Schlaf des Anderselbst“:

Denn von dem Hochmut meiner Schöpfungstage
War es Erlösung, Herrin,
In deinen Diensten nächtens auszuruhn ...
Ich halte, wenn ich schlafe,
Die Nacht umklammert,

Die Nacht bei ihren schönen
Und mondenblassen Schenkeln
Und zeug mit ihr der wundervollen Kinder ohne
Zahl ...
Wie Sterne zeug ich Kinder mit der lieben Nacht ...

Diese Verse zeugen vielleicht von einem feurigen Gemüt, aber es dürfte sogar für einen höheren Beamten schwer werden, eine solche Schar von Kindern ordnungsmässig und standesgemäss in seinem Einfamilienhaus aufzuziehen. Auch ist es zutiefst kennzeichnend, wie in den ersten Versen die betreffende Herrin oder Madonna zwar fast als Erlöserin gepriesen wird, als sei ich ein Troubadour, aber doch etwas wie ein Vorwurf durchklingt, als sei die Erotik nur ein Herabsteigen von dem „Hochmut meiner Schöpfer-tage“.

Wenn ich es immer als Verrat an meinem Werk empfunden habe, meine Arbeit zum normalen Lebenserwerb zu gebrauchen, so hängt das aufs tiefste mit der Tatsache zusammen, dass ich, auch in Frauen verliebt und freudig bereit, mit ihnen eine ganze Palette von Kindern zu erzeugen*, um das Geldverdienen aber, welches in der bürgerlichen Welt unbedingt dazugehört, herumging wie der Eisbär um den gefrorenen Fettklumpen, in welchem ein zusammengebogener Dolch aus Robbenbein verborgen ist.

Mit diesem tiefen Misstrauen gegen die Ehe stand ich nicht allein, denn als im Sommer 1923, kurze Zeit nachdem ich im April „Christi Weltleidenschaft“ hinausgeschleudert hatte, ruchbar wurde, dass ich eine Pensionärin der Frau Staatsrat Franziska Turel, ein Fräulein Margarethe Kallmeyer (aus Charkow gebürtig und sieben Jahre jünger als ich) heimzuführen gedächte, drückte sich eine hochinteressante Baisse in den welthistorischen Aktien des Herrn Adrien Turel aus. Wenn meine Freunde sagten: „Der Turel

* Ich verweise auf das Gedicht: „Rhea fächert sich in ihren Kindern auf“ (Weltleidenschaft, S. 62).

heiratet“, so klang deutlich der Unterton mit: „Man kann ihn jetzt getrost abschreiben. Er hat in den Ehehafen heimgefunden, so wie es bei Schiller heisst:

In den Ozean schiff mit tausend Masten der Jüngling,
Still mit Veronika Kahn kehrt in den Hafen der Greis.“

Insofern traf diese Diagnose und Prognose meiner Eheschliessung ganz und gar nicht zu, als meine Frau bettelarm war, entsprechend der Tatsache, dass mich frühere donjuaneske Verhältnisse zu steinreichen Mädchen immer nur Geld gekostet haben. Auch zum Zuhälter, zur Drohne, zum Eheparasiten muss man geboren sein.

Richtig ist aber, dass ich mich zur Eheschliessung erst im Sommer 1923 entschlossen habe, nachdem ich „Christi Weltleidenschaft“ geschrieben habe, und weil ich mich nunmehr stark genug fühlte, jede Ehe als unscheidbar zu betrachten, jeden Ehekontrakt als Mausefalle aber zersprengen zu können, wie Breitbart im Zirkus seine Fesseln zersprengte.

Schon sehr früh, um 1907, als ich mich noch mit dem Problem des Bühnendramas als Tragödie, als Lustspiel und als Opernlibretto herumschlug**, ist mir aufgefallen, dass beim Lustspiel das happy end der Eheschliessung genau da steht, wo in der Tragödie die Liebesdioskuren Romeo und Julia in ein gemeinsames Grab gebettet werden. Darin spiegelt sich bei den grossen Dichtern die tiefe Zweideutigkeit aller Ehen- und Dioskurenverbindungen. Wenn zwei Menschen sich assoziieren, nehmen sie ein ungeheures Risiko auf sich, denn dann muss sich erweisen, ob sie sich potenzieren ($8^2 = 64$) oder ob sie sich radizieren ($\sqrt[4]{64} = 8$).

** Deshalb habe ich im „Mantel der Welt“ auf S. 90 den „Gesang der Sklavinnen“ in der ursprünglichen, als Tragödienchor oder Operntext gedachten Fassung aufgenommen.

Warum ich kein Deutscher und auch kein deutscher Revolutionär werden konnte

Sage mir, worauf du stolz bist, und ich werde dir deine Grenzen sagen. Selbst grunddeutsche und stockdeutsche Menschen wie Paul de Lagarde haben die Sedanfeier verurteilt, mit der die Reichsdeutschen noch dreissig und vierzig Jahre nach der Niederlage Napoleon III. die Franzosen zu kränken liebten. Immerwieder hat man in meinen Deutschlandjahren behauptet, ich sei im Grunde ein französischer Chauvinist und ein Deutschenfeind gewesen wie mein Vater. Das ist eine Verkennung und fast eine Verleumdung. Ein Mensch, der zur deutschen Sprache eine so urwüchsige Beziehung hat wie ich, kann unmöglich ein Deutschenfresser sein. Im Kapitel: „Warum ich kein Dichter im Sinne Rainer Maria Rilkes und Hugo v. Hofmannsthals werden können“ habe ich schon meine literarische Beziehung zur deutschen Dichtung charakterisiert, aber darüber hinaus war die Sprache bis zum Nuklearzeitalter auch das entscheidende Symbol und Instrument des politischen Willens, und darum war meine Beziehung zur deutschen Sprache unvereinbar mit Deutschlandfeindschaft. In meinen „Pseudoheraklitischen Fragmenten“ steht:

„In der Sprache meiner Jonier ist viel geschwätzt und gelogen worden. Aber diese Sprache, aus der ich meine Welt gemeisselt habe, wird immer eine Weltsprache sein.“

In meinen Skizzen, die insgesamt als „Wüsterlei“ bezeichnet sind, finde ich die Verse:

Urworte schuf ich mir
 Wie man Gestalten zwischen Fingern knetet;
 So wie das Kind
 Sich neue Götter aus dem Nichts erbetet.

Im „Mantel der Welt“ steht das Gedicht „Heimkehr“:

Und diese Verse schrieb ich wie mich selbst.
So wie die Bäume wachsen, schrieb ich's hin.
Mein jedes Denken rüttelt an der Welt,
So wie der Sauerteig das Brot zerbläst
Und treibt den trägen Stoff in Kuppeln und
In Wipfeln auf.

Und diese Verse schrieb ich wie mich selbst.

Alles dies bezog sich zunächst immer nur auf die deutsche Sprache als Gefäß und Ausdruckstoff einer Kultur. Für mich war Deutschland welthistorisch gekennzeichnet durch drei Gruppen von Menschen:

Luther, Goethe, Schiller, Hölderlin, Hegel, (Bachofen) Marx, Engels, Nietzsche, Freud, Einstein.

Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert (leider auch Richard Wagner), Schönberg.

Leibniz, Gauss, Riemann, Felix Klein, David Hilbert, Hermann Minkowski, das heisst im wesentlichen die Göttinger Schule, die ich als philosophisch ebenso wichtig empfand wie abseits auch die Mengenlehre von Georg Cantor.

Eine Bevölkerungsgruppe, eine Sprach- und Kulturgruppe, die diese drei Kategorien von grossen Geistern hervorgebracht hat, kann aus der Stufung der Menschheitsentwicklung ebensowenig wieder ausgemerzt werden wie die Griechen oder die Römer. Freilich haben die Deutschen nur ausnahmsweise ebenbürtige politische Führer hervorgebracht, und die deutschen Imperialisten nach Bismarck, die zu Unrecht als seine Nachfolger bezeichnet werden, haben alles getan, was in ihrem Vermögen oder Unvermögen lag, um diese stufenbildende Bedeutsamkeit Deutschlands in der Menschheitskultur wieder rückgängig zu machen.

Dazu gehörte auch die alberne und ärgerniserregende Sedanfeier. Denn wenn man jahrzehntelang über einen so zweischneidigen, gleichsam provinziellen Erfolg jubelt,

verrät man lediglich, dass man tellurischen Problemen niemals gewachsen sein wird. Wenn man mich fragen sollte, was das schädlichste Laster am politischen Menschen sei, so würde ich sagen: „Die Schadenfreude“. Jeder Historiker, der etwas von Militärgeschichte versteht, muss wissen, dass nach den Anfangskatastrophen der französischen Heere, die zur Einkreisung Bazaines in Metz führten, sowohl Napoléon le Petit als auch Maréchal MacMahon sehr wohl empfanden, dass sie sich nun auf die Seine, womöglich auf die Loire hätten zurückziehen müssen, um von dort aus, ähnlich wie Carnot zur Zeit der französischen Revolution, die levée en masse zu proklamieren, und dass dann Bismarck-Moltke nicht imstande gewesen wären, sie zu besiegen, ohne dadurch revolutionäre Kräfte zu entfesseln, die sie selbst zu scheuen hatten. Auch England, das zu Beginn des Krieges Napoleon III. eigentlich mehr fürchtete als die Preussen, hätte sich nicht mehr desinteressieren können. Desgleichen Beust in Österreich nicht.

Napoleon III. und der katholisch konservative MacMahon empfanden dergleichen sehr wohl, aber sie konnten aus ihrer „imperialen“ Position heraus der Pariser Commune vom Frühling 1871 ihre Rolle nicht vorwegnehmen, und so mussten sie aus Angst vor der Pariser Bevölkerung an die belgische Grenze flüchten, ähnlich wie später Bourbaki an die Jura-Grenze. MacMahon und Napoleon III. müssen zum mindesten gehatet haben, dass sie dabei in eine Mausefalle gingen, aber die Haft bei Bismarck war doch weniger gefährlich als die Heimkehr nach Paris. Bekanntlich ist Napoleon III. vor der Kapitulation von Sedan ganz allein und demonstrativ in einer Häuserbresche in die Feuerlinie vorgeritten. Damals gab es schon recht gute Fernstecher, und man könnte sich vorstellen, dass die betreffenden deutschen Batterien strengen Befehl bekamen, auf den einsamen Reiter nicht zu schießen, der dort drüben in der Häuserlücke stand. Immerhin konnte dann Napoleon, (ähnlich wie François I. nach der Katastrophe von Pavia) an König Wilhelm von Preussen den berühmte Brief schreiben: „N'ayant pas pu mourir au

milieu de mes troupes, je remets mon épée entre les mains de Votre Majesté.“

Wilhelm von Preussen, Bismarck und Moltke waren diesem Theaterspiel alter Diplomatie vollkommen gewachsen. Sie „kollaborierten“ mit der geschlagenen französischen Armee, soweit es nötig war, um ihr zum Sieg über die drohende Revolution zu verhelfen, und sie gaben sich nolens volens mit einem halben Sieg zufrieden, der durch die Annexion von Elsass-Lothringen und später durch die kleinliche Sedanfeier gleichsam künstlich zu einem blossen Waffenstillstand gemindert wurde.

Diese meine Gedankengänge sind gewiss nicht diejenigen eines Paul Déroulède oder Georges Clemenceau. Dennoch blieben mir in der Gesangsstunde und in der Aula die Töne von „Heil dir im Siegerkranz“ und von „Deutschland, Deutschland über alles“ in der Kehle stecken, und ich bekam eine Art von Erstickungsanfällen. Daher versuchte ich, mich vom Gesangsunterricht dispensieren zu lassen. Aber offenbar war ich in solchem Grade unmusikalisch, dass ich bei der Probe aus Versehen ganz richtig sang, so dass Musikdirektor Wiedermann mich verspottete: „Das sind alles nur faule Ausreden! Du hast sogar eine ganz gute Stimme. Marsch mit dir in die Gesangsklasse!“

Bei meinen Kameraden in meiner Klasse und in der ganzen Schule war eine solche innere Aufsässigkeit gegen das wilhelminische System völlig undenkbar, obgleich sich darunter etliche Proletarietkinder befanden. Alle diese Menschen waren entschlossen, sich dem historischen Schicksal, dem Stromgefälle des Nach-Bismarckdeutschland hinzugeben. Majestät wussten es besser, auch in den Augen der Sozialdemokraten.

Es ist das Entscheidende an meinem Verhältnis zu Deutschland seit 1900, dass es sich nur immer im tiefsten Sinne dialektisch gestalten konnte. Schon in meinem ersten Kapitel habe ich geschildert, wie wir drei Turelschen Kinder in den gewaltigen Betrieb der soeben heranreifenden Weltstadt Berlin hineinstapften, scheinbar wie Mücken oder wie Bienchen in einen übermächtigen Saugtrichter einge-

sogen. Aber schon durch die weitgehend französische Bildung, die unser Vater mir vermittelt hatte, besass ich einen Hebelpunkt jenseits der deutschen Grenzen. Ich sah Deutschland von vornherein nur als den Teil eines Mosaiks, niemals als ein Ganzes und Absolutes, dem man alles unterordnen und opfern musste.

Wenn man mich zur Rede stellt, wie ich es verantworten wolle, dass ich von 1900, richtiger gesagt, vom Tode meines Vaters am 5. Dezember 1904 ab immer nur als ein „raté“ den Möglichkeiten und dem Risiko eines Erfolges in Deutschland ausgewichen bin, so antworte ich ohne jede Reue über „verlorene Jugendjahre“, dass ich die Erfolgsmöglichkeiten im wilhelminischen Zeitalter immer nur mit tiefstem Misstrauen und mit ausgesprochener Feindseligkeit als Mausefalle empfunden habe, als kompromittierend, und dass ich es darauf habe ankommen lassen, es werde sich dieses im Tiefsten unechte System durch seine eigenen Sünden selbst widerlegen. In jedem Punkte und in jedem Teile hat mir der reale Geschichtsablauf vollkommen rechtgegeben.

Was mir vorschwebte, war kein buddhistischer Lebensverzicht, vielmehr ein schöpferisches Aufbäumen gegen den Todeszug des untergehenden Lebens. In diesem Sinne ist der Buchtitel „Bilanz eines erfolglosen Lebens“ cum grano salis zu verstehen, ja als Ironie.

Im I. Kapitel habe ich versucht, die wunderlich diabolisch-romantische Gestalt des Herrn Professor Dr. Franz Anders zu ehren, insofern er mir den Zugang zur deutschen Romantik, zur deutschen Hochliteratur und zur Weltliteratur im Sinne eines Herder und Goethe geöffnet hat, aber Professor Anders hat mir gegenüber eine Doppelrolle gespielt, die einem weniger selbständigen Geiste leicht zum Verhängnis hätte werden können. Er hat nämlich versucht, mich zum Nationalsozialismus *avant la lettre* zu bekehren.

Mit fast rührender Naivität erklärte er mir, für einen so begabten Menschen sei es Ehrensache, germanoman und deutsch-patriotisch zu empfinden. Interessant ist hierbei,

dass er den Namen Friedrich Nietzsches mir gegenüber niemals erwähnte. Das ist deshalb wichtig, weil heute nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches der Nachweis versucht wird, als habe Friedrich Nietzsche dem Nationalsozialismus die Wege geebnet. Dies konnte überhaupt nur versucht werden, weil Nietzsche um 1890 geistig zusammengebrochen und 1900 im verhältnismässig jungen Alter von sechsundfünfzig Jahren gestorben war. Nur dadurch wurde es möglich, gewisse Mängel seiner Lehre herauszuarbeiten und sein Gesamtwerk zu missbrauchen. Etwas ganz Ähnliches war mit dem doch gewiss nicht nationalsozialistisch gearteten Dante Alighieri geschehen, den man während des Kulturkampfes vor allen Dingen als eine Art von Protestant, Gegner des Vatikan, und als Anhänger des deutschen Kaisergedankens auf den Schild erhob. Kein grosser geistiger Bahnbrecher kann nach seinem Tode eine solche Umlenkung seines historischen Willens verhindern.

Anders gab mir nur Bücher des rassentheoretisch dilettierenden französischen Grafen Gobineau, Romane und Dichtungen von Felix Dahn und vor allem die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ des famosen Houston Stewart Chamberlain, sowie den spätesten und todmüden Richard Wagner. Aber weil der im Grunde überaus faire und gutmütige Professor Anders mich ganz ernst nahm und langer Diskussionen würdigte, hat sich sein Schüler Adrien Turel gerade im Kampf mit dieser Literatur zu einer Grundauffassung der Geschichte durcharbeiten können, die für Anders natürlich eine tiefe Enttäuschung bedeuten musste.

Wie Colerus für die Mathematik, wie Backfische für Tenöre, schwärmte auch der antisemitische Edda-Rhapsode Professor Anders ganz besonders für den grossen semitiko-barkidischen Feldherrn Hannibal. Während er sonst seinen überaus naiven Antisemitismus gar nicht verhehlte, stand er beim blossen Namen des Hamilkar Barkas oder gar des Hannibal gleichsam auf seinem Katheder auf, nahm kerzengerade Haltung an und wiederholte die Bezeichnung

Mommsens in seiner „Römischen Geschichte“, der von Hannibal als vom „hohen Manne“ spricht.

Im Gegensatz zum Geschichtsunterricht, der in lauter Beschreibungen von Schlachtensiegen gipfelte, habe ich von jeher die Kriegstechnik auch der grössten Feldherren aufs schärfste kritisiert, und mir fiel ihre Erfolglosigkeit und Widersinnigkeit allerorten auf. Hierbei hat mir Anders, ohne es zu wollen (sit venia verbo) die nützlichsten Hebamendienste geleistet. Er war ein herzensguter Kerl, und wenn er aus Goethes Gedicht „Ilmenau“ die Verse deklamierte:

Ich brachte reines Feuer vom Altar.
Was ich entzündet, war nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr.
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

konnten ihm die hellen Tränen über die Wangen laufen. Aber wenn er dann aus der Edda die Verse zitierte:

Nichts bot er ihm
Als Sturmessausen,
Graue Speere
Und Odins Zorn

so verwandelte er sich in einen Tiger, und aus dem Nibelungenlied, aus dem „Chanson de Roland“, aus dem serbischen Epos von der Schlacht auf dem Amselfeld, aus dem Ossian, erwuchs ihm eine Art von todesfreudigem Heldenrausch, den er unglückseligerweise auch auf solche ausgesprochene Kriegstechniker wie Epaminondas oder den Marschall Helmut v. Moltke übertrug. Bei all meiner Zuneigung für Anders kam mir dies rührend komisch vor, denn obgleich ich ein Rauschmensch zu sein scheine, bin ich und war ich schon in meiner Jugend bei Betrachtung der Politik als einer Technik, die einen positiven Erfolg zu zeitigen hat, von geradezu profunder Nüchternheit beseelt. Damals konnte ich mich noch nicht so präzise

ausdrücken wie heute, aber gerade weil die Militärs immer so extrem betonen, dass man äusserste Gewalt anwenden müsse, um im „Leben“ den Sieg davonzutragen und Erfolg zu haben, fiel mir auf, dass die grössten Feldherren nach glänzenden Schlachtensiegen mit dem eklatantesten Misserfolg und mit einem selbstmörderischen Debakel zu enden pflegten. Nach langen und hochinteressanten Debatten mit diesem unverbesserlichen Romantiker auf dem Gymnasialkathedr gelangte ich ungefähr zur folgenden Konzeption: Heissgeliebt vom Volk und zutiefst geehrt in der Tradition der Völker werden diejenigen Feldherrn, die wie Hannibal, Epaminodas, Friedrich der Grosse und Napoleon in titanischem Aufbegehren die Waffengewalt missbrauchen, um soziologisch rückständige und schlecht organisierte Staaten zum Siege gegen überlegene Mächte zu führen. Durch Übrumpelung erzielen sie glorreiche Siege und enden in einer Art von Selbstvernichtung, die man religiös als Sühne empfindet.

Auf diese Weise ist der Unterricht am Leibniz-Gymnasium, so kaiserfromm er auch erteilt werden musste, für mein historisches Weltbild erstaunlich fruchtbar geworden. Ebenso wichtig war aber meine Beziehung zu meinen Mitschülern. Vom Mariannenplatz ging die Waldemarstrasse nach dem Berliner Osten. Sie wimmelte von Zille-schen Arbeiterkindern. Dementsprechend war die Schülerschaft am Leibniz gemischt aus Söhnen von Arbeitern, Kleinhandwerkern, Portiers und ganz anderen Elementen, deren Eltern im Westen von Berlin wohnten und von denen ich eigentlich nicht recht weiss, weshalb sie bis zu unserem so wenig feudalen Leibniz-Gymnasium hinauspilgerten, um hier an den Brüsten der Wissenschaft und Bildung zu saugen.

In der Sexta war ich, wenn ich mich recht besinnen kann, Zweiter hinter Egon Löwenstern. In der Quinta machte mich Professor Anders sogar zum Primus, aber vielleicht nur, weil er als Antisemit keinen Juden als Leader seiner Klasse haben wollte. Mit der Pubertät, also 1905, 1906, in der Tertia war es dann mit der Primus-Herrlichkeit

gründlich zu Ende. In Deutsch, Geschichte, auch Religion, die ich als Geschichte auffasste, selbstverständlich im Französischen, war ich nach wie vor bei weitem der Beste, in Mathematik dagegen unter aller Kanone, auch in Latein und Griechisch, so weit es die Grammatik betraf. Dass ich vorzüglich ins Deutsche übersetzte, nützte mir so gut wie gar nichts, da die anderen einfach aus der Klatsche abschrieben, was ich als Einhändiger nicht vermocht hätte, auch wenn ich darauf angewiesen gewesen wäre. Nur Verse behielt ich spielend leicht auswendig. Auch las ich den Caesar, den Xenophon, Thukydides, Sallust, Tacitus überhaupt nur wegen des kriegsgeschichtlichen und historischen Inhalts und griff daher lieber zu Übersetzungen.

In der Tertia und Untersekunda war unser Primus Ernst Bauer, der Sohn des Rektors einer Realschule in der Mariannenstrasse. Wir waren gute Freunde. Schon lange vor seiner Todeskrankheit war der Junge ein fast durchsichtiges Porzellanfigürchen, dabei ein Wunder von einem Schüler. Lauter Einser, in allen Fächern, wobei er gar nicht besonders fleissig war, auch kein Streber. Alles fiel ihm spielend zu. Da ich nicht wusste, wie selten solche Superschüler im späteren Leben Entsprechendes leisten, betrachtete ich ihn neidlos als völlig überlegen. Dann, eines Tages erkrankte er an Gelenkrheumatismus, lag im Bett ohne Atem, wie ein ganz zartes, blasses Mädchen, und starb dahin. Er verging wie ein Morgennebel. Ich nahm mir die Sache ziemlich zu Herzen, obgleich ich damals schon eine andere Freundschaft hatte, die ich allerdings weit dioskurischer, grossartiger und bedeutsamer auffasste als mein Freund Rudolf Bergemann. Er war ein ausgesprochen schön gebauter Junge, der mir das Müllern beibrachte, weil wir beide die Behäbigkeit und Schwerfälligkeit der bürgerlichen Notorietäten tief verachteten. Eigentümlicherweise hatte ich schon als Junge die Gewohnheit, Vornamen nur als eine Art Beschimpfung zu benutzen. So nannte ich meinen Dioskuren „Berge“, niemals aber bei seinem Vornamen Rudolf oder Rudi. Bei schlanker Gestalt besass er geradezu erstaunliche Kräfte. Später als Assessor

war er ein brillanter Fechter und unermüdlicher Poussierstengel. Mit seinem Genius war es aber nicht weit her, und während ich ihm physisch gänzlich unterlegen war, sah ich, moralisch gleichsam, souverän auf ihn herab.

Eines Tages gingen wir zusammen nach Hause. Dabei sagte ich ihm, dass meine Lähmung mich geradezu deklassiere, man müsse nämlich die Menschen verhauen können. Er antwortete: „Aber, aber, wir leben doch in einem Rechtsstaat!“ Das mochte ihm so vorkommen, da sein Vater in der Dresdner- und in der Reichenberger-Strasse glücklicher Besitzer von zwei oder drei Berliner Mietshäusern war. Ich aber nahm ihn seit diesem Ausspruch nicht mehr ganz für voll, denn ein Mensch, der sich der Illusion hingab, wir lebten in einem Rechtsstaat, erschien mir, wenn ich so sagen darf, geistig als nicht satisfaktionsfähig. Seit meiner Krankheit, wo man (wenigstens in meiner Vorstellung) meinen Vater durch lauter Prozesse um sein Vermögen gebracht hatte, erschien mir das ganze Gerichtswesen nur als ein Werkzeug, um den armen und wahrhaft tugendsamen Leuten ihr Geld wegzunehmen.

Überhaupt waren mir meine Mitschüler auf dem Leibniz viel zu staatsfromm und gar nicht sympathisch. Wir hatten da einen gewissen Engel, Sohn massiv wohlhabender Eltern in Berlin WW, selbst plump und zynisch, geistlos und ohne Charme. Einmal liefen wir in der Turnstunde um die Wette über hundert Meter, fünfzig Meter hin bis zur Brandmauer, dann mussten wir abstossen und fünfzig Meter zurück. Engel lief in meiner Serie, ich zog ihm einfach davon und hatte bei der Brandmauer schon drei Meter Vorsprung. Wie ich abstosse, macht er, nicht faul, auch einfach kehrt und hatte somit drei Meter Vorsprung. Er war aber derart träge und schwerfällig, dass ich ihn am Ziel noch glatt überholte. Da man zudem kein vernünftiges Wort mit ihm sprechen konnte, hatte ich für ihn nichts als die tiefste Verachtung. Umso bezeichnender ist der folgende Vorfall:

Eine Reihe von unseren „arischen“ Schnöseln, darunter

ein gewisser Nehlsen, von dem man ehrfürchtig raunte, er habe sich schon die Syphilis geholt, kam auf den Gedanken, den guten Engel aufzuputschen. Sie brachten ihn dazu, vor der Stunde des Oberlehrer Zeck einen Nagel in dessen Stuhl zu stecken. Am Ende der Pause bekam Engel Angst vor der eigenen Courage und wollte von den hinteren Bänken durch den Gang zum Katheder rennen, aber Nehlsen stellte ihm ein Bein, so dass er lang hinschlug, und im gleichen Augenblick kam Zeck herein, ungewöhnlich früh, ging zum Katheder und setzte sich. Die ganze Klasse spannte. Er aber zuckte mit keiner Wimper, und scheinbar verlief die Stunde ganz normal. Beim Läuten aber sagte Zeck, wir hätten drinzubleiben und seine Rückkunft abzuwarten. Ein oder zwei Minuten später kam er zusammen mit dem Direktor Dr. Maximilian Koch wieder herein, und der Direktor verlangte mit schneidender Stimme, dass der Betreffende sich melden solle. Alles blieb mucksstill. Dann aber begann Koch, uns zu verhöhren, und nun merkte ich mit einer Art von Ekel, wie Nehlsen und seine Kumpane anfangen, so auszusagen, dass der Verdacht indirekt auf Engel gelenkt wurde. Nach einer Viertelstunde etwa unterbrach „Maxe“ das Verhör und ging mit Zeck hinaus. Von der Tür aus verlangte er noch einmal mit aller Schärfe, der Schuldige solle sich bei ihm melden. Ich wurde wütend, weil ich Nehlsen und Konsorten feixen sah, voller Wonne, dass dem Halbidioten Engel das Consilium abeundi sicher sei. So bestieg ich denn das Katheder und erklärte, unser ganzes Verhalten sei unmöglich. Engel sei ein saudummer Trottel, ausserdem entsetzlich feige. Er hätte sich nie zu dieser Tat ungeheuerlicher Hybris verstiegen, wenn man ihn nicht verführt hätte. Es sei Ehrensache, solidarisch mit ihm zu sein, weil wir die Schuld hätten. Zudem sei es auch das Klügste. Er als einzig Schuldiger werde fliegen, während die ganze Klasse einfach eine Stunde Klassenarrest bekommen würde.

Da auch Bergemann mein Votum unterstützte, drangen wir durch, und es wurde beschlossen, die ganze Klasse werde in corpore zum Direktor gehen und die Verantwortung auf

sich nehmen. Wir brachen auf, ich, Bergemann und Engel dem Zug voran, die anderen hinterher. Da bemerkte ich, wie sich alles hinter uns verkrümelte. Als wir an das Direktorzimmer gelangten, waren wir drei allein auf weiter Flur. Ich klopfte an. Drinnen stand Koch im Gespräch mit Zeck.

Das Wort ergreifend, sagte ich, wir hätten beschlossen, gemeinsam für den Unfug zu haften. Engel sei entsetzlich dumm. Ganz andere Jungen hätten ihn angestiftet. Im letzten Augenblick habe er auch bereut und den Nagel herausnehmen wollen, sei aber unglückseligerweise gestolpert. Das entlaste ihn doch wohl etwas.

„Vielleicht“, meinte der Direktor eisig, „vielleicht entlastet das den Engel. Umsomehr belastet es aber die übrige Klasse.“

Er versuchte, mich mit seinem Blick zu vernichten, aber ich glaubte zu spüren, dass mein ganzes Verhalten ihm nicht einmal so sehr unsympathisch war. Es kam dann, wie ich vorhergesagt hatte. Die ganze Klasse musste zwei Stunden absitzen, und damit war die Sache erledigt. Erledigt war aber auch mein Verhältnis zu meinen Mitschülern, und sie kamen mir alle wie feige Streber vor, auch wenn sie später schlagenden Verbindungen beitraten. Auch Heinrich Manns „Untertan“ ist ja ein schlagender Corpsstudent. Ich war tief überzeugt, dass man mit einem solchen Menschenschlag keine wirklich grosse Politik machen könne, geschweige denn eine Revolution.

Überhaupt hat sich damals bei mir schon jene bereits angedeutete dialektische Umkehrung meines Verhältnisses zum wilhelminischen Imperium vollzogen. 1900 war ich mit meinen beiden Geschwistern als kleine Landpomeranze in die Weltstadt Berlin eingezogen, und wie zu den vierstöckigen Häusern und zu Hochbahnen hatte ich zum Machtgebäude des Bismarck-Reiches emporgestaunt. Vielleicht war aber inzwischen etwas von einer russischen Urseele in mir erwacht, denn obgleich arm, verkrüppelt und einsam, sah ich ihm Grunde auf den preussischen Machtstaat als auf eine schon wieder provinzielle und die

eigene Grösse überschätzende Angelegenheit hinab. Während sich das englische Imperium, die Vereinigten Staaten und Russland planetarisch entfalteten, Europa einkreisend, vertrieben sich die Deutschen die historische Zeit damit, die Erwerbung von Elsass-Lothringen zu überschätzen und unentwegt die Niederlage so drittrangiger Feldherren wie Bazaine und MacMahon zu feiern, als sei die deutsche Armee für alle Zeiten die erste Armee der Welt, weil sie die französische Armee geschlagen hatte. Wenn man den Sieg über die Franzosen als Masstab künftiger Weltmacht betrachten wollte, hätte man nicht zugleich die Franzosen so ostentativ verachten dürfen. Logik und Konsequenz sind durchaus keine zu verachtenden Dinge, auch nicht für den Feldherrn und für die politische Führung grosser Völker.

Die Kottbuserstrasse grenzte an Rixdorf (das spätere Neukölln), also an eine ausgesprochen proletarische Gegend. Im selben Masse nun, wie ich daran verzweifelte, meine innere Krise dichterisch lösen zu können, verzweifelte ich an der gebildeten Bourgeoisie und fing an mit den Sozialdemokraten unseres Quartiers zu fraternisieren. Sie rieten mir aber, zunächst nicht der Partei beizutreten, das würde den Herrschaften am Leibniz-Gymnasium nur einen Vorwand liefern, mich hinauszutun.

Endlich, endlich, am 12. März 1912, erhielt ich das Zeugnis der Reife und wurde von der Prüfungskommission mit den besten Hoffnungen und Segenswünschen für mein ferneres Wohl entlassen, um Jura zu studieren. Ich glaube, dass ich Jura nur angegeben hatte, weil auch Heine und Goethe Juristen gewesen waren, und zwar miserable. Dergleichen geschieht bei Menschen mit so ausgesprochener innerer Berufung zu einer Tätigkeit, die keinen Beruf bedeutet, nur *pro forma* und *ut aliquid fieri videatur*. Später haben meine Onkel und Tanten mir dann heftig zugeredet, ich solle Theologie studieren und Pastor werden, ganz einfach, weil meine Schwester Lili in erster Ehe in eine hochvermögende Theologenfamilie hineingeheiratet hatte. Sie musste sich aber so schnell wieder scheiden lassen, dass

wir längst wieder mit jener Sippe verfeindet gewesen wären, wenn ich inzwischen mein Theologieexamen bestanden hätte.

Indes, so kalkulierte man damals. Man setzte sich hin und studierte die Statistik von Angebot und Nachfrage für Ärzte, Theologen, Philologen, Juristen, Mathematiker und so weiter. Stellte man fest, dass nach der Statistik in drei oder vier Jahren die Pfarrer sehr rar und daher gefragt sein würden, so studierte man eben Theologie. Mit dem lieben Gott hatte das sehr wenig zu tun.

Wie wenig ich zum Pfarrer prädestiniert war, geht schon daraus hervor, dass ich gleich nach meinem Abiturium Anschluss an die sozialdemokratische Partei nahm, meinem Temperament entsprechend, mit der Illusion, einer revolutionären Bewegung beizutreten, für die man eventuell zum Märtyrer werden müsste. Die Enttäuschung war dementsprechend niederschmetternd. Gleich beim ersten Zahlabend bekam ich ein nur allzu getreues Bild der Partei, die sich bereits wieder so vernünftig und verwaltungstüchtig benahm, als hätte sie ihre siegreiche Revolution schon hinter sich. Freilich ist es das Problem jener grossen Revolution, dass man zur Durchkämpfung ihrer Krise Bakuninsche Persönlichkeiten braucht, die dann, sobald die Verwaltungsarbeit des neuen Systems einsetzen muss, unentwegt weitertoben, so dass man froh sein muss, wenn man sie nicht zu erschiessen braucht. Dies gilt für die Zeit „nachher“, aber jede revolutionäre Partei verübt Selbstmord, die diese Bakuninschen oder Robespierreschen Figuren schon köpft oder pensioniert, bevor die Revolution durchgekämpft ist. Diese Art von Selbstmord hat trotz des verzweifelten Widerstandes von Friedrich Engels und einigen anderen die ursprünglich doch marxistische Sozialdemokratie in Deutschland an sich vollzogen. Vom Standpunkt eines preussischen Regierungspräsidenten war dieser Vorgang, der sogenannte Reformismus, kaum wahrzunehmen, denn bei der Sozialdemokratie vollzog sich diese Metamorphose zur Altersmilde und zur Greisenweisheit unter der pompösen Drapierung schein-

marxistischer Phrasen eines Kautsky und Dietzgen, die im Grunde nichts anderes bedeutete als die Verpuppung, in deren Schutz sich die Partei Wilhelm Liebknechts und des jungen August Bebel zur kaisertreuen Sozialdemokratie Südekums und Eberts mutierte.

In diesen Zusammenhängen ist mir mein erster Zahlabend unvergesslich geblieben. Dass der Raum kahl und muffig war, graublau angestrichen wie in einer Kaserne oder einem Gefängnis, hätte nichts geschadet. Denn jeder revolutionär eingestellte Mensch ist ja, fast im Übermass, von der Vorstellung beherrscht, sein Leben werde sich nunmehr in der Illegalität, das heißt gerade in einer solchen komfortfreien und zuchthausmässigen Ambiance abspielen, bestenfalls im Dachstübchen. Umso weniger aber passten in diesen „illegalen“ Rahmen die biederherzigen Spiesser, die da zusammengekommen waren. Einer von den Genossen hatte, wie üblich, ein Referat zu halten. Der gute Mann war überhaupt nicht präpariert und watschelte wie in Pantoffeln durch irgend ein ihm völlig gleichgültiges Thema, das von einem Redaktor der „Gartenlaube“ vermutlich virtuoser und feuriger abgehandelt worden wäre. Es war so arg, dass der Vorsitzende unseres Bezirkes den Mann anpiffte wie einen Rekruten, der seinen Rock nicht richtig zugeknöpft hat. Er sagte ihm, das nächste Mal solle er sich gefälligst besser vorbereiten. Soviel ich bemerkte, war den anderen gar nichts aufgefallen, denn sie hörten nicht eigentlich zu. Sie brüteten inniglich über der Gärung der eigenen Eingeweide.

Fast ebenso stand es mit der ganzen Partei in ganz Berlin und im ganzen Reiche mitsamt Österreich und auch der westeuropäischen Sozialdemokratie. Um Parteimitglieder einzufangen, hatte man den marxistischen Sozialismus so lange als unverfänglich dargestellt, bis er darüber wirklich ganz „unschuldig“ geworden war. Mir ist in jenen Jahren niemals ein sozialistischer Prominenter zu Gesicht gekommen, dem ich Böseres, Ärgeres zugetraut hätte als einem liberal gesonnenen, kritisch eingestellten königlich-preussischen Universitätsprofessor. Sobald ich bei irgend

einer Sitzung oder Tagung, bei irgend einem Streitgespräch mit meinen Konzeptionen dazwischen fuhr, bekam ich einen nicht mal so sehr gelinden Nasenstüber. Ich hörte immer wieder gleichsam die Zurechtweisung des Dr. Engel vom „Berliner Tageblatt“: „Lieber Herr Turel, in der ersten Zeit würden Sie doch wohl als ein Lernender zu betrachten sein!“

Bei der Berliner Sozialdemokratie, wie sie hernach beim ersten Weltkrieg überhaupt nicht vorhanden gewesen ist, wäre ich immerdar ein „Lernender“ geblieben, das heisst ein Mitarbeiter, dem man gestattet, sich mitzukompromittieren, ohne dass man ihm erlaubt, auch nur zu helfen. Da ich überdeutlich erkannte, dass trotz des Spruches: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ diese deutschen (geradezu teutschen) Sozialdemokraten über ihre französischen, belgischen, italienischen „Genossen“ ebenso dachten wie ein preussischer Unteroffizier über die französische Armee, trat ich schon nach einigen Monaten, also im Herbst 1912, wieder aus der Partei meines Bezirkes aus. Mehrmals kamen noch Genossen zu mir, um mir gut zuzureden, aber mir war dabei zumute, als hätte mir Kaiser Wilhelm persönlich zugesprochen, ich solle für den Pastor Stöcker und für seine Sozialpolitik eintreten.

Nach diesem, für mich nicht sowohl kompromittierenden, als qualvoll anstrengenden, moralisch anstrengenden Gastspiel bei der deutschen Sozialdemokratie habe ich versucht, mein Brotstudium an der Berliner Universität ernstzunehmen. Obwohl ich entschlossen war, kein tenormässig deklamierender Strafverteidiger und auch kein schneidig dekretierender Regierungspräsident zu werden, blieb für mich die Frage, ob ich nicht Jus studieren sollte, bedeutsam, und zwar seltsamerweise gerade wegen der Frage der Satisfaktionsfähigkeit und des Duells. Mir kam es so vor, als sei das Comment der schlagenden Verbindungen in Preussen die eigentliche Pforte, die man durchschreiten müsste, um sich als brauchbarer höherer Subalternbeamter zu erweisen. Man musste sich von Mann zu Mann ge-

schlagen haben, um dann im Sinne höherer Mächte als gefügiges Werkzeug anerkannt zu werden.

Wegen meiner rechtsseitigen Lähmung kam Fechten überhaupt nicht in Frage. Ob Säbel, Degen, Florett oder Rapier, immer muss man entweder sehr fest auf den Beinen stehen oder aber, ähnlich einem Boxer, fast tänzerisch beweglich sein. Zwar konnte ich federnd leicht gehen und auch erstaunlich gut laufen, aber die tiefe Asymmetrie meines Körpers deklassierte mich völlig. Ich war links tapfer und rechts feige. Beim Bergsteigen oder wenn ich bedroht wurde, blieb meine linke Körperseite vollkommen ruhig und beherrscht. Rechts aber hatte ich den Judas im eigenen Leib. Der rechte Arm und das rechte Bein reagierten mit unberechenbaren Zuckungen und unwillkürlichen Bewegungen, die mir jede Sicherheit nahmen. So blieb nichts als die Pistole, und die Affären von Puschkin und Lermontoff, von Ferdinand Lassalle, hatten mich von jeher ausserordentlich beschäftigt. Auch misstraute ich zutiefst den Menschen, die das Duell aus humanitären oder christlichen Gründen ablehnten. Ich wurde den Verdacht nicht recht los, es möchte das eine Ausrede sein.

Dazu war bei mir die Erotik bis zur Psychoanalyse im August 1917 unauslöslich mit der Vorstellung des Duells verknüpft, also auch mein Begriff der Ehre und der Familienehre. Es schickte sich für mich nur dann, eine verheiratete Frau zu verführen, wenn man ihren Mann zum mindesten zusammenschlagen konnte. Mehrmals bin ich später von Damen auf den Abend eingeladen worden, nachdem sie sich vergewissert hatten, dass ihr Mann mehr oder minder geschäftlich auswärts war, in München oder in Hamburg. Nicht ein einziges Mal habe ich von der an sich vielleicht sehr verlockenden Gelegenheit Gebrauch gemacht. Ich hätte mich geschämt, wie ein schlechter Kammerdiener dem Mann seinen Armagnac auszutrinken, immer gewärtig, er möchte wie ein Revenant, wie ein rächender Erzengel auftauchen, ohne dass ich ihm körperlich gewachsen gewesen wäre.

Aus dieser Einstellung könnte man vielleicht auf eine

militaristische Gesinnung schliessen, zum mindesten läge der Verdacht nahe, ich sei für Heldenanbetung und Kriegsrusch anfällig. Das Gegenteil war der Fall. Schon vor dem Ersten Weltkrieg war ich der Überzeugung, die berühmte oder berüchtigte Emser Depesche Bismarcks sei kaum als Fälschung zu bezeichnen und hätte den Krieg nie auslösen können, wenn die französischen Politiker nicht „Couleurstudenten“ gewesen wären, umso kitzlicher in ihrem Ehrgefühl, als sie in ihrem Geschäftsgebahren von Defraudanten schwer zu unterscheiden waren.

Der Deutsche Reichstag widerte mich an. Er kam mir so in Permanenz albern vor wie die Paulskirche unseligen Angedenkens. Diese Abgeordnetenmassen liessen sich bewegen und manövrieren wie verschiedene Korps einer Armee, die zwar verschiedene Uniformen tragen, aber alle vom gleichen Gehorsam erfüllt sind. Was soll man von einer massgebenden Volksvertretung halten, die sich zwar formell die Bewilligung der Kriegskredite vorbehalten hatte, die es aber Seiner Majestät überliess, den Krieg vorzubereiten und beliebig zu erklären? Schon lange vor dem August 1914 konnte man voraussehen, dass jeder Reichstag und jeder einzelne Volksvertreter in dieser erlauchten Versammlung zum Hochverräter und zum defaitistischen Schuft werden musste, wenn er nach der Kriegserklärung die Kriegskredite verweigerte. Tatsächlich lieferte er dadurch sein Vaterland dem Feinde aus.

Sobald das österreichische Thronfolgerpaar am 28. Juni 1914 in Sarajevo ermordet worden war, glitten alle die feudalen Ehrenmänner, die am Ballhausplatz und in der Wilhelmstrasse, in Zarskoje Selo und am Quai d'Orsay Diplomatie trieben, und die sogar mit den wohlverstandenen Interessen ihrer eigenen Industrie nur wenig zu schaffen hatten, schon infolge ihrer vorsintflutlichen Ehrbegriffe in die Katastrophe hinein.

Am 31. Juli 1914 (es mag auch am 1. oder 2. August gewesen sein) teilte mir jemand am Morgen atemlos mit, Seine Majestät werde von einem Schlossfenster aus zu Seinem Volk sprechen. Ich sollte durchaus mit hinströmen.

Ich weigerte mich, meine kostbare Zeit mit solchem Firlefanz zu verschwenden, worauf ich wie gewöhnlich mit Vorwürfen und Verdächtigungen überschüttet wurde, ich sei kein Deutscher (das war ich tatsächlich nicht) und ich hätte keinerlei Verbundenheit mit den Menschen und mit dem Zeitgeschehen; ich sei nichts als ein Solipsist und zu ewig unfruchtbarem, verständnislosem Nörgeln und Quengeln verurteilt. Alle Menschen, die sich wie Herbstblätter von jedem Massenrausch fortwehen liessen, warfen mir Massenfremdheit vor.

Gegen dieses Urteil habe ich immer auf das Bestimmteste Verwahrung eingelegt. Wenn ich alle Feste, auch Geburtstagsfeiern, Weihnachtsfest, Neujahrsfest, Osterfest, zu verdrängen und zu ignorieren pflegte, so lag das durchaus nicht an blosser Lebensfremdheit und Lebensfeindlichkeit. Ein ganz anderes Bild bietet sich mir dar, um mein Verhalten in diesen Dingen zu erklären. Pierre Curie und auch Einstein betonten damals noch mit aller Schärfe, dass kein chemischer Vorgang, keine Erhitzung, überhaupt kein menschlicher Eingriff den Ablauf eines radioaktiven Zerfallprozesses (die sogenannten Halbwertszeiten des Uran oder des Radium) beeinflussen könne. Umgekehrt gleichsam war ich der Überzeugung, dass alle Feste und Sensationen, alle Moden und äusserlichen Krisen, die für den Menschen sensationelle Bedeutung hatten, an denen die Menschen die Skandierung ihres Daseins zu erkennen glaubten, nur die Bedeutung von ganz äusserlichen Prozessen hätten, und ich glaubte, dass es des kommenden Menschen würdig sei, in den radioaktiven, eigentlichen Vorgängen zu fussen, unbeirrbar durch das sensationelle Geschehen der Börsencoups verschiedenster Art. Dies hat wenig mit Solipsismus, noch auch mit Grössenwahn etwas zu tun.

Indem ich die Selbstmordpolitik der deutschen, französischen, englischen Herren (*dominus a non dominando*) zutiefst ablehnte, hätte ich den deutschen Menschen in ihrer schauerlichen Hilflosigkeit gern geholfen. Abgesehen davon, dass man mir dafür zum mindesten die Zähne ein-

geschlagen hätte, konnte ich es am allerwenigsten leisten, wenn ich an den Rauschzuständen teilgehabt hätte, durch welche sie sich über ihre eigene Angst betrogen.

Am nächsten Tage waren alle Zeitungen und natürlich ganz besonders der „Lokalanzeiger“ erfüllt von Beschreibungen der heiligen Begeisterung der Volksmassen im Lustgarten und von der gewaltigen Ansprache Kaiser Wilhelms, die man damals noch ohne Lautsprecher vermutlich kaum gehört hatte. Hierbei hatte ich ein kleines Erlebnis, welches aber Bände sprach. Bei uns lebte als Hilfskraft und fast als Freundin unserer Mutter eine gewisse verwitwete Frau Apotheker Hayn, eine etwas verwachsene, aber ehrenfeste Dame aus dem deutschen Kleinbürgertum. Diese Frau las den Artikel im „Lokalanzeiger“, und als sie in der Rede Kaiser Wilhelms zur Stelle kam, wo der Hohenzoller sich von Zorn und Empörung hatte fortreißen lassen, dem Zar aller Russen, seinem eigenen Vetter Nikolaus II. Romanow, einem gesalbten Herrscher, der auch dem König von England so ähnlich sah wie ein Ei dem anderen, Wortbruch vorzuwerfen, erschauerte sie. Das ging zu weit! Und sie war nahe daran, ihrem eigenen Kaiser ein Tadelsvotum zu erteilen.

Schon damals war es klar, dass die europäischen Dynastien, bereits alle überlebt, einander nicht besiegen, sondern nur ad absurdum führen konnten.

Auch nach Kriegsbeginn, auch während der Schlacht an der Marne, während des langen stumpfsinnigen Verbrechens, das man als „Grabenkrieg“ bezeichnet hat, fuhr ich fort (als Alibi gleichsam), Germanistik und Romanistik zu treiben. Aber altnordisch, althochdeutsch, gotisch, provenzalisch, altfranzösisch interessierten mich überhaupt nur wegen der historischen Prozesse, die dahinterlagen. Altitalienisch trieb ich allein, um die Welt und Dichtung meines geliebten Dante „im Original“ erfassen zu können. Die Art, wie damals an der Berliner Universität Germanistik getrieben wurde, konnte einen vernünftigen Menschen nur anwidern. Nach dem Tode von Erich Schmidt, dessen glänzenden Vortrag ich noch gehört habe, beherrschte

Gustav Roethe das germanistisch-strategische Schlachtfeld, ein widerwärtiger, massiver Streber, deutschnational und imperial-patriarchalisch bis auf die Knochen. Wenn er einer Frau in seinem Seminar oder im Hörsaal ansichtig wurde, unterbrach er seinen Vortrag und sagte mit schneidender Hochnäsigkeit da: „Es sind Personen hier anwesend, vor denen ich nicht lesen kann!“ Und darauf wiesen die Studenten so lange mit Fingern auf das betreffende Mädchen, bis sie feuerrot hinausschlich, worauf dann die Studenten begeistert zu trampeln begannen.

Ab und zu machte Roethe giftgrüne Bemerkungen über einen gewissen „Kollegen“, Professor Dr. Geiger, von dem er witzig betonte, dass die Edda, überhaupt die nordischen Sagen, nicht gerade zu seinem Kulturkreis gehörten. Geiger war ein jüdischer Privatdozent. Ging man dann zu ihm, der in einem viel kleineren Raum und vor ganz wenigen Hörern las, so brauchte man nicht lange zu warten, bis Geiger seinerseits, wie aus einem Blasrohr, mehr oder weniger beflügelte Giftpfeilchen gegen Roethe zischen liess. Ich weigerte mich zu glauben, dass eine Wissenschaft bedeutsam sein könne, lebensfruchtbar und gesund sein könne, die von solchen bartgeschmückten alten Klatschweibern zu ihrem Lebensberuf gemacht worden war.

Mein ganzes Interesse ging zur Geschichte und vor allem zur See- und Kriegsgeschichte. Ich habe noch Max Lenz gehört, bevor er an die neugegründete Universität nach Hamburg ging, Eduard Meyer, Hans Delbrück und Friedrich Meinecke. Daneben natürlich noch andere Vorlesungen und Seminare, wegen des historischen Handwerkszeugs, wie die „*Monumenta Germaniae Historica*“.

Eduard Meyer hat mir sehr imponiert, obgleich er gewiss kein Apollo war. Er sah genau aus wie auf dem Porträt, das Lovis Corinth von ihm gemalt hat. Dazu hatte er die Angewohnheit, beim Reden ab und zu zu röhren wie ein Hirsch, und zwar so dröhnend laut, dass man ganz verduzt war. Aber sein mächtiges Wissen war sehr eindrucksvoll und anspornend. Einmal merkte er, dass ich mich nicht nur für das spätere christliche, sondern auch für das

hieroglyphische Altägypten interessierte. Darauf hat er mir geraten, mich ein wenig mit Hieroglyphen zu beschäftigen, was mir später zur Abgrenzung und zur Relativierung des literarischen Schrifttums in der Menschheitsgeschichte sehr nützlich gewesen ist; für meine „Karriere“ als Oberlehrer hatten solche Bemühungen natürlich keinen Wert.

Friedrich Meinecke erschien mir als sehr feinsinnig und vielwissend, allerdings in dem Sinne, dass er alles wusste, worauf es nicht ankam, und nichts von dem, was entscheidend war. Meines Erachtens hätte er eigentlich über Literatur, am besten über die Epoche der deutschen Romantik lesen sollen. Als ich einmal in seinem Seminar eine Arbeit über die Schlacht von Mollwitz zusammenzubasteln hatte, konnte ich die Sache überhaupt nicht ernst nehmen. Von Strategie und Taktik, von dem, was wesentlich dabei ist, hatte ich schon damals eine völlig andere Vorstellung.

Einmal, schon während des Krieges, sass ich im Seminar bei Hans Delbrück, wie gewöhnlich ganz hinten, um die Zuhörerschaft vor mir zu haben, neben meinem Kommilitonen Karl Misch, der später der letzte Chefredaktor der „Vossischen Zeitung“ gewesen ist. Delbrück charakterisierte Lazare Hoche, Marceau und die anderen französischen Generäle vor Bonaparte. Er drückte seine Bewunderung aus für diese Männer, die von der Not gewissermassen aus dem Boden gestampft wurden. Nach der Vorlesung sagte ich zu Misch: „Haben Sie die Rücken der Leute angesehen? Man sah ihnen an, wie sie durch Delbrücks Ausführungen zutiefst schockiert gewesen sind.“ Misch wollte das nicht glauben. Am nächsten Tage aber gestand er mir ausdrücklich, er habe sich erkundigt und habe zu seinem Erstaunen festgestellt, dass ich ganz recht gehabt hätte. Ich sagte: „Freilich! Das ist sehr wichtig. Denn die Geschichtsforschung ist überhaupt noch keine Wissenschaft. Man will sich in den Geschehnissen früherer Zeiten nur selber bestätigt finden.“ Dies zeigte sich besonders bei der Frage des unbedingten U-Bootkrieges. Sobald man den Deutschen, auch Militärs und Fachleuten, sagte, sie

sollten nur in den Schriften ihres eigenen Major Jaehns nachlesen, welche Fähigkeiten die Amerikaner schon 1861, 1862 besessen hätten, eine Armee und eine Kriegsflotte zu extemporieren, erschien man ihnen schon als Feind Deutschlands, als Hochverräter oder Feigling. Eine systematische Verkennung der Lage war ihnen geradezu das Kriterium eines echten Patriotismus.

Heutzutage ist leicht zu verstehen, dass ich mich unbedingt weigerte, die besten Jahre meines jungen Daseins an eine solche Pseudowissenschaft zu vergeuden, die darauf hinauslief, schliesslich in allen Fällen die gleichen Urteilslosigkeiten zu deklamieren, die man von jedem Unteroffizier, von jedem Proletarier und jeder Waschfrau erwartete.

Eines Tages verliessen wir ein Seminar, wo wieder einmal von der Einkreisungsschlacht von Cannae und von Schlieffens gleichnamigem Buch die Rede gewesen war. Ich sagte zu meinem Begleiter: „Wissense, warum ihr immer bloss den seligen Hannibal studiert, der doch seinen zweiten punischen Krieg katastrophal verloren hat, und nicht lieber die Römer, die gewonnen haben, das wird mir immer ein Rätsel bleiben.“

Worauf Misch, der doch nicht dumm war, ausrief: „Wissense, Turel, Sie machen auch manchmal Witze!“

Ich versicherte ihm, das sei durchaus kein Scherz, sondern mein heiliger und blutiger Ernst. Dann versuchte ich, ihm die Definition des grossen Feldherrn klarzumachen, wie ich sie schon auf dem Leibniz im geistigen Ringkampf mit Anders entwickelt hatte, aber es war vergebene Liebesmüh. Auch die intelligenten Juden waren so tief eingedeutscht, dass ihre strategischen Anschauungen sich von denen des deutschen Bürgertums kaum unterschieden. Eher dachten feudale Generalstäbler nüchtern und skeptisch, aber sie hatten ihrem Kriegsherrn einfach zu gehorchen, und so rechneten sie wie fleissige Schüler an Feldzügen herum, an deren Erfolg sie selbst nicht glaubten. Brauche ich noch zu betonen, dass meine Lage geradezu tragisch war? In meiner schrecklichen Vereinsamung

schloss ich mit meinem Bruder Serge eine Art Bündnis. Wir versuchten, ähnlich wie Marx und Engels, eine dioskurische Welt zu zweien aufzurichten, und dazu gehörte selbstverständlich auch die Entwicklung einer eigenen Geschichtsphilosophie.

Seit der Schlacht an der Marne quälte sich Deutschland (und ähnlich auch die anderen europäischen Völker) weiter durch den Krieg. Man begann zu frieren, das Leuchtgas wurde schlecht und knapp, die graue Hoffnungslosigkeit wurde mit Futterrüben gewürzt, die darum nicht besser rochen und nahrhafter wurden, dass berühmte Physiologen gerade zur rechten Zeit entdeckten, sie seien an Nährwert, Kalorien und Vitaminen sowohl dem Fleisch als den Kartoffeln und auch dem schnöden Weizenbrot vorzuziehen. In all diesen jammervollen Monaten habe ich getreulich mit dem deutschen Kleinbürgertum zusammen gedarbt und meiner spotten lassen, obgleich ich sehr wohl wusste, wie man als exterritorialer Schweizer sich besser hätte einrichten können.

Im Jahre 1916 war Serge, der damals mit glänzendem Erfolg Zahnklem্পnerei studierte, noch vom Leibniz her innig befreundet mit einem ungemein sympathischen, einen Meter neunzig langen Knaben namens Günther Gellenthin, der sich leidenschaftlich für unsere Turelschen Probleme interessierte und dann als Kampfflieger an der Westfront umgekommen ist. Dieser Günther Gellenthin hatte zum Vater einen typischen Tunichtgut von junkerndem Kavalleriehauptmann, hochgewachsen, der Glatze wie dem Profil nach ein Bismarck-Typ, jovial, leidenschaftlicher Reiter und geschäftstüchtig in erstaunlichem Ausmass, so dass er es fertig bekam, unter unausgesetzten, schneidigen, heroischen und von Pflichterfüllung blühenden Reden unentwegt weit hinter der Front zu bleiben, als schon die letzten Krüppel zusammengeharkt wurden, um die hoffnungslosesten Ludendorffschen Angriffe zu ermöglichen.

An irgend einem Herbsttag hatte Günther Gellenthin Geburtstag und zugleich war er auf Urlaub in Berlin. So lud

uns der „alte Herr“ zu einem kleinen schwedischen Frühstück ein. Wir trafen uns gegen neun Uhr früh, soweit ich mich besinne, in der Königstrasse beim roten Berliner Rathaus, in einem Souterrainlokal; wir waren selbviert: die Gellenthins, Vater und Sohn, in Uniform, die vierdimensionalen Dioskuren Serge und Adrien Turel in Zivil. Die Begrüssung war fast kameradschaftlich. Dann nahmen wir Platz in einem kleinen schlichten Raum, den ausser dem Kellner niemand mehr betrat. Es war, wie wenn die grauen Eminenz v. Holstein sich mit dem Generalstabchef Graf Schlieffen bei Borchardt im Séparée getroffen hätte, um sich über einen Präventivkrieg zu besprechen.

Zunächst gab es etwas zu trinken, dann eine grosse schwedische Schüssel, dann ein paar Flaschen Wein, dann wieder eine gediegene schwedische Schüssel und so fort. Es verannen die Stunden. Dabei verwandelte sich Hauptmann oder Major Gellenthin immer mehr in Friedrich den Grossen, Adrien Turel aber immer mehr in den beredeten, aber leichtfertigen Franzosen Arouet, genannt Voltaire. Unter dem olympischen Blick des alten Herrn bekamen wir Füchse zu spüren, dass wir zu zeigen hatten, wir wüssten die gespendeten Gaben gebührend zu schätzen. Es wurde nicht gezotet, es wurde lebhaft geplaudert. Der alte Herr sass tadellos aufrecht (er konnte einen gehörigen Stiebel vertragen) und erzählte von der guten, alten Zeit, wie es vor diesem gottverdammten Kriege gewesen war, in Karlshorst und in Hoppegarten. Er erzählte von den Flach- und von den Hindernisrennen, von den Ställen und von den Herrenreitern, nur vom Toto hatte er offenbar nie etwas erfahren. Ebenso wie es selbst für eine Messalina unter den englischen Ladies des eduardischen Zeitalters um 1905 niemals so etwas wie ein Sexualproblem hätte geben können, gab es für einen deutschen Junker der gleichen Epoche, wenn er von Epsom, Chantilly, Karlshorst oder Hoppegarten sprach, so etwas wie einen Totalisator überhaupt nicht. Pfui Deibel und shocking noch einmal! Nur ideale Begeisterung für die edlen Rosse.

So schwärmte Hauptman Gellenthin, jeder Zoll ein Cow-

boy und reiner Tor von Karlshorst. Bismarckisch leuchtete sein etwas verschwiemertes Adlerauge auf in Gedanken an die herrlichen Pferde und an die schneidigen Reiter, zu denen auch Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz gehörte. Er gedachte des Herrn v. Pauly und vor allem des Herrn v. Cramsta. Wie Abendleuchten der Sonne über die Völker hin glänzte sein Blick, wenn er schilderte, wie das Volk (auch Publikum geheissen) bei den Karlshorster Hindernisrennen vulkanisch aufzubrüllen pflegte: „Feste, Cramsta! Feste, Cramsta!“ Nichts ist schöner als eine so traute Verbundenheit des schlichten Steuerzahlers mit den herrschenden Ständen.

Schon damals, in jenem Herbst und trotz Konsumierung schwedischer Schüsseln und trefflichen Weins, konnte meine Seele auch durch solche Schilderungen nicht aus ihren Überzeugungen entwurzelt werden. Vielmehr setzte ich auseinander, die Pferde seien schon ebenso überlebt wie die Saurier, es müsse alles motorisiert werden, auch die Diplomatie.

Fast schneidend war die Replik des Herrn Hauptmann: „Lieber Adrien“, meinte er halbironisch, „lieber Adja, wollte ich sagen. Jeder rechtschaffene Kavalleriejaul vermag noch immer, was kein Automobil zustande bringt, nämlich über Sturzacker jehen!“

Dieses schwedische Frühstück erzähle ich so ausführlich, weil ich das Gefühl habe, das ganze alte System lebhaftig vor mir zu haben. Ob Marquis Posa Philipp den Zweiten ansingt, er solle Gedankenfreiheit gewähren, ob Ferdinand Lassalle den Ministerpräsidenten Otto v. Bismarck zum revolutionären Marxismus bekehren möchte, ob Adrien Turel einem preussischen Hauptmann oder Major zuredet, es ist alles eins ...

Im Dezember 1916 sass ich wieder einmal in der sogenannten „Kommode“ Unter den Linden, im romanischen Seminar, und vergeudete meine Zeit damit, einen Kommentar über Dante zu lesen. Da trat Heinrich Morf, gleichfalls ein Schweizer und der Nachfolger Toblers als Romanist in Berlin, an mich heran, klein und stämmig in seinem

grauen Anzug, wie immer den Hörapparat mit der Schnur am Ohr.

„Monsieur Turel“, sagte er mir, „on cherche un professeur pour le Französisches Gymnasium. On leur enlève un maître qui est officier de réserve, et ils ne peuvent pas prendre le premier venu parce que les leçons se donnent par un français. Pourriez-vous vous charger de cette affaire?“

Strahlend sah ich Morf an, den ich sehr gut leiden mochte, und sagte: „Mais, Monsieur, je ne sais rien du tout!“

Worauf Morf wohlwollend lächelnd erwiderte: „Monsieur Turel, ça suffira.“

Gesagt, getan. Wenige Tage später begab ich mich um acht Uhr früh nach vier Jahren zum erstenmal wieder, und zwar nicht als Schüler, sondern als Professor, in ein Berliner Gymnasium, und dort besprach ich mich mit Geheimrat Esterneaux. Der kleine, energische Herr überragte, wie ich später feststellen konnte, sein ganzes Lehrerkollegium um Haupteslänge; ein früherer Prinzenerzieher, wie mehrere Gymnasialdirektoren, war er durchaus kein Kriecher, dabei hochintelligent. Wir haben uns immer sehr gut vertragen, schon deswegen, weil er niemals auch nur die geringste patriotische Expektoration von mir verlangte.

Am 3. oder 4. Januar 1917, zu Schulanfang, holte ich ihn im Direktorzimmer ab, und er führte mich in die Obertertia, um mich den Lausejungen vorzustellen. Wir traten aufs Katheder, und Esterneaux sagte: „Voici Monsieur Turel. Il vous donnera les leçons de littérature française. J'exige que vous lui présentiez le même respect qu'à moi-même.“ Dann stieg er vom Katheder und schritt zur Tür. Am liebsten wäre ich ihm nachgelaufen, um ihn an den Rockschössen zurückzuhalten, denn im Geiste sah ich schon die Lümmel mit Holdrioh auf die Bänke klettern und ihre Hefte an die Decke schleudern. In Tat und Wahrheit blieb aber alles ganz ruhig. Ich stand auf dem Katheder und sagte kühl und ordnungsmässig: „Asseyez-vous. Ouvrez les livres. Où en sommes-nous?“

Wir lasen „La petite chose“ von Alphonse Daudet oder

irgend eine von diesen Sachen, die ich wenig schätze, die aber in gutem Französisch geschrieben sind. Wiederum erfuhr ich, was für ein seltsames Wesen der Mensch ist: eine ganze Weile erwartete ich ständig, meine Schüler würden sich offen über mich lustig machen. Statt dessen hatte ich immer eine recht gute Disziplin in der Klasse, und einmal bei der Inspektion hörte ich, wie ein Schüler zum anderen sagte: „Der Monsieur Turel, das ist auch so ein angenehmer Zeitgenosse!“ Das erinnerte mich an einen Vorfall auf dem Leibniz-Gymnasium in den Jahren 1907 oder 1908. Ich war tief zerrissen, litt schwer an Migräne und an nächtlichen Angstanfällen. Inmitten meiner nietzscheanischen und prometheischen Entwürfe und Projekte war ich von Minderwertigkeitsgefühlen umgürtet. Nun ging ich mit meinem Freund Bergemann den Korridor entlang. Der Mathematikprofessor Pfeiffer kam auf uns zu, tippte mit dem Mittelfinger auf meine Brust und sagte: „Arm in Arm mit dir, so fordr’ ich mein Jahrhundert in die Schranken!“ Ich machte also einen ganz anderen Eindruck, als mir eigentlich zumute war. Das entsprach dem Seufzer meiner Mutter, die mich einmal ansah und meinte: „Manchmal siehst du aus wie ein ganz reicher Aristokrat! Armer, grössenwahnsinniger Junge, du wirst noch einmal in der Gosse enden.“

Am Französischen Gymnasium lebte noch etwas vom trotzigen Geist der französischen Hugenotten. Die politisch einigermassen suspekten Schülerschaft bestand zum Teil aus jüdischen Kindern aus reichen Häusern (auch ein Ullstein war darunter), von denen später mehrere mir als Kommunisten bekannt geworden sind. Diese Schüler sahen mich verständnisinnig an und erkundigten sich zuweilen mit diabolischem Gesichtsausdruck nach der Lage auf den Schlachtfeldern und der Weltpolitik. Ohne dass ich ihnen jemals etwas von meinen Geschichtstheorien gesagt hätte, witterten sie in mir mit absoluter Sicherheit einen Mann, der das gesamte wilhelminische Staatssystem überhaupt nicht anerkannte.

So kam Mitte März 1917. Ich ging aus meiner Quarta

ins Lehrerzimmer hinunter. Da öffnete sich die Tür. Esterneaux trat herein, ging auf uns zu und sagte: „Meine Herren, der Zar hat abgedankt.“ Ich blieb vollkommen ruhig, schon weil ich dieses Ereignis im Grunde erwartet hatte, aber ich wandte mich hernach zu einem jungen Kollegen namens Krüger, mit dem ich mich besser verstand als mit den alten Perücken, und ich sagte zu ihm: „Das ist die Revolution unserer Epoche!“

Die darauffolgende Stunde dürfte eine der anstrengsten pädagogischen Leistungen meines Lebens gewesen sein, denn es war Ehrensache für mich, die Stunde genau so zu geben wie gewöhnlich, obgleich es natürlich in mir kochte wie in einem Vulkan vor dem Ausbruch. Aus der, ich darf wohl sagen, gewaltigen historischen Arbeit, die ich innerlich leistete, entfaltete sich sehr schnell das Programm meiner Weltpolitik bis heute. Die russische Revolution war als *die* Revolution der Epoche anzuerkennen, und dann bestand die Aufgabe darin, auf weite Sicht zu verhindern, dass der Ablauf der neuen Revolution in ebensolchen Widersprüchen zerbrandete wie die grosse französische Revolution, in Aktion und Reaktion, in Napoleonismus und Restauration.

In jenen Märztagen 1917 konnte diese Weltpolitik, deren letzte Phasen auch noch jetzt (1952) nicht abgelaufen sind, nur ganz allgemein und undeutlich, von ferne sozusagen, umrissen werden. War es doch nur eine (allerdings völlig zutreffende) Annahme von mir, dass die Abdankung des Zaren eine Grundschwellenkrise nicht nur Russlands, sondern der ganzen Epoche einleitete. Zunächst versuchten die Russen, ganz wie die Franzosen in der Periode Mirabeaus, eine Revolution à l'eau de rose durchzuführen, unter allgemeiner Versöhnung des alten Adels mit dem neuen Regime. In unheimlicher Weise schienen die Ereignisse in Russland der Kurve der früheren französischen Entwicklung zu entsprechen. Es war fast, als wenn ein Theodor Körner Schiller'sche Dramen kopieren wollte. Kerenski folgte auf Lwow wie die Gironde auf Mirabeau, durch die Intervention Kornilows vermochten es die Bolschewiki,

die Kerenski-Stufe zu überwinden, so wie die Jakobiner infolge der Intervention geradezu gezwungen worden waren, die Gironde beiseite zu fegen, und der menschliche Geist, der auch in der Politik und Geschichte in Analogien zu denken sucht, nahm unwillkürlich schon um 1917, 1918 für die russische Revolution den Thermidor, den 18. Brumaire, das Konsulat und die Imperialkriege einer sich napoleonistisch überschlagenden Weltrevolution des 20. Jahrhunderts vorweg.

Insgesamt dürften jene Monate, April, Mai, Juni, Juli, August des Jahres 1917 die grösste, auch moralische, Leistung meines Lebens enthalten, denn ich war fest entschlossen, die russische Revolution zu bejahen, und zugleich war ich fest entschlossen, nicht einfach in die epigonenhaften Schneisen eines deutschen oder westeuropäischen Kommunismus hineinzugleiten, von dem ich überzeugt war, dass er nur eine schlechte Nachahmung der russischen Leistung darstellen könne.

Mit geradezu brutaler Deutlichkeit sah ich mich vor die unwiderrufliche Tatsache der russischen Revolution gestellt, und meine eigene Geschichtstheorie war noch nicht fertig. Ich war überhaupt noch nicht fertig, vielmehr drohte ich wie ein Feuerwerk auseinanderzubersten. Unter anderen drängenden Problemen war ich in eine ganz bestimmte Frau verliebt, blieb aber sexuell völlig verriegelt und gesperrt.

Schon im Kapitel: „Weder Immanuel Kant noch Don Juan“ habe ich geschildert, wie ich im August 1917 zu Heinrich Körber kam und die Psychoanalyse ergriff, aber dies geschah auch aus politischen Gründen, um einen neuartigen Hebelpunkt zu gewinnen, von dem aus der alte Adam, der „dreidimensionale Mensch bisher“ aus den Angeln gehoben werden konnte. Dies bedeutete für mich eine elementare Notwendigkeit, denn aus den Erfahrungen, die ich (wie schon gesagt) um 1912 mit der Berliner und der deutschen Sozialdemokratie gemacht hatte, konnte ich mich unmöglich der Illusion hingeben, als könnten die deutschen Sozialisten einfach die urtümliche und fast ur-

weltliche Revolutionsleistung der Russen wiederholen. In diesem Sinne war der Marxist, wenn ich so sagen darf, systematisch missverstanden worden.

Merkwürdigerweise wundern sich die Historiker und Politiker, dass man auch revolutionäre Stossparteien jahrzehntelang und systematisch aufbauen muss, während man umgekehrt bei den militärischen Generalstäben den Wert des Traditionalismus bei weitem überschätzt, denn während es schädlich ist, einen Generalstab und eine Mobilisationsplanung derart methodisch auf eine ganz bestimmte Aufgabe einzudrillen, wie es Graf Schlieffen um 1900 getan hatte, ist es in der Weltstrategie der Revolutionen unerlässlich, in Voraussicht der unentrinnbar emporkommenden Krise mit der grössten Gewissenhaftigkeit dafür zu sorgen, dass die ausbrechende Krise nicht rein negativ in lauter anarchischer Selbstzerstörung versackt und eben dadurch lediglich die stumpfsinnigste Reaktion heraufbeschwört.

Eben dies hatten die deutschen Sozialdemokraten um keinen Preis voraussehen wollen. Daher wurden sie im September, Oktober 1918, als der Notwendigkeit einer deutschen Revolution auch beim besten revisionistischen Willen nicht mehr auszuweichen war, von der Rolle völlig überrumpelt, zu der sie sich gleichsam verurteilt sahen. Bierehrliche Gewerkschaftler, die zwar in Versammlungen aus alter Gewohnheit immer wieder blutrote Arien geschmettert hatten, in Tat und Wahrheit aber zutiest loyale Untertanen, sahen sich plötzlich vor die Aufgabe gestellt, das monarchische System hinwegzuräumen und selbst unter schwierigsten Umständen zu regieren. Man darf nicht vergessen, dass sogar die Bolschewisten in Russland an dieser welthistorischen Aufgabe beinahe gescheitert wären.

Unter dem fürchterlichen Druck der damaligen Situation in Berlin habe ich innerlich und schriftstellerisch an dem Aufbau meiner Geschichtstheorie angestrengt gearbeitet. Politisch konnte ich aber absolut nicht eingreifen, denn mit den unabhängigen Sozialdemokraten wie Ledebour

und Haase konnte ich mich nur von vornherein zerstreiten. Und die heroischen Versuche eines Karl Liebknecht, einer Rosa Luxemburg, eines Jogiches, später eines Leviné und so weiter, eine kommunistische Kampfpartei im handkehrum aus einem zutiefst unrevolutionären Volk hervorzuzaubern, habe ich von Anfang an für völlig aussichtslos gehalten. Selbstverständlich aber ist es mir niemals eingefallen, gegen diese grossen revolutionären Idealisten in irgend einem reaktionären Sinne zu polemisieren.

Mühsam schleppte ich mich durch das Jahr 1918, als Ordinarius der Tertia diesmal, von einem Tag zum anderen. Der Oberlehrer Dr. Weber, den ich ersetzt (nach seiner Meinung sogar verdrängt) hatte, war inzwischen demobilisiert worden, und Geheimrat Esterneaux kündigte mir per 1. Januar 1919, wobei er mir geradezu herzlich sagte, ich hätte durchaus nicht schlecht funktioniert und er sei bereit, mir weitere Beschäftigungsmöglichkeiten zu eröffnen. Von diesem Angebot habe ich ebensowenig Gebrauch gemacht wie von einem Angebot des mir tief unsympathischen Grafen Arco, mich in seiner Familie als Hauslehrer unterzubringen.

So überschritt ich denn, schon wieder als Arbeitsloser, die Schwelle des Jahres 1919. Mit einer Art von Verzweiflung verfolgte ich alle Halbheiten, Fehler und Überstürzungen, welche von den damaligen Spartakisten begangen wurden. Schon der Name schien mir ganz verfehlt. Niemals hätte ich eine zukunftsgewisse revolutionäre Partei nach einem Sklavenaufstand benannt, der nicht nur blutig niedergeschlagen wurde, sondern auch nach unseren heutigen wissenschaftlichen Begriffen einer nicht nur notwendigen, sondern auch fruchtbaren Revolution gar keine historische Berechtigung hatte.

Damals war ich mit zahlreichen Linkssozialisten und Kommunisten angefreundet. Eines Tages, soviel ich mich erinnere am 9. Januar 1919, kam Adolf Steinschneider zu mir, manche Menschen würden sagen, um mich zu prüfen, so wie Satan den Lieben Jesus geprüft hat.

Wir sprachen ganz offen, die Sachen stünden schlecht für

die Revolutionäre in Gross-Berlin. Steinschneider klagte, alle Intellektuellen, so wie auch ich einer sei, führten nur grosse Redensarten im Mund, und dabei gäbe es doch so etwas wie eine revolutionäre Kampffront. Ich zog ganz einfach meinen Mantel an und ging mit meinem Freund durch die sowohl geistig als auch klimatisch eisigen Strassen bis zum Zeitungsviertel und dann ins „Vorwärts“-Gebäude, welches damals von den Spartakisten besetzt war. Im eiskalten Gefängnishof (denn immer sieht der Hof eines Fabrikgebäudes zu dieser Jahreszeit und unter diesen Bedingungen aus wie der Hof eines Zuchthauses) gingen Masereelsche Gestalten in Soldatenmänteln herum. Man führte mich zu einer der Gewehrpyramiden und gab mir einen Schießprügel in die Hand. Ich sah mir das Ding an. Es schien neu zu sein, vermutlich frisch aus der Gewehrfabrik geklaut, aber der Tragriemen fehlte. Ich fragte den einen Mann mit dem Stoppelbart, ob ich nun auch Patronen bekäme. Nein, Patronen waren nicht zur Hand. Ich sagte ihm mit treuem Hundeblick: „Dann soll ich wohl dafür erschossen werden, dass ich ein Gewehr trage, mit dem ich gar nicht schiessen kann?“ und siehe da, schon blickte mich der Mann mit giftigem Mißtrauen an, als könne ein solcher Querulant gar nichts anderes sein als ein Spitzel, als ein weissgardistischer Feind der deutschen Revolution.

Steinschneider und ein anderer legten sich ins Mittel, und so fand sich ein Ausweg. Im Mosse-Haus war das schwere MG vorn überm Eingang verklemmt und unbrauchbar geworden. Es musste ein anderes MG zum Ersatz hingebracht werden. So fragte man mich, ob ich helfen wolle. Warum habe ich sofort zugesagt? Vielleicht weil ich erproben wollte, wie die Stimmung an der „Front“ war, vielleicht weil jeder Journalist oder Historiker, wenn er ein guter Berichterstatter über die Dinge sein will, ab und zu mit den Aufklärern in die Feuerlinie vorstossen muss; vielleicht aber auch ganz einfach, weil ich ein bisschen sterben wollte, denn meine Zeitgenossen überschätzten ihre Reize, wenn sie glaubten, dass es immerdar nur Ver-

gnügen macht, mit ihnen zusammenzuleben. Diese ewigen Stümpereien verbrauchter Kulturmenschen, die sich zu grossen Taten aufraffen möchten und sich dabei immer nur selbst ans Messer liefern, können einen Menschen ekeln, der sein Leben darangesetzt hat, nicht bei Leopold v. Ranke nachzulesen, sondern gleichsam am eigenen Leibe zu erproben, wie Geschichte gemacht wird.

So nahmen wir denn zu viert den Rahmen des schweren MG auf die Schulter. Ich als rechter Vordermann hatte das ganze Gewicht zu tragen, weil mein Nebenmann so klein war, dass er mit der Schulter nicht hinaufreichte. So marschierten wir denn als das Fähnlein der sieben Aufrechten aus dem Hof des „Vorwärts“ auf die Strasse. Ich war seelenruhig, obgleich es ab und zu schoss, denn als Aufklärer trabte uns ein Spartakist und ein Zionist voran, zu dem ich volles Vertrauen hatte, und von dem ich wusste, dass er mit Liebknecht und der Luxemburg befreundet war.

Wir bogen vom Bellallianceplatz aus in die Friedrichstrasse ein. Die Nacht war nicht sehr kalt und fast schneefrei, eher grau und deprimierend. In der Friedrichstrasse strömte es von Menschen, auf der linken Seite leuchtete ein Variété, dessen Namen ich nicht mehr weiss. Die Menschen wichen uns aus. Ab und zu knallte es irgendwo.

Wir bogen dann in die Kochstrasse ein, die menschenleer war. Immer wieder wurde geschossen, und wie ich den Rahmen des MG vorne fast ganz alleine trug, überlegte ich mir, was passieren würde, wenn ich einen Bauchschuss bekäme. Dann würde ich zusammensacken, und das Maschinengewehr würde nach vorne rutschen. Dadurch würde es wohl unbrauchbar geworden sein.

Nachträglich ist mir immer wieder aufgefallen, aus welcher Siriusferne ich in solchen Lagen meine eigene Situation betrachte. Wir gelangten dann zum Mosse-Haus, dessen Haupteingang mit dem Eingang der Neuen Zürcher Zeitung (Falkenstrasse 11) die grösste Ähnlichkeit hatte, nur dass er an einer Strassenecke lag, wodurch sich eine Bastion bildete. Über dem Torweg war das grosse MG eingebaut.

Wir schleppten unser noch funktionierendes MG hinauf, trugen das alte MG zum Maschinenmüll, und das neue Geschütz wurde aufgestellt. Dann gab man einige Probeschüsse ab. Jemand kurbelte, und nun prasselten acht bis zehn Schüsse quer aufs Pflaster der todesleeren Strasse, und die Geschosse hüpfen ricochettierend irgendwohin an die Wände der verdunkelten und wie ausgestorbenen Häuser.

Damit war meine Heldenlaufbahn zunächst abgeschlossen. Denn niemand griff uns an, und das Mosse-Gebäude lag ausgeödet da wie jede Fabrik nach Arbeitsschluss und in der Nacht. Freilich waren auch die gewaltigen Papierrollen, die man aufgespeichert fand, „militärisch“ sehr interessant, weil sie massiven Schutz gegen die damaligen Kugeleinschläge und vermutlich sogar gegen Feldgranaten gaben. Bezeichnenderweise dachte aber kein Mensch daran, das Mosse-Gebäude mit diesem Material zu einem Fort auszubauen. Im Grunde war ganz einfach überhaupt niemand da. Man könnte es auch als typische Leere des modernen Schlachtfeldes bezeichnen.

Ich ging durch die Maschinenräume und bekam einen unvergesslichen Eindruck von den gewaltigen Rotationsmaschinen, die ich als führender Revolutionär benützt hätte, um darauf Propagandamaterial zu drucken. Vollkommen wehrlos, ohne auch nur einen Revolver in der Tasche zu haben, strich ich herum. Irgendwelche Waffen vermisste ich nicht, denn ich habe niemals sehr viel von Handfeuerwaffen gehalten, und für mich ist nicht nur ein Philosoph, sondern auch ein grosser Stratege, mitten auf dem Schlachtfeld und dabei völlig waffenlos, sehr gut denkbar.

Bei meinem Patrouillengang im Gebäude traf ich einen kleinen, energischen, spitzbärtigen Mann. Er sah mich erfreut und geradezu herzlich an und sagte mir, ich hätte ihm neue Courage gegeben. Er habe seine Leute von einem grossen Metallwerk in Moabit, sechzig Mann hoch, hier in das Zeitungsviertel gebracht, und nun fühle er sich nicht mehr wohl in seiner Haut. Er habe Angst, seine Leute

falsch geführt zu haben. Mein Gesicht aber gebe ihm neuen Mut.

Ich erzähle diesen Vorfall, weil ich selbst bei meiner Verhandlung in Moabit daran habe zurückdenken müssen.

Mit Steinschneider zusammen stieg ich dann gegen zwei Uhr nachts in ein Zimmer, weit oben im Mosse-Haus. Dort thronte ein Mann namens Drach. Er trug einen Gehpelz und spielte sich als Führer auf. Später hat man mir erzählt, er sei ein Spitzel gewesen, aber solche Mitteilungen haben mich niemals besonders interessiert, denn wenn eine Konspiration misslungen ist, rechtfertigen sich die meisten, indem sie sich alle gegenseitig als Agents provocateurs denunzieren. Nur deshalb ist das grosse Dioskurenpaar Marx-Engels zur Weltmacht emporgestiegen, weil sie diesen Krebschaden aller Revolutionäre durch ihr unzerstörbares Diö-Verhältnis überwunden haben.

So standen wir also, Steinschneider neben mir, als sei es mein Bruder Serge, in diesem Raum, zwischen lauter Gestalten, die ein normaler Mensch als dubios betrachtet hätte. Drach in seinem Gehpelz plauderte von der Revolution. Dabei nahm er fast alles vorweg, was der unglückselige Malaparte später in seiner „Technique du coup d'Etat“ zum besten der Konterrevolution vom Stapel gelassen hat. Drach erzählte uns die Genesis der Revolution, so wie der kleine Moritz sich die Entstehung des Weltalls vorstellt. Er plauderte, man müsse einfach warten, bis alle Beamten aus den Regierungsgebäuden, Zeitungsgebäuden, Telegraphengebäuden sich verlaufen hätten, und dann könne man diese Gebäude besetzen und anfangen zu regieren. Mich erfüllte diese Plauderei mit der für mich typischen Verachtung, und ich lief Gefahr, die Situation vollkommen zu verkennen, indem ich dem guten Drach einfach das Wort abschnitt. Vermutlich hat mir Adolf Steinschneider in diesem Moment einen grossen Dienst geleistet, indem er mich mit seiner kräftigen Hand am Arm packte und flüsterte: „Mensch, halten Sie doch die Schnauze! Das sind doch die Schufte! Die schiessen uns glatt tot. Das ist leichter, als mit Noske fertigzuwerden.“

Reuig senkte ich mein Haupt und hörte mir diesen ganzen conférencemässigen Schwindel weiter an.*

Dann kam der graue Morgen. Es fing an zu dämmern, eben zur Zeit, zu der es in Berlin am zehnten Januar üblich ist. Nicht nur unser Mosse-Haus, sondern auch das ganze von den Spartakisten besetzte Zeitungsviertel war wie ausgestorben, auch strategisch maustot. Nur wie zum Spass knallte es ab und zu noch irgendwoher von Dächern herunter.

Ich sprach mit Steinschneider. Er wollte bleiben und hat dann die Kapitulation und den Abzug der Besatzung sehr umsichtig geleitet. Ich ging schon früher fort, durch irgendwelche Hinterhöfe, wobei ich aber doch kontrolliert wurde. Ich gelangte ins Freie und in meine Wohnung zurück, in mein Mietzimmer im ersten Stock eines Hauses in der Martin Lutherstrasse. Schon nach wenigen Stunden verliess ich wieder die Wohnung und bewegte mich völlig so, als wäre überhaupt nichts geschehen.

Einige Tage später, als alles schon vorüber war, ging ich nach einer sehr lebhaften Diskussion bei Freunden gegen zehn oder halb elf abends zu Fuss in die Lutherstrasse zurück. Unten am Hause war nichts Besonderes zu bemerken. So ging ich in unser Hochparterre hinauf, öffnete die Wohnungstür und ging rechterhand in mein schönes grosses Zimmer, wobei ich allerdings bemerkte, wie sich

* In einem Punkte hatte Drach vollkommen recht. Er betonte, dieser „saubere“ und schöne Krieg sei zu früh abgebrochen worden, die Situation hätte noch etwa drei Monate ausreifen müssen. Dies bedeutete ein Lob Ludendorffs. Man hat dem Generalquartiermeister (der in Wahrheit Diktator war) vorgeworfen, er habe bei seinem überstürzten Waffenstillstands-Befehl panisch den Kopf verloren. Vielmehr hatte er aus den Fehlern Kerenskis gelernt, und er hat „kapituliert“, als er, oder die Heeresleitung, die Armee noch tadellos in der Hand hatte. Auch Harry Truman in seinen Memoiren bestätigt das indirekt.

geradeaus hinten im Gang eine Tür schloss, wo eine recht schöne Nutte wohnte.

In meinem Zimmer stand in der Mitte ein grosser Tisch, mit tiefgrünem Billardtuch bedeckt, und mitten darauf, direkt unter dem elektrischen Licht lag ein grosses Blatt Papier, mit kräftiger Hand beschrieben:

„Ein Leutnant und sechs Mann.“

Nun sah ich mich um und bemerkte, dass die Schubladen in der Kommode nicht richtig geschlossen waren.

Monumental ruhig legte ich den Zettel zurück auf das Billardtuch und trat auf den Gang hinaus. Sofort stand mir ein hübscher und adretter Leutnant gegenüber, mit einer mächtigen Armeepistole in der Hand, und von allen Seiten kamen die sechs Soldaten auf mich zu, das Gewehr schussbereit auf meinen jungfräulichen Nabel gerichtet.

„Heben Sie die Hände hoch!“ befahl der Leutnant.

Ich hob die Hände hoch und wurde abgetastet. Selbstverständlich fand sich keinerlei Waffe bei mir, denn ich gedachte, einen ganzen Weltkrieg zu gewinnen, ohne jemals eine Waffe auf mir gehabt zu haben.

„Sie sind verhaftet!“ sagte mir der Leutnant. „Sie kommen mit zur Hausvogtei. Haben Sie Geld bei sich?“

Ich zog meine Brieftasche aus dem Rock, er suchte und fand mehrere Hundertmarkscheine. Das kam einfach daher, dass ich soeben vom „Simplicissimus“ und einer anderen Zeitung Honorar bekommen hatte.

„Woher haben Sie das Geld?“ fragte mich der Leutnant.

„Vollkommen redlich erworben, aber darüber werde ich dem Untersuchungsrichter Auskunft geben“, erklärte ich.

Später in der Nacht hat der gleiche Leutnant auch meine Schwester Lili aufgesucht, die mit unserer Freundin Grete Lausch zusammen wohnte, wobei meine Schwester ausgerufen haben soll: „Soviel starke Männer für eine kleine Frau!“ Und um vier Uhr morgens mit seinen Mannen sogar noch die Frau Staatsrat Franziska Turel heimgesucht. Er hat ihr gesagt: „Ihr Sohn ist ein sehr intelligenter Mensch. Warum ist er nicht geflüchtet?“, worauf ihm die Frau Staatsrat Turel antwortete, ein jeder Zoll eine Königin:

„Vermutlich, Herr Leutnant, weil er nichts Böses getan hat.“
Nach meiner Verhaftung gingen wir zu einem Taxi hinunter, das ich natürlich bezahlen musste. Vorne, neben dem Chauffeur, mit dem Gewehr zwischen den Knien, sass ein Soldat. Im Hintersitz sass ich auf der rechten Seite und mir zur Linken der Leutnant mit seiner geladenen Pistole in der Hand. Wir fuhren los, und um mir zu diesen Menschen den gehörigen Abstand zu verschaffen, sagte ich mir stumm in mir selbst die Verse Verlaines auf:

„La lune blanche
luit dans les bois.
De chaque branche
part une voix
sous la ramée.
Oh bienaimée!“

Nach kurzer Zeit gelangte unser Taxi zum Landwehrkanal bei der Herkulesbrücke. Dort mussten wir stoppen, denn die Brücke starnte von Stacheldrahtverhauen, und auf kräftigen, etwas krummen Beinen, schaukelnd wie Seebären, kamen mit Handgranaten behangene Baltikumer auf uns zu.

Ein massiver Knabe öffnete die Tür und fragte den Leutnant, woher und wohin. Mein Leutnant sagte ungefähr: „Spartakist. Verhaftungsbefehl. Hausvogtei.“

Darauf sprach der Baltikumer die klassischen Worte: „Sowas würde ich gar nicht erst abgeben!“ Dabei langte er mit seiner Pratze in den Wagen, als hätte er mich wie ein Kaninchen herausziehen wollen, um mich ins Wasser zu schmeissen. Mein Leutnant aber griff mit der linken Hand nach der Türklinke, zog langsam die Tür zu, so dass der Grizzlybär seinen Arm zurückziehen musste, und sagte nichts weiter als: „Weiterfahren!“

So gelangten wir zur Hausvogtei und spät nachts zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz. Immer wieder knallte es irgendwoher von den Dächern.

Das Polizeipräsidium war damals das erstaunlichste Mo-

dell, fast möchte man sagen, eines dämonischen Warenhauses oder einer asiatischen Karawanserei. Das konnte ich aber natürlich erst am nächsten Tage gewahren. Zunächst sah es im Gebäude eben so aus wie in jedem viktorianischen Zuchthaus. Von einem Mittelraum gingen grosse Fluchten sternförmig auseinander, kahle Canyons, in denen seitlich die Zellen wie Bienzellen in Etagen aufgereiht waren, und an diesem ganzen hohen Gemäuer kletterten leicht gebaute eiserne Passerellen, Brücken und Treppen empor.

Die ganze Nacht hindurch erklang es auf diesen blechernen Brücken und Stiegen von schweren Tritten, und am Morgen wurde es vollends lebendig. Nicht nur von den Kalfaktoren, die den sogenannten Morgenkaffee ausschenkten, sondern auch von Zeitungsverkäufern, Zigarettenverkäufern, von allerlei Gestalten, von denen man nicht wusste, ob sie vor allem Hilfskräfte waren, Spitzel und Agents provocateurs oder Strassenhändler. Eben deshalb hatte man wohl vergessen, mir meine Briefftasche abzunehmen, damit ich den strammen, blühend aussehenden Jungen, welche Zeitungen, Zigaretten und auch Tatarennachrichten an allen Zellentüren feilboten, alles abkaufen konnte, was das Herz begehrte.

Etwa am dritten Morgen nach meiner Einlieferung auf dem Alexanderplatz kam Georg Bernhard zu mir, so wie ich es im III. Kapitel beschrieben habe, und schon am nächsten Tage hatte ich die Ehre, den „Unabhängigen“, Rechtsanwalt Dr. Rosenfeld zu begrüßen, der mir vorschlug, mich von der Partei der unabhängigen Sozialdemokraten aus verteidigen zu lassen. Ich aber gestand ihm, dass man mir schon Justizrat Werthauer angeboten habe und dass ich bereits darauf eingegangen sei.

An sich wäre der Betrieb auf dem Alexanderplatz geradezu unterhaltsam gewesen, nur lasen wir Gefangenen in den Zeitungen, die uns reichlich angeboten wurden, von der Ermordung der Kommunisten im Tegeler Forst, von der Ermordung Liebknechts und der Rosa Luxemburg, und unsere netten Kalfaktoren erzählten uns, Noske sei auch

schon gefangen gesetzt und die Offiziere gingen systematisch daran, alle „Spartakisten“ auf irgend einem Transport umzubringen.

Eines Morgens fand ich ein weisses Kreuz an meiner Zellentür, und wie ich zum Barbier musste, auch an etlichen anderen Zellentüren. Der Beamte, der mich zum Friseur und zurück begleitete, beichtete mir, das seien die Leute, die beim nächsten Transport „auf der Flucht“ erschossen werden würden. Ich konnte nicht ohne weiteres sicher sein, dies sei nur ein Bluff.

Eines Tages, etwa gegen fünf Uhr früh, donnerte es an meine Zellentür, und es hiess: „Fertigmachen auf sechs Uhr früh! Sie werden abgeholt.“

Ich machte mich fertig. Dann wurden wir auf den eisigen, noch dunklen Hofhinuntergeführt. Dort stand eine „Grüne Minna“. Wir wurden hineingepfercht, dicht bei dicht, in zwei Reihen einander gegenüber. Neben mir zur Linken sass ein kleiner Matrose. Nichts Seemännisches war an ihm als seine Seemannsstracht. Sofort begann er auf mich einzuschwatzen: „Wissense, weshalb ick verhaftet worden bin? Postkästen soll ich ausjeraubt haben! Ausgerechnet icke!“

Ich konnte seine Empörung verstehen. Im übrigen hatte ich aber andere Sorgen, denn das Einzige, wovor ich heilige Manschetten hatte, war der Transport von einem Gefängnis zum anderen und etwaigen Befreiungsversuchen dabei. Ich war informiert, dass Befreiungsversuche stattfinden könnten und dass ich ja nicht darauf eingehen sollte.

Heilfroh war ich daher, als wir, ohne befreit worden zu sein, beim Moabiter Gefängnis haltmachten:

Und das Zuchthaus, heilig gross,
öffnet ihm den Mutterschoss,

wie es so schön bei Heine heisst. Als sich die eisernen Tore hinter uns geschlossen hatten, atmete ich erleichtert auf, und geradezu fröhlich entstieg ich der „Grünen Minna“, obgleich mich alsbald ein grimmiger Wärter in

Empfang nahm und mir sagte, ich sei ein Russe, infolgedessen verlaust, und ich müsse entlaust werden.

Ich kam in den Keller hinunter, musste mich nackt ausziehen, duschen und seifen. Dann bekam ich Hauskleider, musste einen Revers unterschreiben, dass meine Uhr, meine Brieftasche mit so und soviel Geld mir abgenommen worden seien, und dann kam ich in eine Souterrainzelle. Am nächsten Morgen bekam ich dann eine Einzelzelle oben im Gebäude, nichts darin als eine Couchette, ein ganz kleiner Tisch mit dem neuen Testament darauf und ein Klosett ohne Wasserspülung. Neben der Tür zeigte man mir einen Knopf. Wenn ich auf den Knopf drückte, fiel draussen im Gang ein Fähnchen hinunter, um den Wärter zu rufen.

Da ich immer der Meinung gewesen bin, die Welt werde am besten von einem Dachstübchen aus regiert, so hätte ich mich eigentlich in dieser Zelle leidlich wohl fühlen sollen. Allerdings fehlte die Freizügigkeit; dass man seine Haustür nicht beliebig aufmachen darf, bedeutet einen Abbruch.

Am Abend sodann, noch lange nachdem das Licht abgestellt worden war, getraute ich mich nicht, mich hinzulegen. Zwar war es kalt, aber vor Ungeziefer habe ich mehr Angst als vor meinen Feinden unter den Zeitgenossen. Schliesslich musste ich doch unter die Decke kriechen, eine braune dicke Pferddecke, die aber steif war wie ein Brett. Diese Nacht fror ich erbärmlich, aber schon am nächsten Tage bekam ich von Muttern ein dickes Paket mit einer wundervollen Kamelhaardecke, in die ich mich wickeln konnte wie eine Raupe in ihren Kokon. Gerade in dieser Nacht aber fand ich zwar keine Wanzen, aber zwei oder drei Läuse. Ich machte ihrem Dasein ein Ende, und am Morgen drückte ich den Knopf. Nach einer Weile rasselte es draussen, die Tür ging auf, und der Wärter stand bärbeissig vor mir.

„Was haben Sie denn schon wieder?“ knurrte er, obgleich ich ihn noch niemals in Anspruch genommen hatte.

„Ja, Herr Wachtmeister, ich habe ein paar Läuse gefunden.“

„Was, Läuse? Hier in meiner Abteilung? Ausgeschlossen!

Ist noch niemals vorgekommen! Die müssen Sie selber mitgebracht haben“, vermutete er, ungefähr mit der Miene einer Wirtin in einem Pariser Hôtel garni, wenn es sich um einen armen Emigranten handelt. „Dann müssen Sie eben entlaust werden. Jebense mal Ihre Sachen her.“

Ich erlebte, wenigstens innerlich, bei dem Gedanken, dass meine wundervolle Kamelhaardecke entlaust werden sollte und dass sie sich dabei wahrscheinlich in ein Brett verwandeln würde wie die Gefängnisdecke. Verzweifelt wühlte ich in meiner schöpferischen Phantasie. Ich sagte: „Herr Wachtmeister, ich habe noch nie Läuse gesehen. Vielleicht waren es gar keine Läuse. Ich habe die Tiere schon ins Klosett geschmissen.“

„Wie sahen sie denn aus?“ fragte der Gestrenge.

„Grün, Herr Wachtmeister, grün!“

„Dann sind es keine Läuse gewesen. Dacht ich mir doch jleich! In meiner Abteilung kommt so was nich vor!“

So behielt ich meine schöne Decke von daheim und brauchte wenigstens nachts nicht mehr so erbärmlich zu frieren. Schon nach vier Uhr wurde die Heizung vollkommen abgestellt, und obgleich ich in all diesen Jahrzehnten gegen Grippe fast immun war, hätte ich mich doch in den folgenden Wochen erkälten können.

Obschon nur Untersuchungsgefangener, wurde ich zwar nicht misshandelt, aber fast wie ein Strafgefangener behandelt. Schreiberlaubnis bekam ich erst genau zwei Tage vor meinem Freispruch Ende März. Auch durfte ich mir keine Bücher von auswärts schicken lassen. Einmal in der Woche bekam ich aus der Gefängnisbibliothek einen sehr unappetitlichen Schmöker, den ich schon aus Neugierde sofort durchlas, um zu sehen, welche Literatur man bei Zuchthäuslern für pädagogisch nützlich hielt. Alle diese Bücher kamen aus einer Welt, die wesentlich besser war als die unsere.

Zwei oder drei Mal wurde ich aus der Zelle geholt und zum Untersuchungsrichter gebracht. Mit diesem sprach ich äusserst zurückhaltend und legte mir mein Verhalten für

die kommende Verhandlung zurecht. Die Verteidigung Rosenfelds hatte ich abgelehnt, dagegen sprach ich den Fall mit Werthauer durch, aber auch wie mit einem Manne, der zu einer anderen Welt gehörte als ich. Ich nahm an, dass ein grosser Strafverteidiger immer die Tendenz haben wird, den Fall zu dramatisieren, während ich entschlossen war, nicht nur auf jedes Märtyrertum, sondern auch auf jeden Effekt zu verzichten, schon aus dem Grunde, weil ich so am besten vermeiden konnte, irgend einen anderen Menschen zu belasten. Alles dies überlegte ich mir in grosser Ruhe. Auch vermisste ich die Schreiberlaubnis so gut wie gar nicht, weil ich ohnehin keine wesentliche Niederschrift dem Zugriff und der Neugierde des Untersuchungsrichters hätte preisgeben wollen. Ich verliess mich völlig auf mein Gedächtnis, schreibe ich doch auch dieses Curriculum vitae, ohne irgendwelche Notizen aus früherer Zeit zu benützen.

Mit dem Buche, das ich einmal in der Woche bekam, war ich immer sehr schnell fertig, aber auf meinem kleinen Klapp Tisch lag das Neue Testament. Das nahm ich mir dann vor, wobei mir meine früheren Studien bei Eduard Meyer sehr zustatten kamen. Aber jetzt erst, hier in Moabit, habe ich die machtvolle Religionsstrategie voll erfasst, die man im Neuen Testament und selbst in der Passionsgeschichte nicht erkennen will, weil man viel zu einseitig nur die Liebesimperative, fast möchte ich sagen die Soziallyrik der Bergpredigt heraushören will.

Wie ich schon in meinem ersten Kapitel betont habe, wenigstens habe herausarbeiten wollen, ist meine Lyrik immer wieder unmittelbar aus Erfahrungen herausgewachsen, die für andere Menschen schwerlich zu lyrischen Konzeptionen geführt hätten.

Im vornehmen Behagen eines Hugo von Hofmannsthal wäre mir auch als Lyriker nichts „Gescheites“ eingefallen. Wenn in meinen Gedichten Verse stehen wie:

„Der Zwinger ist des Willens letzte Form“

oder aber scheinbar ganz anders:

„Kein Begräbnis tötet
Das Atmen des Uran“

so habe ich diese Verse bei keinem grossen Dichter vor mir lebender Zeit gelernt. Vielmehr nur im Zellengefängnis am Alexanderplatz oder aber im Moabit, in meiner Zelle. Es ist ja geradezu mit Händen zu greifen, dass ein Gogol, Lermontoff, Tolstoi, Dostojewskij und ihresgleichen, niemals zur Ausreifung einer russischen Weltliteratur gelangt wären, wenn sie nicht von Zar Nikolaus dem I. bis kurz unter den Galgen und nach Sibirien gebracht worden wären. Der grosse „Russe“ unter den westeuropäischen Philosophen, Friedrich Nietzsche, hat aus diesen Erfahrungen heraus vollkommen richtig gesagt: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.“

In dieser Beziehung ist meine welthistorische Situation nicht mit den grossen Russen, sondern nur mit Friedrich Nietzsche, Karl Marx und Friedrich Engels vergleichbar gewesen.

Damals im Moabiter Zellengefängnis habe ich die Passionsgeschichte als historische Realität lesen können, niemals aber aus der Tiefen-Perspektive, aus der ein Tolstoi seine „Auferstehung“ geschrieben hat.

Denn im letzten Grunde hatte ich bei allen meinen Abenteuern in der sogenannten deutschen Revolution niemals Angst gehabt. Niemals und in keinem Augenblicke; niemals angesichts irgend eines der Menschen, die damals irgend eine Gewalt oder Macht zu vertreten glaubten, habe ich das Gefühl der welthistorischen Angst empfunden, ob ich nämlich mit meiner Protesteinstellung gegenüber diesen Menschen vielleicht doch Unrecht haben könnte. Daher lohnt es sich wohl, wenn ich einige Seiten daran wende, zu beschreiben, wie ich damals im Moabiter Zellengefängnis das Neue Testament studiert habe. Keineswegs mit irgend welcher Reue. Wohl aber mit dem innigen Gefühl, ein Geschichtsdokument in der Hand zu haben, aber mit dessen grausamer Dokumentation kein Machia-

velli jemals vergleichbar sein wird. Denn Machiavelli ist nicht nur wie Rene König in seinem Machiavelli-Buch ganz richtig betont, ein ausgesprochener und massiver Stümper (Dilettant) der praktischen Politik, er ist auch theoretisch notwendigerweise ein schlechter Teufel, weil er gar nicht versteht, welche souveräne Liebe in der Politik eines Gaius Julius Caesar steckt. Eine souveräne Liebe, die allerdings auch einen Beigeschmack von souveräner Verachtung hat.

Leicht ist es für einen John Pierpont Morgan, irgendwelche gönnerhaften und mäzenatischen Gefühle zu entwickeln. Bedeutend schwerer aber ist es, wie Bakunin in einem miesen Verlies der Peter-Paul-Festung zu modern, zu wissen, dass auch Marx und Engels einem nicht brüderlich wohlgesonnen sind und dennoch unentwegt so weiter zu philosophieren, als sei die Bergpredigt kein blosses demagogisches Gerede.

Nur aus solcher Perspektive verlohnt es sich wirklich, sowohl die Bergpredigt als auch und vor allem die Passionsgeschichte bei den drei Synoptikern nachzulesen. Wem dies aber gelungen ist, der wird über die Dämonie der politischen Massenpsychologie (im grossen Widerspruch von Innenpolitik und Aussenpolitik) sehr viel mehr gelernt haben als aus irgend einem albernen Kochbuch für diplomatische Verlogenheiten wie Nicolo Macchiavellis „Principe“.

Immer wieder im Verlaufe meines Lebens habe ich den scheinbaren Scherz gemacht zu sagen: „Wenn die Menschen so wären, wie sie sein sollten, könnte man mit ihnen gar nichts anfangen!“ Ganz im gleichen Sinne habe ich immer wieder gesagt: „Wenn die Frauen so wären wie die französischen Moralisten sie zu wünschen vorgeben, könnte sich die menschliche Gesellschaft niemals zu einer höheren Menschlichkeit emporkämpfen.“

Das ist ja das Bewundernswerte an der Passionsgeschichte, wie sie im Matthäus-Evangelium und auch bei den anderen Synoptikern wiedergegeben ist, dass das gezeigt wird fast so realistisch, als wenn Emile Zola das Pariser Proletariat

seiner Epoche schildert. Keine Spur von Treue und von Heldentum erster Hand, vielmehr verleugnet nicht nur Judas Ischariot, sondern auch Petrus den Herrn. Eben dadurch wird die Jünger-Gemeinde in die Emigration, in die Diaspora hinausgetrieben. Hätten Petrus und die anderen Jünger sich dazu gedrängt, auf der gleichen Schädelstätte Golgatha mit ihrem Herrn Christus zusammen gekreuzigt zu werden, so wäre das Christentum insgesamt in einer Hinrichtung ausgemerzt und erstickt worden und es hätte sich keine Weltpropaganda wie diese gewaltige politische Idee ergeben können.

Das ist das Grossartige an der Passionsgeschichte, dass sie die Untreue systematisiert und zum welthistorischen strategischen Prinzip erhebt.

Studiert man das dialektische Schicksal des Marxismus, wie die beiden deutschen Rheinländer Karl Marx und Friedrich Engels nach England in die Diaspora getrieben worden sind, wie dann ihre Revolutionstheorie in Westeuropa abgelehnt worden ist und dann im Russland Lenins eine neue urwüchsige Heimat gefunden hat, so wird man erkennen, wie das Schicksal des Marxismus als Revolutionstheorie gar nicht so sehr verschieden ist vom Schicksal des sogenannten Christentums als einer revolutionären Theorie mitten heraus aus der absterbenden antiken Kultur. Warum muss ich diese Dinge gerade an dieser Stelle meines Curriculum vitae derart tolstoianisch und fast dostojewskisch berichten? Offensichtlich aus dem Grunde, weil ich ohne diese Prüfungen und Tauchversuche (im Zusammenhang mit meiner Kinderlähmung) schwerlich etwas anderes geworden wäre als ein im westeuropäischen, im viktorianischen Sinne erfolgreicher Finanzhaifisch, Explosionsmittel-Chemiker oder Aviatiker.

Wie unterscheidet sich die Bankettszene im „Macbeth“ und der grosse Bankettakt in den „Piccolomini“ vom Symposion eines Plato? Hinter der Wirkung von Bancos leerem Stuhl steht weniger Gespensterglaube als die Szene des Abendmahls.

Einige Monate später, nach meinem Freispruch, sagte mir

ein Kommunist sehr geistvoll, er erwarte nunmehr eine Fülle von Studien über die Bibel, und zwar nicht sowohl von protestantischen und katholischen Theologen, sondern von Marxisten und Rabbinersöhnen. Auch er selbst hätte sich nolens volens mit dem Neuen Testament abgegeben. Immer wieder habe ich seit jener Zeit behauptet, kein Politiker dürfe seinem Handwerk nachgehen, ohne die unerbittliche, unvergleichlich realistische Massenpsychologie zu studieren, die in der Passionsgeschichte enthalten ist. Das ist viel wichtiger als den albernen „Principe“ Machiavellis zu lesen, der nur dazu taugt, um solche politischen Intrigenstücke wie Schillers „Fiesco“ auszulösen.

Trotz dieser Studien und trotz der Gedankenfülle, die in meinem Gehirn sprudelte, sind mir jene Wochen im Moabiter Gefängnis doch bitter lang geworden. Als Nichtraucher vermisste ich den Tabak gar nicht, und wie ich auch den Alkohol kaum entbehrte, stellte ich selbst mit Genugtuung fest, wie wenig ich ein eigentlicher Potator bin. Freilich war in einer Zeit, wo auch der „freie Mensch“ draussen einen Kaffee hinunterschlürfen musste, der hauptsächlich aus Rüben bestand, die Lorke, die braune Brühe, die uns freigiebig in einem Riesennapf kredenzt wurde, nur dann geniessbar, wenn man sie brühwarm austrank. Auch das sogenannte Brot spottete jeder Beschreibung. Endlich im März, nach sieben oder acht Wochen Haft, bekam ich die Anklageschrift. Sie lautete: „Gegen Heinrich und Genossen“. Ich war darüber froh, denn ich kannte diesen Heinrich überhaupt nicht. Dann, eines Morgens, wurde ich wieder geduscht und rasiert, ich bekam meinen Strassenanzug und betrat zum erstenmal in meinem Leben die Anklagebank eines Strafgerichtssaals. Voller Wissbegierde betrachtete ich den Staatsanwalt, die Rechtsanwälte Dr. Rosenfeld und Justizrat Werthauer, die Richter und auch meine Mitangeklagten. Heinrich sah ungefähr aus wie Erich Mühsam oder wie Gustav Landauer, prophetenbärtig und mit etwas zerfahrenen Augen hinter dem Kneifer. Wie ich alsdann erfuhr, war er Tolstoianer und war

ins Mosse-Haus gekommen, um zwischen den kämpfenden Parteien zu vermitteln. Im ganzen dauerte die Verhandlung sechs bis acht Stunden. Ohne dass wir uns gekannt oder verabredet hätten, verteidigten wir beide, Heinrich und ich, uns auf ganz ähnliche Weise. Ich hatte den Eindruck, als sei Dr. Rosenfeld, der Berufsverteidiger der unabhängigen Sozialdemokratie von seinem Mandanten nicht einmal so recht begeistert. Vielleicht hätte er doch, um der Weltpropaganda willen, es vorgezogen, wenn er trotz feuriger Beredsamkeit einen Justizirrtum, ja ein Justizverbrechen nicht hätte verhindern können. Ich selbst konnte meine Anwesenheit im Mosse-Haus nicht ableugnen. Niemals aber hatte ich ein schweres MG auch nur angefasst. Es sprang doch geradezu in die Augen, dass ein rechtsseitig gelähmter Mensch wie ich zum Transport wie zur Bedienung eines solchen Gegenstandes am allerwenigsten geeignet gewesen wäre. Dies leuchtete offensichtlich den Richtern und sogar dem Staatsanwalt ein, und das einzige, was ich mit einem schweren MG zu schaffen gehabt hatte, war: Ich hatte ein solches Mordinstrument in der Öde des Mosse-Hauses stehen gesehen, was mich mit düsteren Visionen erfüllt hatte.

Schliesslich erhob sich der Staatsanwalt zu seiner Anklage-
rede gegen mich. Er sagte, zur Not wolle er es mir glauben, dass ich gleichsam nur als Geschichtsforscher ins Mosse-Haus gekommen sei, vielleicht sogar mit der Absicht einer Vermittlung, aber ich sei ein erwachsener und offensichtlich gebildeter Mensch, da hätte ich bedenken sollen, dass ich durch meine blossе Anwesenheit im Mosse-Haus die Zahl der spartakistischen Besatzung verstärkt und die moralische Situation dieser notorischen Verbrecher gleichsam versteift hätte.

Wie von der Tarantel gestochen, sprang der zynische Bonvivant Werthauer empor und schmetterte voll bitterer Ironie:

„Also, Herr Staatsanwalt, wenn sich im Augenblick der Überwältigung einer Festung ein Parlamentär dort befindet, der die Übergabe erreichen wollte, dann wollen Sie ihn

mit erschossen? Als habe er durch seine Person, seine Anwesenheit die Besatzung verstärkt?“

Der Eindruck dieses Geistesblitzes von Werthauer war offensichtlich, und ich liess diese Verteidigung über mich ergehen. Dans mon for intérieur aber sagte ich mir, dass der Staatsanwalt vollkommen recht habe. erinnerte ich doch, welche Herzstärkung meine Anwesenheit für den grauen kleinen Gewerkschaftler bedeutet hatte.

So wurde ich denn ehrenvoll freigesprochen, ebenso wie Heinrich, und die Kosten wurden der Staatskasse aufgebürdet. Da Justizrat Werthauer von Georg Bernhard bezahlt worden ist, habe ich den allerdings wenig komfortablen Pensionsaufenthalt in Moabit gratis gehabt, und schon wenige Tage nach meinem Freispruch fuhr ich von Berlin nach München, wo zwei Tage nach meiner Ankunft die rote Revolution ausbrach, post hoc, aber nicht propter hoc. Immer habe ich strikte abgeleugnet, an dieser dilettantischen Aktion einen auslösenden Anteil genommen zu haben. Wohl aber hat mich dieser Fehlversuch zutiefst interessiert, und zwar wegen des Agrarproblems. Jede Revolution muss scheitern, die das Agrarproblem nicht zu lösen vermag, weil die Beherrschung der Ernährungsbasis entscheidend ist für die Autonomie des Revolutionsbereiches. Die Sozialdemokratie des ausgehenden viktorianischen Zeitalters hatte das nur vergessen, weil sie den naiv kapitalistischen Standpunkt einnahm, man könne für gute Währung immer sein Korn, sein Fleisch, Baumwolle, Brennholz, Bauholz, des Leibes Notdurft und Nahrung überhaupt, irgendwoher beziehen. Die Bereitwilligkeit, mit welcher in normalen Geschäftskriegen auch der Feind beliefert wird, konnte ja zu dieser Annahme verführen, aber Revolutionäre gelten eben nicht für gute Zahler.

Unter den Dingen, die mir schon vor dem Krieg in Berlin bei der Sozialdemokratie am meisten missfallen hatten, war die ganz falsche Einstellung dieser Menschen zur Landschaft, das heisst zur Agrarfrage. Als ich 1900 als kleiner ungeschliffener Bauer nach Berlin kam, habe ich

dort praktisch etwas erleben können, was es heute gar nicht mehr gibt: eine Weltstadt nämlich, die, wie der urtümliche Industrialismus der Dreissiger- und Vierzigerjahre des 19. Jahrhunderts, als eine fremde Welt barbarisch gewaltsam und unorganisch mitten in eine noch fast mittelalterliche Landschaft gesetzt war.

Als wir drei Kinder, Lili, Serge und ich (1903, wenn ich nicht irre) geschwisterlich gemeinsam Keuchhusten und Masern bekamen, mussten wir von der Schule dispensiert werden und wurden zur Erholung nach Straussberg II geschickt, in Pension zu einem Fräulein namens Guttschmidt. Straussberg lag nur etwa fünfunddreissig Kilometer vom Berliner Zentrum, aber das Städtchen hatte keine Kanalisation, und es wirkte noch ungefähr so, wie ich Goslar, das uralte, im 7. Kapitel meines Romans „Dein Werk soll deine Heimat sein“ beschreibe.

Nicht nur die Junker, sondern auch die Pfahlbürger in den noch fast mittelalterlichen Provinzstädten gehörten der gleichen rückständigen und bornierten Vorstellungswelt wie das Bauerntum an. Sie insgesamt repräsentierten für den „Kosmopoliten“, den Weltstädter, die sogenannte Natur, das lasterhafte Babylon der Grosstädte bestaunend und verwünschend, ohne diese riesenhaften technischen Gebilde blockieren oder aushungern zu können. Ein Nachhall dieser Situation findet sich sogar noch im Kommunistischen Manifest, wo es heisst:

„Die Bourgeoisie hat das Land der Herrschaft der Stadt unterworfen. Sie hat enorme Städte geschaffen, sie hat die Zahl der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen in hohem Grade vermehrt und so einen bedeutenden Teil der Bevölkerung *dem Idiotismus des Landlebens entrissen ...*“

Zwar wird diese berühmte Stelle heutzutage so interpretiert, als sei hier „Idiotismus“ als „Individualismus“, als Persönlichkeitsvereinzelnung zu verstehen, aber ich kann bezeugen, dass die Sozialdemokraten im Vorkriegs-Berlin allzu

naiv eine weltstadtbürgerliche Stellung einnahmen und die Landpomeranzen schlicht und einfach verachten zu können glaubten.

März 1919 in München interessierte ich mich überhaupt nicht für die albernen Palaver in Sitzungen, wo Gustav Landauer und seinesgleichen über Volkserziehungsprobleme, über die Eignung des Spiessers, zum militanten Kosmopazifisten zu werden, kostbare Stunden verplauderten. Nach einigen Kostproben blieb ich fort, schon aus Sorge, ich möchte gegenüber so tief wohlwollenden Humanisten die Grenzen der Courtoisie überschreiten und von ihnen alsdann sogar als militarister Rohling verschrien werden.

Auch wenn man mir in der Münchner Strasse zeigte, wie Zehntausende von Bürgerbräuhaus-Habitués mit mächtigen roten Schärpen über dem Leib (auch mit Kind und Kegel) und mit einem ungeladenen Militärgewehr auf der Achsel durch die Hauptstrassen lustwandeln, genau so wie Berliner Familien nach dem Müggelsee in die Mutter Natur, erfasste mich Ekel.

Einmal stand ich am Strassenrand, neben mir ein gewisser Herr v. Martini, Sohn eines kommandierenden Generals, jetzt aber in ein schwarzes Trikot gehüllt, einem Erzengel sehr ähnlich. Wie er auf einen solchen Zug von watschelnden Enten wies und erklärte: das sei die militärische Garantie für die Unstürzbarkeit der Münchener Revolution, habe ich mich stumm und schmerzbewegt abgewandt, denn da ich eine Pistolenforderung niemals annehmen würde, kann ich nicht allen Menschen sagen, was ich von ihnen denke.

Tief bekümmert ging ich von dannen und interessierte mich für die Vorgänge in der Landschaft, denn ich wusste, dass ausgerechnet im Lande und mit Hilfe der verstocktesten und behäbigsten Mittelbauern eine Agrarrevolution durchgeführt werden sollte. Ausgerechnet in Bayern! Während in ganz Ostelbien die Latifundien ebenso unberührt blieben wie in Süditalien, damit die sozialdemokratischen „Machthaber“ sich von den dortigen Junkern zur

Jagd einladen lassen konnten, hoffte man die bayrischen Kulaken durch wohlgesetzte Reden zum Verzicht auf ihren Bodenbesitz zu begeistern.

Ich liess mir eine Bescheinigung geben, dass ich in irgend einem Dorf, in irgend einem Bezirk zwischen München und dem Starnbergersee als kommissarisch Beauftragter der Weltrevolution den Umsturz durchzuführen hätte. Dann fuhr ich hinaus in die bajuwarische Landschaft zu Mutter Grün.

Zunächst nach Starnberg, wo ich, gegen gute Miete, ein Zimmer bei zwei alten adligen Damen „requirierte“. Diese waren eines wilden Bolschewisten gewärtig, so wie der Kleine Moritz sich schon damals Volkskommissare vorstellte. Sie waren daher bass erstaunt, einen Mieter zu erleben, der um vier Uhr morgens aufstand, sich Kaffee kochte und rasselnd an der Schreibmaschine sass, philosophische Werke schreibend oder terroristische Bluturteile, das ist hier die Frage. Aber von einem Mann, der um vier Uhr morgens losarbeitete, gewärtigten jene Damen offenbar nichts Böses. Das verdankte ich der Psychoanalyse, die mich zum Frühaufsteher gemacht hatte (aus der Nacht heraus). Gelegentlich kann man dann auch vielleicht alle Schlüsselstellungen eines Staates besetzen, bevor die ordentlichen Leute gefrühstückt haben. Bis heute (1952) habe ich aber nie Gelegenheit dazu gefunden.

Tagsüber studierte ich rastlos die weltrevolutionsstrategische Lage. In einem behäbigen Kulakendorf, dessen Namen ich nicht mehr weiss, wurde eine Art von Landsgemeinde abgehalten, in einem grossen Bierraum, den man in der Schweiz als „Beiz“ bezeichnen würde. Die Bauern kamen zusammen, schätzungsweise sechzig bis achtzig Mannen, stämmig, brutal und zynisch, schlau und borniert zugleich, wenigstens für meine Begriffe und von meinem soziologischen Standpunkt aus, wenngleich ich nicht abstreiten will, dass sie sich auf dem Markt wechselseitig sehr gerissen zu begaunern wussten und dass sie ihren Geist in unendlichen Prozessen aneinander wetzten.

Ich sass vorne, auf dem Podium gleichsam und sah mir

die Gesichter, die Fressen, die Masken dieser scheinbar ach! wie schlichten, erdverwurzelten Männer an. Mir zur Rechten stand der Mann in verschlissener feldgrauer Uniform und Militärstiefeln, der mich einführte, ungefähr so, wie ein Zürcher Professor im Maximum der Universität einen fremden Gast vorstellt, der dann eine Rede über den Sieg des demokratischen Gedankens zu halten gedenkt. Es ist das Unglück der Akademiker, dass sie von ihren an sich vortrefflichen literarischen Sitten niemals und nirgendwo ablassen können. Mein Conférencier erklärte, die zweite oder dritte Stufe der deutschen Revolution sei nun in München sieghaft zum Durchbruch gekommen, und hier der anwesende Genosse Schulzenhans (das war mein Pseudonym, wenn ich diese Formulierung vorschlagen darf) habe nun den Auftrag, die Welt-Agrarrevolution hier in diesem neuerungsfreudigen, fast möchte man sagen neuerungssüchtigen Dorf und im ganzen Bezirk durchzuführen.

Ohne besondere Sympathie für oberbayrische Bauern zu empfinden, möchte ich doch vermuten, dass zwischen der Reaktion all jener unbelehrbaren Quadratschädel vor mir und derjenigen in meinem eigenen Zentralsystem eine fast hochverräterische Ähnlichkeit bestanden habe. Wir urteilten einhellig, so könne man die Sache nicht drehen. Nach dieser schönen Rede verabschiedete sich der Mann im verschlissenen Militäranzug und Militärstiefeln fast mit gleicher Herzlichkeit von jenen standfesten und revolutionsfreudigen Oberbayern wie andererseits auch von mir. Markig schüttelte er mir die Hand und übertrug mir, laut höherer Vollmacht, die Schlüsselgewalt. Dann entschwand er, und zwar auf Nimmerwiedersehen.

Nun stand ich da mit meinem Talent vor diesen Männern, von denen jeder sein Jagdgewehr zu Hause hatte und die zuversichtlich den Einmarsch der Weissgardisten erwarteten. Einigermassen in der Haltung eines englischen Lords, der zu seiner Yeomanry spricht, ging ich auf den Landammann jener Gegend zu, und ihn düster ansehend sagte ich zu ihm: „Sie haben soeben alles gehört? Und nun

werde ich Ihnen sagen, was Sie machen sollen. Nämlich gar nichts! Verhalten Sie sich ganz ruhig.“

Jener sah mich an mit dem Wohlwollen eines Menschenfressers, der einiges Bedauern verspürt, seine eigenen Neffen und Nichten verspeisen zu müssen.

Gegen fünf Uhr morgens habe ich dann dort, wo ich wohnte, meine kleinen Siebensachen zusammengepackt und bin, ohne überflüssiges Aufsehen zu erregen, aus jenem Dorf entschwunden, denn ich wusste, dass die Weissen gewissermassen schon vor der Tür standen, und tatsächlich sind dann schon gegen Mittag einige Bauern bei meiner Wirtin erschienen, um mich mit ihren Knüppeln zu bearbeiten.

Als ich an die Bahnstrecke von München nach Starnberg kam, wurde mir klar, dass ich nicht mehr zu meiner früheren Wohnung in Starnberg gelangen konnte. Ich machte kehrt und wanderte einfach zu Fuss die Bahn entlang nach München zurück. Dort ging ich zunächst in meine Pension in der Schellingstrasse. Dort kam eine schöne Dame, mit der ich niemals etwas erotisch zu tun gehabt hatte, zu mir, und ohne zu verhehlen, dass sie als ungarische Schönheit sehr intime Beziehungen zu Wrangel-Leuten in Konstantinopel und auch zu gewissen Baltikumern habe, sagte sie mir geradezu kameradschaftlich, die jetzigen Befreier von München hätten Listen von Kommunisten aus Berlin mitgebracht, und ich sollte machen, dass ich wegkäme.

Ich ging sofort zu einem Rechtsanwalt, den ich sehr gut kannte und der zur sozialdemokratischen Partei gehörte. Der brachte mich ins Dachgeschoss, noch höher hinauf als bis in die Dienstmädchenmansarden. Dort sass ich dann fünf Tage lang unter dem Gebälk, das von der Sonnenwärme sehr gut roch. Ich hatte eine kleine Schreibmaschine bei mir, bekam mein Essen in einer Kantinenschüssel hinauf und habe dort meinen grossen Aufsatz „Kurve der Menschheit“ geschrieben, dem ich es zu verdanken habe, dass mein erstes eigentliches Buch, die „Selbsterlösung“, bei S. Fischer in Berlin erschienen ist, der aber bei allem

Schwung deutlich erkennen lässt, das meine eigentliche Geschichtstheorie noch im Embryonalstadium steckte.

Als ich nach etwa fünf Tagen wieder heruntergeholt wurde, war die Hysterie der Geisellerschiessungen schon wieder verfliegen, und ich konnte nach Berlin zurückkehren.

Bevor ich aber diesen Abschnitt beende, möchte ich eine charmante Episode berichten, welche zeigt, wie nahe es dem Menschen in revolutionären Zeitläufen liegt, an der Kausalität zu verzweifeln und nur reinen Zufall zu sehen, der blutige Brutalität mit wahren Idyllen wahllos durcheinanderwürfelt. Ich habe schon gesagt, dass ich nach dem Zusammenbruch meiner Agrardiktatur in jenem bayrischen Kulakendorf durch die Einkreisungsstrategie der „Weissen“ nicht nach meinem Standquartier in Starnberg hatte zurückkehren können. Etwa zwei Tage nun, nachdem ich in München aus meinem Versteck unter dem Dach zur ebenen Erde zurückgekehrt war, bekam ich per Post einen braunen Karton, fast ebenso warm in der Farbe und gediegen im Material wie die Kartons, in denen die Firma „Frau Professor Mathilde Schmidts Teehandlungen gros“ ihren Tee, ihren Nährzucker und ihr Quidestin versandte. In diesem Karton lag oben eine mächtige Schicht von Brezeln, Zuckerwerk und Pfefferkuchen, drunter viel Seidenpapier und darunter alle Aufträge der Münchner Revolutionsregierung, die mir sieben bis zehn Jahre Zuchthaus eingebracht hätten, wenn sie den weissgardistischen Reaktionsgerichten in die Paragraphen geraten wären.

Aus diesem Grunde versteht der Leser, warum ich mich gegenüber Damen aus uraltem Adel niemals zu eigentlichem Hass habe steigern können.

Als die „Selbsterlösung“ auf Michaelis bei S. Fischer erschien, habe ich es kaum noch bemerkt. Ich war schon ganz wo anders und verfolgte (mit grösstem strategischem Interesse) den Aufbau der Reaktion, die durch das Verhalten der Siegermächte derart gefördert wurde, dass ich schon damals glaubte, das Ganze sei bezweckt, um Deutschland zugleich in eine weltstrategisch inferiore Lage und zu Ausbrüchen gewaltsamer Verzweiflung zu bringen.

Es kam der März 1920. Eines „schönen“ Tages rückte der Kapitän Hermann Ehrhardt mit seinen Baltikumern von Döberitz her durchs Brandenburger Tor ein. Die Linksparteien hielten diesen Einmarsch für ausserordentlich gefährlich. Man erwartete Massenverhaftungen und Erschiessungen, überhaupt eine Reaktion in russischem Stil. Auch Georg Bernhard hielt sich einige Tage versteckt. Ich sah die Sache völlig anders an. Ich hatte Kapp flüchtig kennen gelernt und hielt ihn für einen ebensolchen bürokratischen Trottel wie etwa Reichskanzler Dr. Wirth. Ganz so wie der Kornilow'sche Vorstoss gegen Petersburg im August-September 1917 von den Bolschewiki benutzt werden konnte, um die Wasser der Revolution auf ihre Mühlen zu leiten, hätte der ebenso dilettantische wie verzagte reaktionäre Vorstoss des Kapp-Putsches von der ausweichenden Weimarer Republik benutzt werden sollen, um zu „kontern“, wie man beim Boxen sagt. Man hätte erklären müssen, der Kapp-Putsch hätte bewiesen, dass eine Expropriation der Expropriateure (der Hohenzollern unter anderem) unerlässlich sei. Unter diesen Bedingungen hätten sogar die Franzosen nur schwer ein wirksames Veto gegen viel ausgeprägtere Formen der deutschen Revolution einlegen können. In diesem Zusammenhang war es eine ganz richtige Kutusow'sche Strategie, wenn die Ebert-Regierung sich zunächst nach Dresden oder sonstwohin zurückzog. Nur hätte es ein Anlauf sein müssen, um zurückzustossen. Davon war aber gar keine Rede. Die Weimarer Republik war schon damals kein elastischer Gummiball mehr, sondern ein Brei, in dem die empfangenen Stösse als Kuhlen (Vertiefungen, Narben gleichsam) zurückblieben.

Eines Abends ging ich durch Berlin, stundenlang, unter leise rieselndem Regen, durch die ganze Weltstadt, vom äussersten Westen nach Südosten und zur Kottbuserstrasse. Ich musste den Weg zu Fuss zurücklegen, denn es war Generalstreik, eben der Generalstreik, von dem sich die Kappisten haben bluffen und einschüchtern lassen. In der Yorckstrasse, in der Nähe der grossen Eisenbahnüberführung hatte ich dann wieder eine Vision: Ich sah das

Profil der Weltstadt sich schwarz als Silhouette gegen den grau-rötlichfahlen Himmel abheben, als wäre es das brennende Moskau gewesen. Und nun begannen die Gebäude der Stadt zu schwanken, wie die Schiffe einer untergehenden Flotte abzusacken. Darüber am Himmel, in den fahlen Wolken, erblickte ich wie in grossen hellen Buchstaben den Slogan: „Her zu mir! spricht die Viereinigkeit“.

Solche Visionen hängen vermutlich damit zusammen, dass ich in meiner Jugend an Migräne litt, wobei man bekanntlich infolge von Sehstörungen ein unangenehm zuckendes Gezack von weissen Linien sieht, die meistens den Umriss eines Feigenblattes annehmen. Aber neben diesen pathologischen Ursachen bedeuten sie auch das Fazit, die Integration langer Grübeleien und schmerzlicher Erfahrungen, in denen man die Weltlage gleichsam analysiert hat. (An dieser Stelle möchte ich, ebenso wie auf die „Visionen“ Mohammeds, so vor allem auf die durchaus nicht grössenwahnsinnigen Betrachtungen hinweisen, welche Friedrich Nietzsche in seinem „Ecce Homo“ im Abschnitt „Also sprach Zarathustra“, dortselbst § 3, über das Erlebnis der „Inspiration“ und der „Vision“ anstellt.)

Schon ein oder zwei Stunden später hatte ich das Schlagwort „Her zur mir! spricht die Viereinigkeit“ umgeformt in das Arbeitsprogramm: wir stünden an der Schwelle des vierdimensionalen Zeitalters. Und dann arbeitete ich am ersten Teil der „Wiedergeburt der Macht aus dem Können“, die dann noch 1920 beim Dreimasken-Verlag in München erschien und die schon so etwas wie ein welthistorisches Rendezvous bedeutete, wie ein Rendezvous mit der Welt-situation, die wir nun heutzutage, seit 1945, erleben.

Meine nächsten Jahre bedeuteten eitel Jammer, und manchmal bewundere ich mich fast selbst, dass ich nicht in Resignation zusammengeschrumpft bin. Die Rettung verdanke ich einzig meinem Plane, die Psychoanalyse so weiterzuentwickeln, dass sie die „Patienten“ (zu denen vom vierdimensionalen Standpunkt aus auch der normale Mensch gehört) nicht nur im Sinne viktorianischer Zivilisation lebensfähig macht, dass sie vielmehr die Basis eines

neuen Menschentums ergibt und dadurch zur notwendigen Ergänzung sowohl des Marxismus als auch der Nuklearphysik wird.

An diesem, ich darf wohl sagen bedeutsamen Programm arbeitete ich auch nach dem Erscheinen der „Wiedergeburt der Macht aus dem Können“ unentwegt weiter. Dieses Buch bedeutete für mich nur einen neuen Ansatz. Heinrich Körber selbst schlug mir aber vor, in seinen Räumen im Parterre der Meineckestrasse, dort in seinem grossen Ordinationszimmer, die „Arbeitsgemeinschaft für biogenetische Psychologie“ zu begründen, an der mein Bruder Serge, die Maler Lomnitz und Henning, Adolf Steinschneider, Erich Rätsch, ein Arzt namens Schinnagel und noch eine ganze Anzahl mehr oder wenig berufener Menschen Anschluss nahmen, oder doch fluktuierend teilhatten, tastend und abwartend, ob sich ein lohnender Erfolg einstellen würde. Und nebenbei verkehrte ich noch in der philosophischen Gruppe eines Philosophen Erich Unger. Dort war ich gut gelitten und als Debattenredner geschätzt. Auf die geistige Arbeit dieser Menschen habe ich aber niemals den geringsten Einfluss gehabt. Spiritus rector war dort Oskar Goldberg mit seiner „Wirklichkeit der Hebräer“.

Alle diese theoretischen Arbeiten konnten mir selbstverständlich in der sich erst langsam entwickelnden, dann überstürzenden Inflation wenig helfen. In dieser Zeit entschloss sich mein Bruder Serge, in die Schweiz übersiedeln, wo er als Assistent bei Zahnärzten in Luzern und dann in Zürich relativ gut verdiente, was er dazu benutzte, um unsere Mutter und mich in Berlin über Wasser zu halten.

Im Kapitel „Weder Immanuel Kant noch Don Juan“ habe ich die Gespenstersonate beschrieben, das Milieu, entsprechend Gustav Meyrinks „Grünem Gesicht“, wie ich es in der Kottbuserstrasse 19 bis zum April 1923 überstanden habe. Ich stehe nicht an zu behaupten, dass wir Kleinbürger damaliger Zeit viel gefährlichere soziale Prüfungen, viel vergiftendere Situationen zu überstehen hatten als das Proletariat.

1926 oder 1927 (genau weiss ich es nicht mehr) trat dann ein Ereignis ein, das mich vor allem veranlasst hat, die Niederschrift dieses meines Curriculum vitae so lange hinauszuzögern. Dieses Experiment ist in meiner Vorstellung ebenso wichtig gewesen wie das Dioskurenverhältnis von Karl Marx und Friedrich Engels während ihrer langen Exiljahre in England bis zum Tode von Marx am 14. März 1883. In der deutschen Literaturgeschichte ist das Zwillingungsverhältnis Goethe - Schiller berühmt. Keinesfalls ist aber dieses Verhältnis, das für den Aufbau der deutschen Klassik von entscheidender Bedeutung geworden ist, so elementar grossartig wie das „Diô“, welches die beiden exilierten Rheinländer Marx und Engels in England aufgebaut haben, und welches in einem wahren Mahlstrom von Widerwärtigkeiten, Nöten und Intrigen unerschütterlicher standgehalten hat als irgend eine mir bekannte Ehe. Wenn der Vulgärmarxismus behauptet, dass die Ideologie des Menschen eine blosser Funktion, ein blosser Überbau über den Verhältnissen der realen Umwelt sei, so haben Marx und Engels diese im Grunde reaktionäre und pessimistische Ausdeutung ihrer Lehre durch ihr eigenes Daseinsverhalten widerlegt. Es ist ihnen gelungen, eine Welt zu Zweien aufzurichten und zu behaupten, die sich ständig und sogar herausfordernd von ihrer englischen Umwelt abgesetzt hat. Immer wieder im Verlauf meines Lebens hat mir ein entsprechendes Experiment inmitten unserer Epoche vorgeschwebt, und mit meinem Bruder Serge schien so etwas zu gelingen. Niemals aber wurde dieses Programm präziser ins Auge gefasst als bei einem Besuch meines Freundes Adolf Steinschneider bei mir in der Kottbuserstrasse 19.

Seine Familie und ihn kannte ich vom französischen Gymnasium her. Steinschneider, der wegen unserer Mosse-Besetzung und seines ganzen revolutionären Verhaltens seit Januar oder Februar 1919 anderthalb Jahre Festung hatte absitzen müssen, hatte sein juristisches Staatsexamen bestanden. Er teilte mir mit, dass er zum Parteianwalt der KPD in Frankfurt am Main ernannt worden sei, als Nach-

folger eines gewissen Dr. Seckel, der in den vergangenen Jahren mit der Führung weithin hallender politischer Prozesse ein gutes Auskommen gefunden hatte. Nun schlug mir Steinschneider vor, er wolle einen Vertrag, besser gesagt ein gentleman-agreement mit mir abschliessen. Ich sei gewiss der Karl Marx des 20. Jahrhunderts, persönlich und wirtschaftlich auch so erfolglos wie Marx, und so habe er beschlossen, mein Friedrich Engels zu werden. Ich solle ihn nach Frankfurt am Main begleiten, als ein alter ego und Bürovorsteher. Wenn dann die Praxis aufgebaut sein würde, werde er den gesamten Mehrwert daran setzen, meine, unsere Soziologie zu publizieren und zur Geltung zu bringen. Diese Planung stammte vom Erzengel in ihm. Der alte Adam in ihm sorgte dann aber dafür, dass dieser Plan in der Praxis nicht durchgeführt werden konnte.

Goethe legte seinem Torquato Tasso die wundervollen Verse in den Mund:

„Denn wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide.“

Bei mir liegen die Dinge etwas anders als bei Goethe, weil bei mir die Dichtung keine Ausflucht aus dem praktischen Leben bedeutet, vielmehr ein Werkzeug, ein Handwerkzeug, um meine Strukturanschauung des Lebens unmittelbar zu verändern. Trotzdem ist es aber bedeutsam, dass ich um die so sehr wichtige Krise unserer Wohngemeinschaft, Lebensgemeinschaft in Frankfurt am Main, Untermainquai 20, 1. Etage, zu charakterisieren, ohne dabei in Strindbergsche Hysterie und in üble Klatschereien zu verfallen, ein Gedicht hersetzen muss, welches über den Normalmenschen kaum die Bedeutung einer sozial kritischen Analyse beanspruchen kann:

So wie die Liebe schmecken nur noch Tod und Ruhm

Und den gewaltigen Geschmack des Weibes,
Dem keine Speise gleicht.

So wie die Liebe schmecken nur
Noch Tod und Ruhm.

Es ist der Mensch ein Schiff geschüttelt
Von innern Stürmen.
Ein Segler hingeschmettert auf die Klippen
Durch innre Dünung, Flut und Prall.

Ja, so bin ich ein Stern und treibe
Vor eigenem Lichte segelnd durch das All.
So wie ein Wrack auf hohen Ufern strandet
Treibt mich die liebe Liebe zukunfthin

Heinrich Mann, Thomas Mann, die gesamte deutsche Literatenwelt der Weimarer Republik und der Inflationszeit haben zwar die grosse russische Literatur des 19. Jahrhunderts von Puschkin und Gogol über Tolstoi und Dostojewskij, über den grünen Klee gelobt und als „Weltliteratur“ gepriesen, meiner Erfahrung nach sind aber alle diese liberal wohlwollenden Sozialkritiker der Weimarer Republik dem eigentlichen Problem der tiefsten Grundes pazifistischen und weltversöhnenden Literatur aus dem Wege gegangen, nämlich dem Problem des Duells. Dieses Problem setzt mit voller Stärke ein mit dem Duell Puschkins, überträgt sich dann auf die Duellwut Lermontoffs und tritt ganz besonders typisch hervor im erstaunlichen Pistolenduell Pierres in Tolstois „Krieg und Frieden“. Der körperliche Herkules Pierre ist ein echter Tolstoischer Pazifist und nun lese man nach, mit welcher Selbstverständlichkeit er den Verführer seiner schönen Helene auf Pistolen fordert, obgleich er selbst, Pierre, noch niemals eine Pistole in der Hand gehabt hat.

Das gleiche Problem kehrt wieder im Pistolenduell des Ferdinand Lassalle. Aus dem Briefwechsel zwischen Karl Marx und Friedrich Engels ersieht man, wie schwer es für die beiden grossen Dioskuren gewesen ist, sich mit der Tatsache abzufinden, dass ihr schwieriger Verbündeter Lassalle sich so völlig romantisch in ein Pistolenduell

wegen einer durchaus nicht besonders wertvollen Schönen verwickelt hatte. Liest man aber im Briefwechsel Marx-Engels (III. Band, 1861–67) die Briefe 814–818, so könnte einem schwanen, dass die ungeheuren Spannungen, die in diesen Briefen in monumentaler Weise überbrückt und versöhnt werden, wenn nicht zu einem Pistolenduell, so doch zu einer welthistorischen Entzweigung der grossen Dioskuren geführt hätten, wenn sie versucht hätten, ihre „Welt zu Zweien“ in eine Haus- und Wohngemeinschaft miteinander zu entwickeln.

Sagen wir es sehr genau: Die Sterne sind wohl beraten, so weit im Raume auseinander zu liegen und aus solcher Ferne aufeinander einzuwirken. Auch ist es kein Zufall, dass Mächte wie Frankreich, Spanien, Deutschland sich in einer Art von Wechselsebstmord ineinander verfilzt haben, während die grosse Konvergenz unserer Epoche auf die Realisationen des Ultratechnoikums von Russland und USA geleistet wird, welche kontinental, und durch Ozeane voneinander getrennt, in gravitatorischer Ferne auseinanderliegen.

Meiner tiefsten Erfahrung nach ist der Mann von derjenigen Neurose geplagt, die ich immer wieder als *Verdrohnungsangst des Mannes* bezeichnet habe.*

Diese Verdrohnungsangst, die mit blosser männlicher Eitelkeit nicht zu verwechseln ist, treibt den Mann dazu, sich immer wieder vor den Frauen pfauenhaft aufzufächern, was ihn ganz unbeweglich macht, geradezu kampfunfähig, worauf er dann in einer Art Panik nach vorne in das Duell flüchtet.

Diese tief tragischen Zusammenhänge, die erst in unserer Epoche durch USSR und USA gelöst worden sind, indem sie in Nuklearphysik und Astronautik das Ultratechnoikum

* Ich habe es als einen grossen Erfolg meiner Philosophie betrachtet, dass Graf Keyserling und später in der Schweiz Walter Robert Corti die entscheidende Bedeutung dieses Begriffs „Verdrohnungsangst des Mannes“ voll gewürdigt haben.

erstürmt haben, um die alten Rivalitätsformen aufzulösen wie Zucker in lauem Wasser, habe ich in schmerzlichster Weise (aber keineswegs im antifeministischen Sinne eines August Strindberg oder Otto Weininger!) im Zusammenhang unserer Lebensgemeinschaft in Frankfurt am Main, Untermainquai 20, 1. Etage durchgelitten, ohne dass die Zeit zwischen dem 1. und dem 2. Weltkriege mitten im Zusammenbruch des Viktorianischen Börsenkapitalismus zu einer harmonischen Synthese reif gewesen wäre.

Infolgedessen müssen diese wenigen gleichsam dichterischen Andeutungen über mein grosses Experiment mit Adolf Steinschneider genügen. Um diese wichtigen menschlichen Retorten-Experimente (bei denen auch mehrere Frauen beteiligt waren) künstlerisch endgültig, auch sozial-physikalisch endgültig auszuwerten, bedürfte es eines grossen Romans etwa in der Tradition von Gogol, Tolstoi und Dostojewskij keineswegs aber in der Tradition eines Mérimée oder Maupassant.

So kam jener schwarze Freitag im Herbst 1929 heran, an welchem eine börsenimperialistisch aufgeblähte Phase des amerikanischen Kapitalismus in Atombombenwolken von Staub und Asche zusammenbrach, um dann nach den Experimenten der Roosevelt-Aera in wesentlich neuer Gestalt aufzuerstehen. Der Schmetterling „stirbt“ als Raupe, um als Falter „neu“ geboren zu werden. Die Physiologen wenden grossen Fleiss daran, zu ergründen, inwieweit die eigentliche Substanz des Tieres sich dabei verwandelt hat. Sie sagen: „Der Falter ist gleich der Substanz der Raupe minus der Substanz, die zum Aufbau der Verpuppung verwandt worden ist.“ Es wäre nützlich, diese Betrachtungsweise auf die Metamorphose des amerikanischen Kapitalismus von 1929 bis 1945 anzuwenden.

Eben in jenen Tagen, wo die Sonne des amerikanischen Börsenimperialismus zum weissen Zwerg zusammenstürzte, unternahmen es Fritz Henning, Erich Rätsch und Alfred Lomnitz in Berlin, einen Kongress unserer längst verschollenen „Arbeitsgemeinschaft“ zu organisieren. Zu diesem Kongress fuhr ich mit Steinschneider zusammen

nach Berlin. Drei Tage lang kamen (unter den ironischen Blicken Karl Korschs) rund achtzig Menschen zusammen, und es wurden Referate gehalten, leider nur allzu ähnlich den Referaten, die auf allen Kongressen der Welt gehalten werden: wer schon gesprochen hat, hört nicht zu, weil ihm das allzu gut gefällt, was er selbst gesagt hat. Wer gerade spricht, hat die vorhergehenden Referate nicht anhören können, weil er schon mit der Pracht und Herrlichkeit seiner Rede beschäftigt war. Wer noch nicht gesprochen hat, kann gleichfalls nicht zuhören, weil er bereits dasjenige memoriert und vorgelesen hat, was er sagen wird. Nur wenn man Kongresse ungefähr so organisierte wie die Nationalsozialisten es gemacht haben, oder wenn man dem Publikum vertraute Texte von Schiller oder Musik klassisch gewordener Komponisten herunterspielte, konnte man (damals wenigstens, heute mögen die Dinge günstiger liegen) mit einer gesammelten Aufmerksamkeit des Publikums rechnen.

Dementsprechend war auch dieser Kongress unserer Arbeitsgemeinschaft eine so grauenhafte Blamage, dass mir am dritten Abend mein Freund Alfred Lomnitz sagte: „Hören Sie, Turel, es war eine so schauerliche Pleite, und Steinschneider war derartig erbost, dass ich an Ihrer Stelle gleich hier in Berlin bleiben würde.“ Dieser scheinbar paradoxen strategischen Weisheit lebte ich nach. Ich blieb in Berlin, assoziierte mich als Psychoanalytiker mit zwei Ärzten, Schmeidler und Simons, die an der Ecke Joachimsthalerstrasse-Kurfürstendamm in der Wohnung des berühmten Sexosophen Iwan Bloch eine glänzende Praxis für Haut- und Geschlechtskrankheiten eröffnet hatten, und versuchte weiterzuarbeiten.

Welche literarischen Auswirkungen meine Zusammenarbeit mit dem Charmeur Dr. Heinz Schmeidler gehabt hat, habe ich am Schluss meines ersten Kapitels beschrieben. Darüber hinaus ist dieser Mann aber für mich typisch geworden für die vergeblichen Versuche des jüdischen und des christlichen Liberalismus, den Nationalsozialismus zu beschwichtigen, indem man sich von so kompro-

mittierenden Gestalten wie dem Herrn Adrien Turel distanzierte.

Nur dadurch hat der Nationalsozialismus zur Macht kommen können, dass das gesamte Bürgertum sich immer wieder auf die Kompromisse des Lammes mit dem Tiger eingelassen hat, anstatt nach dem Grundsatz: „Principiis obstat!“ von vornherein gegen ihn zu opponieren.

Freilich, wie soll ein ausgedorrter Heuschober die Flamme unter Quarantäne setzen, die dazu bestimmt ist, ihn zu verzehren?

Die menschlichen Beziehungen waren meistens unerquicklich. Eines Tages, etwa 1932, traf ich auf dem Kurfürstendamm mit einem Menschen zusammen, der eigentlich ein uralt verständnisvoller Geisteskampfgenosse von mir hätte sein sollen. Seinen Namen will ich verschweigen; er lebt noch und ich möchte ihn weder historisch noch physisch vernichten. Ich sagte ihm: „Mahlzeit! Soeben habe ich den Führer gehört. Das ganze Nazitheater ist ja zum Kotzen! Der Mann ist einfach eine Kreuzung von einem Wagnersänger und einem preussischen Unteroffizier. Dabei gerät doch der ganze deutsche Generalstab, wie von einer Klapperschlange verzaubert, in die Fleischmaschine.“ Mein Freund wich befremdet zurück und, die Augen rollend wie eine Jungfrau im Zustande der Entjungferung, hauchte er nur die Worte: „Ein gottbegnadeter Redner!“ Mir graute vor dieser Backfischbegeisterung. Meines Erinnerns habe ich mit dem Menschen nie wieder gesprochen, denn wenn der Mann schon die patriarchalische Weltführung beansprucht, so muss er die Liebesverzauberung überwinden, die man gewöhnt ist, einer jugendlichen Köchin zugutezuhalten.

Was wird im Jahre 2000 Adolf Hitler historisch gewesen sein? Er hat nicht nur Deutschland, sondern ganz Westeuropa in einen Weltkrieg hineingerissen, der für die hegemonialen Mächte des Viktorianischen Zeitalters den kollektiven Selbstmord des Weltkrieges 1914–1918 vollendet hat. Deshalb erklärt man ihn für einen militärischen Dilettanten und Stümper. Aber schon um 1933 und erst

recht während des Zweiten Weltkrieges, als ich von der Schweiz aus, die wie eine Eisscholle im kochenden Ozean des Krieges wegzuschmelzen drohte, die Feldzüge Hitlers gegen Polen, dann gegen Frankreich, fast möchte ich sagen auch gegen das verbündete Italien verfolgte, habe ich aus meiner Geschichtsphilosophie heraus die Gesamtlage grundsätzlich anders beurteilt als meine Zeitgenossen: Viele Menschen können bezeugen, dass ich zu einer Zeit, wo noch die allermeisten Europäer auf den Sieg Hitlers mit Ergebenheit oder mit Zuversicht warteten, seine unvermeidliche Niederlage mit unerschütterlicher Gewissheit voraussah. Trotzdem aber konnte ich diese Niederlage nicht als Kennzeichen seiner strategischen Stümperhaftigkeit werten, weil mir ja schon seit Jahrzehnten, schon seit meinen Diskussionen mit Professor Anders, vor Augen stand, dass die berühmtesten Feldherren ihre Weltkriege genau ebenso katastrophal verloren haben wie Hitler. Nur der mangelnde geschichtsperspektivische Abstand verhindert uns zu erkennen, wie ähnlich Hybris und Schicksal Hitlers der Hybris und dem Schicksal eines Hannibal, eines Ludwig XIV. nach dem Frieden von Nimwegen (1679), eines Karl des XII. von Schweden nach dem Frieden von Travendal (1700), Friedrich des Grossen nach dem Frieden von Dresden (1745), eines Napoleon I. verlaufen sind. Nur dem Auseinanderbrechen der gegen sie kämpfenden Koalition haben Ludwig XIV. und Friedrich der Grosse ihre Rettung zu verdanken. Das hat mit ihrer strategischen Leistung nicht das Geringste zu schaffen. Eine dämonische Feldherrennatur sein heisst: welthistorisch bluffen. Gerade weil Hitler eine derartige Feldherrennatur war, ist es ihm ebenso ergangen wie auch dem viel zu wenig beachteten Diktator Francisco Solano Lopez, der in einem Kontinentalkrieg gegen Brasilien, Uruguay und Argentinien (1846–1870) mitsamt seinem Lande Paraguay man darf wohl sagen ausgerottet worden ist. Auch das Schicksal des bedeutenden und menschlich humanen Robert Lee, der im nordamerikanischen Sezessionskriege die Armeen der Südstaaten ebenso glorreich wie erfolglos

geführt hat, bestätigt nur die von mir aufgestellte Regel. „Les grands généraux, ces machines à perdre les guerres“, wie ich scheinbar paradox immer von neuem erklärt habe. So jammervoll mein Leben in Deutschland in mancher Hinsicht verlaufen ist, so vermag ich dennoch nicht zu leugnen, dass ich diese Einsichten gerade aus der deutschen Gesamtperspektive heraus gewonnen habe.

Aus dieser meiner Arbeit ergibt sich auch das Wesen aller Freundschaften, die ich in Deutschland geschlossen habe. So sehr ich auch einer Reihe von Menschen zugetan bin, so habe ich doch keinen Menschen und keinen Geist als mir ebenbürtig anerkennen können, der sich nicht aus der Kirchturmperspektive der Viktorianischen Imperialchauvinisten zu einer weltstrategischen Perspektive erheben konnte, von der aus nicht nur der französisch-österreichische Krieg von 1859 und erst recht der 1864er Krieg gegen Dänemark, sondern auch die Kampagne von Königgrätz und der deutsch-französische Krieg von 1870/71 nur taktische Kampfgruppen in einem in der Zeit abgestaffelten (retardierenden) Weltkrieg bedeuteten.

In diesen Anschauungen und Erkenntnissen wurzelt die Anhänglichkeit, die ich meinem Freunde Harro Schulze-Boysen (geboren am 2. September 1909, von den Nazi gehenkt am 22. Dezember 1942) bewahrt habe. Ich kenne sonst keinen aus dem deutschen Bürgertum stammenden Menschen, der so wie er das eigentliche Wesen meiner Geschichtsphilosophie erfahren hätte, ohne von mir abzurücken, als litte ich an der Lepra. Sage mir, für welche kosmischen Visionen du entbrennst, und ich werde dir dein politisches Schicksal sagen. Das deutsche Bürgertum nach dem ersten Weltkrieg hat sich zum Provinzialismus verdammt, indem es sich nicht nur vor dem russischen Marxismus, sondern auch vor dem grossen Sigmund Freud, vor der philosophischen Revolution eines Albert Einstein, vor der Nuklearphysik, die hernach so grosszügig von Russland und den Vereinigten Staaten adoptiert worden ist, bekreuzigte und dafür so albernen Hochstaplern wie einem Hörbiger, dem Schöpfer der „Welteislehre“,

oder dem famosen Herrn Schapeller, dem Schöpfer der „Weltkraftmaschine“, auf den Leim gingen. Zu den geistigen Seuchen der Zwanzigerjahre möchte ich nicht einmal den Dadaismus rechnen. So wie die russischen Kommunisten einen Pablo Picasso als „Kritiker“, Travestierer und Zertrümmerer des westeuropäischen Snobismus gelten lassen, ist mir der Dadaismus als eine Abbruchfirma erschienen, die den völlig instinktlosen Ästhetizismus der sogenannten gebildeten Schichten ad absurdum führte. Mit Leuten wie den Dadaisten Baader und Raoul Hausmann habe ich durchaus sinnvolle Gespräche geführt. Diese Menschen, die man nur für Clowns halten wollte, begriffen die epochale Bedeutung der Kernphysik weit besser als noch heutigen Tages viele höchst Gebildete.

Während die Dadaisten (wenigstens unter vier oder sechs Augen) das Entscheidende durchaus erkannten, wollten die Spiesser, denen man soeben ihre Ersparnisse und Bankguthaben „entmaterialisiert“ hatte, zwar von Spiritismus sehr viel, von Nuklearphysik aber gar nichts wissen. Wie sie sich selbst innerlich aufgegeben hatten, war ihnen gerade das Unernsteste und Albernstes noch gemäss. Da gab es einen Feuerwerksingenieur Hanns Hörbiger, der die Theorie aufstellte, alle Gestirne seien nur glitzernde Eissplitterchen oder riesige, kalte Eisbälle, Eisboliden, und der aus dieser Theorie die gesamte „klassische“ Astronomie (welche notabene damals schon in voller relativistischer und nukleometrischer Revolution begriffen war) mitsamt der Gezeitenlehre aus den Angeln heben wollte.

Noch jetzt besitze ich, aus dem Naufragium meiner Bibliothek gerettet, ein Dossier unter dem Stichwort „Les ratés“, in dem sich ein Büchlein „100 Autoren gegen Einstein“ befindet, ferner ein „Schlüssel zum Weltgeschehen“, das die Welteislehre Hörbigers beinhaltet. Ich litt geradezu physisch unter diesen Dingen, weil ich erleben musste, wie meine besten Freunde, die mich tief zu schätzen und zu verstehen glaubten, zu einer wahrhaft panischen Fahnenflucht in diese Gefilde geistiger Hochstapelei bereit blieben. In der schrecklichen Zeit des Dioskurenexperiments in

Frankfurt am Main, 1927 oder 1928, hatte ich mich schon mit der strategisch entscheidenden Weltkraftmaschine Schapellers auseinanderzusetzen. Eines Tages rief mich ein Maschineningenieur namens Reinhold Schenk in unserer Anwaltspraxis am Untermainquai 20 an (Telephon Hansa 9884), und sagte mir:

„Lieber Herr Turel, kommen Sie doch mal zu einem kleinen Schwarzen herüber. Ich muss Ihnen etwas zeigen. Haarsträubend ist es!“

Gesagt, getan. Nach dem Mittagessen ging ich hinüber. Er zeigte mir eine machtvolle Proklamation meines „Jüngers“ Friedrich Klein, Major und Maschinenfabrikant zu Dahlbruch in Westfalen, die Menschen deutschen Blutes aufrufend, sich der energeto-technischen Weltrevolution Schapellers anzuschliessen. Major Klein und noch mehrere andere Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft waren in einem riesenhaften, schwarzen Auto abgeholt worden, und man hatte sie nach dem Gral- und Zauberberg Aurolzmünster irgendwo in Bayern geführt. Dort hatte Schapeller die Kommandohöhe seiner künftigen deutschen Weltregierung wenigstens angelegt. Schon der blosse Name „Aurolzmünster“ hatte seinem Seherauge verraten, dass diese Ritterburg mit Gold (aurum) mindestens ebensoviel zu schaffen hatte wie das Fort Knox in den Vereinigten Staaten. Es war ihm offenbart worden, dass Attila, jener grosse Vorgänger Dschingis-Khans (vielleicht auch Hitlers) nach seiner Niederlage auf den Katalaunischen Feldern (451 n. Chr.) auf schmachlicher Flucht begriffen, hier im Schlosse von Aurolzmünster eine Art von Nibelungenhort vergraben und hinterlassen hatte. Diese Tatsache stand so fest wie nur irgend eine Aussage der Astrologie. Man war im Begriff, tief in den Berg hinein nach dem Schatz zu graben, die riesigen Dampfkräne standen schon bereit, welche die vielen Tonnen Goldes emporheben sollten, und zunächst hatte man schon eine geringfügige Hypothek auf den märchenhaften Hort aufgenommen.

Nach einem ausgiebigen Sektfrühstück, welches vermutlich auch schon aus den Schätzen Attilas finanziert worden war,

fürhte man meine Freunde in den Rittersaal des Schlosses. Dort waren vier mächtige Betonklötze in einem Abstand von etwa sechs Meter voneinander in den Boden eingelassen. Für jeden wirklich sachverständigen Techniker oder Ingenieur war es doch wohl sonnenklar, dass man diese Betonklötze nicht hätte anlegen können, wenn die Weltkraftmaschine nicht schon fix und fertig ausgerechnet gewesen wäre, welche darauf aufgebaut werden sollte.

Freilich waren die verschiedenen Teile dieser Weltkraftmaschine, die man natürlich (um das Geheimnis zu wahren) einzeln in ganz verschiedenen Industrierwerken in England, Schweden, Belgien, Frankreich, in den Vereinigten Staaten, bei der Schweizer Uhrenindustrie und in Werken bei Mailand oder Turin hatte herstellen lassen, noch nicht zur Stelle. Im gleichen Augenblick sollten sie, wie Diplomaten zu einem Friedenskongress, auf Auzolzmünster zusammentreffen, um das Welt-Meta-Magneton zu bilden, zu konstituieren, wie man vielleicht besser sagen würde. Dieses Meta-Magneton war so konstruiert, dass die beiden Pole innerhalb einer metaisolierenden Kugelschale gegeneinander gerichtet waren wie die Kohlenstifte einer elektrischen Bogenlampe. Zwischen diesen beiden introvertierten, metamagnetischen Polen entstand ein Kraftzentrum, von dem aus, wie von einem Leuchtturm, Todesstrahlen ins Weite gesteuert werden konnten. Diese Todesstrahlen waren nicht nur imstande, ganze feindliche Bataillons und Tankgeschwader von der Tafel des Lebens hinwegzuschieben wie Brosamen, sie konnten auch an allen deutschen Grenzen eine unsichtbare, alle elektrischen Motorzündungen paralyisierende und alle Geschossladungen zur Explosion bringende Wand bilden, an der feindliche Luftangriffe abprallen mussten wie Hornissen von einer Fensterscheibe.

Leicht ist es heutzutage zu sagen, meine Freunde seien eben Halbidioten gewesen, obgleich sich Architekten und Ingenieure darunter befanden. Dass im deutschen Bürgertum solcher Massenwahn entstehen konnte, der an den Kultus im portugiesischen Dorf Fatima erinnert, erweist

vollgültig, dass diese politischen Massen noch in einem steinzeitlichen Märchenwahn steckten und dass jede technosophische Schulung fehlte, ohne welche sich heutzutage keine Weltwirtschaft, keine Weltstrategie und nicht einmal grosse Börsen- und Finanzgeschäfte machen lassen. Die Geldschöpfung des Mephisto am Anfang des Faust II wurde damals in Deutschland lebendig wirksam. Denn auf Grund seiner Phantasmen, die eines H. G. Wells würdig gewesen wären, hat Schapeller sowohl von Ludendorff als auch vom Hause Doorn Hunderttausende eingeheimst, und meine besten Freunde erwarteten von ihm das Heil. In die gleiche Kategorie wie die Erfolge eines Hörbiger und Schapeller gehören auch die Schicksale eines gewissen Herrn Domela, der das Glück oder Unglück hatte, unwiderstehlich so auszusehen wie ein jüngerer Prinz aus dem Hause Hohenzollern. Dieser arme Schlucker wurde daraufhin fast gegen seinen Willen in allen kleinen deutschen Residenzen aufgenommen wie Gogols Revisor. Von hier aus bis zur Wiederkehr Kaiser Barbarossas aus dem Kyffhäuser und auch zum Herabstieg Mahadöh-Hitlers ist nur noch ein Schritt. Und Dr. Josef Göbbels brauchte nur diese jämmerlichen Possen, die ein grosses Kulturvolk mit sich spielen liess, zu studieren, um zu wissen, welche Saiten an der Harfe der deutschen Seele anzuschlagen waren, um das gesamte, dem Nationalsozialismus im Grunde feindselige Kleinbürgertum völlig zu lähmen und zum willenlosen Werkzeug der Propaganda zu machen. Die einfache Aufzählung dieser Fakten genügt, um die Hoffnungslosigkeit und Tragik meiner Lage in jenen Jahren darzutun. Es sollte evident sein, in welcher Gemütsverfassung im August und September 1930 mein Buch „Eroberung des Jenseits (I)“ niedergeschrieben wurde. Ich hatte das Gefühl, ein Testament zu Papier zu bringen, das von meiner Umwelt erst verstanden werden würde, wenn der Morphiumrausch des Hitlertums dem entsprechenden welthistorischen Katzenjammer gewichen sein würde. Immerhin hat jenes Buch, als es um die Jahreswende 1931 bei Rowohlt erschien, ein beträchtliches, fast

möchte ich sagen esoterisches Aufsehen erregt, und es ist bedeutsam, dass seine Tiefenwirkung und sein Erfolg durch ausgesprochene Zensurverbote haben erstickt werden müssen. Keineswegs aber war dieses Buch nur den Nationalsozialisten antipathisch. Ich besitze noch einige Kritiken aus der sogenannten liberalen Presse, in denen ich wahrhaft mit Kübeln von Beschimpfungen, Verdächtigungen und höhnischen Redensarten überschüttet werde. Manchmal kommen Kritiker einem vor wie Ertrinkende, die in ihrer Hilflosigkeit einfach um sich schlagen.

Aber Oskar Loerke, Karl Korsch, der nationalsozialistische Kronjurist Carl Schmitt, Graf Keyserling, noch viele andere, waren stark beeindruckt (auch die schon erwähnte Wirkung auf meinen Associé Schmeidler und auf Kritiker wie Otto Flake war sehr interessant). Darüber hinaus hat dieses Buch meine Beziehung zum „Gegner“ und zu Harro Schulze-Boysen geschaffen.

Der Schriftsteller Franz Jung, früher Marxist, fast Dadaist, ein begabter Nationalökonom, aber viel zu nervös, hatte den Versuch unternommen, eine expressionistische Zeitschrift „Der Gegner“ als oppositionelles, politisches Organ wiederaufleben zu lassen. Die Redaktion befand sich in der Charlottenstrasse am Gendarmenmarkt. Der Morphologe Ernst Fuhrmann, eine Jean Paulsche Figur, versuchte, nicht nur der wichtigste, sondern der einzige Mitarbeiter dieser Zeitschrift zu werden. Auf Grund der ihm eigentümlichen Schreibmaschinen-Diarrhöe sandte er jede Woche mindestens zwei Bogen Satz an die Redaktion. Um ein Gegengewicht zu schaffen, zog mich Jung heran, da er meine „Eroberung des Jenseits“ mit einer gewissen Ehrfurcht gelesen hatte. Wie in einer Schachpartie folgten auch hier Zug und Gegenzug aufeinander. Denn um mich wiederum zu verdrängen, nahmen die Leute von der Fuhrmann-Partei einen Jüngling namens Harro Schulze-Boysen auf. Er war ein Grossneffe des Grossadmirals Alfred v. Tirpitz, Sohn eines Korvettenkapitäns und kam zudem von der Jugendbewegung her. So nahmen meine machiavellistischen Feinde leichten Herzens an, dass er

für den Freudianer und Judengenossen, für den Franzosen mit roten Hosen und Vertrauten eines Georg Bernhard, mit einem Wort, für das verächtliche Subjekt Adrien Turel nichts als geringschätzende Abneigung empfinden würde. Bei der nächsten Redaktionssitzung begrüßte mich ein junger Mann von ein Meter fünfundachtzig Länge. Sein blasser, schmaler Kopf mit den stechenden Augen hätte an den jungen Bonaparte erinnern können, nur dass dieser Kopf auf dem Körper eines typischen Ulanenoffiziers sass. Das war nun der Mann, der mich auf der Redaktion des „Gegner“ mehr oder minder hinausbugsieren sollte. Statt dessen ergab sich prima vista Sympathie und Zusammenarbeit zwischen uns. Wir bildeten ein so hervorragendes Bipol, dass später einmal ein gemeinsamer Feind aus Wut darüber, dass man uns mit keiner Intrige auseinander bringen konnte, ausrief: „Ihr seid ja schwul miteinander!“ Worauf Boysen mit souveräner Sachlichkeit feststellte: „Wir sind nicht schwul, wir sind lesbisch.“

Boysen las die „Eroberung des Jenseits“, auch andere Bücher von mir, und wir besprachen die Beziehung meiner Theorie zum revolutionären Marxismus, mit dem sie ja niemals identisch gewesen ist. Aus unserer Verbindung hätte sich vielleicht eine nicht unwesentliche politische und historische Schule in Deutschland ergeben können, wenn die Zeit ausgereicht hätte. Aber, am 2. September 1909 geboren, war Boysen damals dreiundzwanzig Jahre alt, und da sich die Ereignisse überstürzten, blieb uns keine Zeit, den „Gegner“ zu einer wirklichen Keimzelle grosser Dinge auszubauen. Wohl aber begann es alsbald um uns von allen möglichen Leuten zu schwärmen und zu wimmeln. Ich möchte grundsätzlich keine Namen nennen. Es hätte dies keinen Zweck, weil es in der Hitze des Gefechtes unmöglich war, die Konjunkturritter von den blossen romantischen Blödiänen und von den Agents provocateurs zu unterscheiden.

Mir ging es jammervoll schlecht. Ich wurde (systematisch, sozialstrategisch gleichsam) in eine Notlage abgedrängt, die der Situation der ohnmächtigsten Arbeitslosen in den

USA zur gleichen Zeit entsprach, und die ein deutscher Mensch im beginnenden Wirtschaftswunder des strategischen Zauberkünstlers Adolf Hitler nur noch mit bedauerndem Kopfschütteln als ein Zeichen gänzlicher Unfähigkeit konstatieren konnte.

Ich musste mich, von der Arbeitslosenhilfe am Leben erhalten und kontrolliert von Beamten, die schon das Hakenkreuz im Knopfloch trugen, mit einer zwar sauberen, aber entsetzlich kahlen Stube ganz weit draussen am Absturz der Welten behelfen.

Wertvoll war es da für mich, dass Franz Jung, der mich zum „Gegner“ gebracht hatte, in dieser Situation veranlasste, dass ich in die Hausgemeinschaft seiner geschiedenen Frau Claire Jung aufgenommen wurde, wo ein Zeitungsdienst ebenso fleissig wie intelligent betrieben wurde, freilich mit sehr mässigem Erfolge, da damals die Ullstein-Konjunktur und die Mosse-Konjunktur im Absinken, dafür aber die Konjunktur des „Völkischen Beobachters“ im Ansteigen begriffen war.

Unser Feuilleton-Dienst wurde erstellt in einer etwas anti-quierten kleinen Villa weit draussen in Friedenau, äusserst idyllisch zwischen Wiesen und Parkanlagen, freilich in der Wüste, wenn man sich überlegte, dass wir schon von einer massiv nationalistisch und national-sozialistisch gesonnenen Nachbarschaft umgeben waren.

Ich glaube nicht, dass die Druckereien eines Herrn Streicher oder der Verlag des „Völkischen Beobachters“ damals noch vom Gerichtsvollzieher bedroht gewesen sind, wir aber waren es im ärgsten Masse und obgleich ich als Mitarbeiter am Feuilletondienst nichts Wesentliches geleistet habe, muss ich berichten, wieso ich unserer Firma nützlich geworden bin. Warum muss ich darüber Bericht erstatten? Um zu erweisen, zu welchem Dank ich nach dem Nietzsche-Ausspruch: „... Was mich nicht umbringt, macht mich stärker ...“ verpflichtet bin. Meiner athletischen Anlage nach (worin ich meinem Grossvater Pierre Turel glich) hätte ich vermutlich am besten zum Ziehmann getaugt, zum Boxer, vielleicht auch zum Flieger oder Astronauten,

und es ist der Stolz meines Greisenalters, dass diese Grundeigenschaften meiner Natur im Verlaufe meines Lebens immer wieder zum Vorschein gekommen sind. So habe ich unserem Feuilletondienst ein erstes Mal nützlich sein können, indem ich eine 3. Hypothek als vollwertig nachgewiesen habe, so dass sich eine kleine Summe ergab, die wir den Lämmergeiern unter unsern Gläubigern wie etwas angefaulte aber umso wohlschmeckendere Fleischbrocken vorwerfen konnten.

Dann kam aber die Zeit im Herbst und Spätherbst 1932, wo die Situation in unserer idyllischen Verlags-Villa für mich unerträglich wurde. Zwar waren die Wiesen ringsum wunderschön in der Versponnenheit des Herbstes, den ich in der norddeutschen Tiefebene ganz besonders liebe. Scherret und ich, der mit Frau Claire Jung zusammen mit Bienenfleiss den Feuilletondienst zusammenbastelte, wir gingen oft schon recht früh durch die taubeglänzten Herbstwiesen hinüber zu einer Art Kiosk, wo wir gutes frisches Pilsner-Bier bekamen (zeitlebens habe ich, wenn ich um vier Uhr morgens aufgestanden war, um sechs Uhr morgens gern einige Glas Bier mit dazugehörigem Korn getrunken). Die Stimmung war derart schön, dass ich an diesem Morgen das Gedicht verfasst habe:

Hoch steigt die Sonne aus dem Spalt der Berge.
Auf allen Hecken glänzt das Netz der Spinne.
Aus dieser Kühle löst sich warm der Morgen.
Von Blut und Liebe strotzt der junge Tag.

Der Leser wird wohl verstehen, warum ich das Kapitel I meines Curriculum vitae und auch das Kapitel IV habe schreiben müssen. Immer habe ich zwar nicht das zweite Gesicht gehabt, wohl aber die Doppelbodigkeit, die es mir ermöglichte, einerseits den Gegenstand und die Gegenwart zu geniessen, zugleich aber mich auch in Siriusferne davon abzusetzen, um den Zusammenhang der Dinge aus objektiver Ferne zu integrieren. So war es auch damals. Während ich mit Scherret durch die Frühwiesen schritt, wirkte in

mir unbestechlich und ununterbrochen die tiefe perspektivische Sehspaltung, vermöge derer ich alles, was mich umgab, zugleich als eine uns tödlichfeindliche Welt von zukünftigen Nazischergen erkannte, durchschaute.

Ich sprach mit Scherret und Frau Claire Jung. Ich sagte ihnen: „Feinde ringsum! Lauter Nazi! Im gegebenen Moment werden wir hier abgekillt werden, wie vergreiste Legehühner. Rücken!“

„Schon, schon, schon!“ erwiderte Frau Claire Jung mit dem melancholischen Blick der Frauen. „Das weiss ich selbst, aber die Ziehfirma verlangt volle 150 Mark, die haben wir doch nicht, da ihr beiden Säufer, Scherret und Du, liebes Turelchen, alles in der Beiz verbringt.“

Dieser tief begründete Vorwurf musste mich ins Herz treffen; so sann ich auf Abhilfe.

Am gleichen Abend begab ich mich hinüber zur „Stadt“, in eine Beiz, in der ich am Abend verkehrte. Dort sprach ich mit einem sozialdemokratischen Genossen. Mit diesem verabredete ich, dass er mit seinem Wagen punkt 1 Uhr nachts bei unserer Villa eintreffen würde, mit 2 andern Genossen, um uns beim „Rücken“ zu helfen. Wir verabredeten 36 Mark Unkosten. Mit leisem Augenzwinkern wurden noch 2 Flaschen Korn hinzugezählt.

Dann musste ich wieder zu Frau Claire Jung heimkehren und sie fragen, wohin wir nun „rücken“ sollten. Ja, das wusste sie schon. Sie hatte an der Seebahnstrasse in Berlin-Halensee eine Wohnung in Aussicht genommen, diese stand leer wie das Weltvakuum persönlich. Aber wie sollten wir es anstellen, um dahin zu gelangen?

Ich wusste Bescheid. In der nächsten Nacht um 1 Uhr früh waren meine Freunde aus der sozialdemokratischen Beiz mit ihrem Ziehwagen vor der Tür unserer Villa angelangt, lautlos wie auf Gummirädern, als hätte es niemals ein wieherndes Pferd gegeben.

Wir verwandelten uns alle nicht sowohl in Heinzelmännchen als in massive und athletische Zieh Männer. Sofort gab ich meinem Freund die beiden Flaschen Korn in Verwahrung, denn man darf den Sieg nur nach dem Sieg

feiern. Er versteckte die beiden Flaschen sorgfältig, mir freudig zuzwinkernd.

Dann haben wir alle miteinander von 1 Uhr nachts bis gegen 4 Uhr lautlos wir auf Gummisohlen die gesamte Wohnungseinrichtung unserer Villa, soweit sie an Maschinen, Betten usw. wichtig war, hinunter getragen auf den Wagen, und dann fuhr der Wagen lautlos und still vergnügt über die verschlafenen Strassen der national-sozialistisch vornehmen südwestlichen Berliner Vororte, querweltein, bis zur Seebahnstrasse in Halensee.

Dort trafen wir etwa um 5 1/2 Uhr früh morgens ein. Das Haus wurde aufgeschlossen, die gähmend leere Wohnung wurde aufgeschlossen, und um 7 Uhr morgens hatten wir uns schon in unserem neuen Home (My home is my castle! En son castel Seigneur est Roi!) eingegraben, wie ein Termitenpaar in die Wurzelbedingungen eines neuen Termitenbaues. Da erst holte mein Freund, der Ziehmann, die beiden bis dahin sorgfältig verhehlten Flaschen Korn aus ihrem Versteck, und selten habe ich so freudig mit Menschen, die meine Freunde waren und die mir geholfen hatten, derart vergnügt eine Masse Korn getrunken.

Während im allgemeinen die Zieh Männer schon in Berlin berüchtigt waren, weil sie unterwegs zwischen Aufladen der Wohnungseinrichtungen und dem Wiederabladen allzuviel Schnaps zu sich genommen hatten, hatte mein sozialdemokratischer Freund vollkommen kapiert, dass die Mannschaft erst nach gesichertem Sieg über die Schnur hauen darf. Frau Jung legte noch 10 Mark dazu und nur selten in meinem Leben bin ich mit meinen „Arbeitsklaven“ so wundervoll harmonisch auseinandergegangen. Am 15. Januar 1933 rief mich Boysen an und bat mich, sofort zum Café Adler am Dönhoffplatz zu kommen, wo allerhand oppositionelle Gruppen, auch die Gruppe meines Freundes Karl Korsch, zusammenkamen. Dort fand ich eine sich rasch vermehrende Gesellschaft bei einander. In einer Ecke sassen zwei oder drei Herren, derart vornehm zurückhaltend, Typus Kavallerieoffizier,

dass ich Boysen auf sie aufmerksam machte. Boysen nahm mich gleich beiseite und sagte: „Das sind Leute vom Herrenklub, so aus der Ecke Papen-Schleicher. Sie meinen, den Gegner ganz billig aufkaufen zu können, ich glaube, ich soll sogar einen Frack oder Smoking bekommen. Hör dir zunächst einmal die Sache an, nachher kannst du ja sprechen.“

Ich setzte mich in eine Ecke und hörte zu. Es war die blödeste Rattenfängerei, die mir jemals vorgekommen ist. Deshalb begann es auch bald in meiner zutiefst realistischen Seele zu brodeln. Als es mir zu dumm wurde, stand ich auf und hielt eine gänzlich undiplomatische, kleine Rede. Ich erklärte schlicht und einfach, der Herr v. Schleicher (damals Reichskanzler) sei nichts als eine Art Schnürsenkel, der Schuhe zu binden suche, an deren Spannung er zerreißen würde. Ich erklärte schlankweg, die staats-erhaltenden Parteien, insbesondere die Herrenreiter, versuchten es mit lauter Schlaumeiereien; so könne man es nicht schaffen; nur mit ganz anderen Methoden könne man der Hitlerflut begegnen.

Kurz nach meiner Rede entfernten sich die drei Kavalleriemajore, vermutlich geradezu skandalisiert, tief befremdet. Aber auch unter den Zurückbleibenden war die Stimmung für mich alles andere als günstig oder gar zärtlich. Ich hörte, wie jemand mir zurief, man müsste mich mal ordentlich verhauen. Diesen Helden vom „Gegner“ war eine grosse Hoffnung davongeschwommen, sich ehrenvoll aufkaufen zu lassen. Boysen aber verstand mich ganz gut. Wir waren uns darüber einig, dass der „Gegner“ sich im Dienst der verschiedenen Herren von Pappe lediglich blamieren würde, um dann im Stich gelassen und von den Nazis jammervoll geschlagen zu werden.

Vierzehn Tage später, am 30. Januar 1933 gegen Mittag, rief mich Boysen in der Seebahnstrasse, Halensee, an, wo ich bei Frau Claire Jung wohnte, und sagte mir: „Hitler ist Reichskanzler. Fahr doch mal mit der U-Bahn bis Potsdamerplatz und sieh dir das Volksfest an. Dann

kommst du vielleicht auf die Redaktion. Zunächst wird uns ja kaum etwas passieren.“

Gesagt, getan. Ich fuhr mit der U-Bahn bis Potsdamerplatz und ging durch die Stresemannstrasse (ehemals Königgrätzerstrasse, später Hermann-Göring-Strasse, wie sie jetzt heisst, weiss ich nicht) zum Brandenburger Tor und schritt dann sieghaften Gewissens die Linden entlang, stromaufwärts nach dem Schloss hin, mitten auf dem mittleren Spazierweg mit den Reitbahnen zu beiden Seiten.

Beiderseits auf dem Fahrdamm kamen mir massive Kolonnen von SA-Leuten entgegen, mit Fackeln in den Händen, für die Umzüge am Abend, strammen Schritts, so wie Gladiatoren in die Arena schreiten. Ich meinerseits marschierte gegen den Strom. Und siehe da: entgegen kam mir nun ein jüdischer Fabrikant und seine Frau, Menschen, die ich sehr gut kannte. Ich begrüßte sie freudig als Judengenosse, der ich bin, mitten zwischen den Heersäulen der SA-Leute, welche gemeinsam im Chorus die Verse von Felix Dahn sangen:

Gebt Raum, ihr Völker, unserem Schritt,
Wir sind die letzten Goten!

Ich begrüßte meine Freunde und sagte: „Menschenskinder, dicke Luft! Hauen Sie ab!“ Worauf die Dame mich anstrahlte und mit kindlicher Naivität sagte: „Aber, lieber Turel, seien Sie doch nicht hysterisch! Das ist ja ein Volksfest.“

Auch Boysen hatte ja von einem Volksfest gesprochen, aber in etwas anderem Sinne. The rest is silence.

Von diesem Augenblick an waren Boysen und ich darauf gefasst, verhaftet zu werden. Vermutlich habe ich eben in diesen Tagen auf einige meiner Dossiers das drollige Wort „Wüsterlei“ geschrieben, was dann bei meiner Verhaftung den SS-Leuten solchen Spass gemacht hat, dass sie in diesem Chaos von Manuskripten kaum weiter nachgeforscht haben.

Im übrigen lebten und arbeiteten Boysen und auch ich genau so weiter wie bisher. Ich versuchte (wenngleich ohne

grosse Eignung), der Frau Jung bei ihrem Feuilletondienst etwas zu helfen, und empfand die grösste Hochachtung für sie, weil sie mich nicht hinauswarf, obgleich ich für ihre Firma höchstens kompromittierend sein konnte.

Eines Märzabends, gegen neun Uhr, war ich mit mir selbst äusserst unzufrieden, denn ich hatte an jenem Tage noch nichts für die Weiterentwicklung des Weltreziproks und des Quaternismus geleistet. So musste ich Kraft schöpfen gehen. Ich ging hinunter in die kümmerliche Kaschemme einer gewissen Frau Schaffrath. Dort setzte ich mich hin, trank zwei Mollen und etliche Korn und ging dann nach Hause, um mich für einige Stunden an die Schreibmaschine zu setzen. Vor unserem Haus stand ein langes, schwarzes Auto; die Haustür stand offen, und alles war erleuchtet, unten im Hausflur wie oben in unserer Wohnung.

Ich ging hinauf, um nach dem Rechten zu sehen. Die Wohnungstür stand offen, mein Zimmer gleichfalls, und drinnen betätigten sich vier SS-Männer und zwei Kriminalkommissare. Sie hatten den Schrank, die Kommode, überhaupt alle Fächer aufgerissen und herausgenommen und waren damit beschäftigt, die marxistischen und sonstigen subversiven Schriften aus meiner Bibliothek auszusortieren und meine Akten zu mächtigen Bündeln zusammenzuschnüren.

Ich wurde sofort verhaftet. Ein gut aussehender und völlig nüchterner Mann in SS-Uniform verlangte meinen Ausweis.

Ich gab ihm meinen Schweizerpass. Er blätterte darin und sagte mit verhängnisvollem Blick: „Es ist Ihnen bekannt, dass Ihr Pass längst verfallen ist?“ so als hätte er ausdrücken wollen, ich sei staatenlos; worauf ich mit souveräner Sicherheit erwiderte, dass ich ohnehin kaum die Absicht gehabt hätte, mich auf meinen Schweizerpass zu berufen. Auf dieser Basis könnten wir nicht miteinander sprechen.

Ich wurde ins Columbiahaus gebracht, wo ich im Vorbeigehen hörte, wie Boysen in einem Zimmer verhört wurde. Er war mit seinem Untersuchungsrichter keineswegs einverstanden, denn seine Stimme schrillte deutlich. Gleich-

zeitig mit mir war auch die Redaktion des „Gegner“ in ihrem Dachstübchen hinter dem Potsdamer Bahnhof verhaftet worden.

Dann wurde ich (gegen elf Uhr abends, wieder im gleichen, langen schwarzen Auto) vom Columbiahaus weit hinaus gefahren, in einen der Kegelkeller, vor denen ich schon gewarnt worden war. Dort unten war alles grell beleuchtet. Die Nazi hatten sich eine Art von Polizeikommissariat eingerichtet. Ich wurde in ein Kellergewölbe geschoben, wo ich mich am Boden ausstrecken musste. Das Stroh auf den Zementfliesen war mit lauter Fahnen „schwarzrot-senf“ zugedeckt. Ich musste mich auf den Rücken legen und „die Schnauze halten“. Gegen zwölf Uhr ging die Tür auf und Boysen wurde hereingeführt, mit drei anderen Leuten vom „Gegner“. Alle mussten sich parallel zu mir hinlegen.

Zu sprechen war uns streng verboten. Die ganze Nacht blieben wir scharf beleuchtet, und an der Tür hielt ein SA-Mann von mindestens ein Meter neunzig Grösse Wache. Er sass auf einem Schemel, und zwischen seinen Knien spielte er mit seiner Armeepistole. Bald nahm er die Ladung heraus, bald schob er sie mit einem Knacken wieder hinein, vermutlich damit wir Bescheid wüssten.

Diese Nacht war sehr bewegt. Gegen ein Uhr brach die Tür auf. Herein stürzte ein SA-Kommissar, gefolgt von zwei Adjutanten. Es wurde gebrüllt: „Ist hier ein gewisser Turel?“ Ich erhob mich gehorsamst.

„Stramm stehen! Wie heissen Sie?“

„Adrien Turel.“

„Wie?“ meinte der Kommissar, indem er die Hand ans Ohr hielt. „Ich hör’ immer: Jid!“

Ich stand unentwegt. Mir war weder zum Lachen noch zum Zittern.

Dieses erste Verhör fand, wie gesagt, etwa um ein Uhr statt. Um zwei Uhr wurde der Mann, der zwischen Boysen und mir lag, brutal herausgeholt, und bald hernach dröhnten zwei Pistolenschüsse draussen gewaltig durch den Gang. Später haben wir festgestellt, dass der Mann, in dem

wir schon lange einen Agent provocateur vermuteten, sich weiterhin quietschfidel seines Lebens erfreuen durfte. Wie er gleichsam mit Fusstritten hinausgetrieben wurde und wie dann die Schüsse knallten, hatten wir nur glauben sollen, er sei grausam hingeschlachtet worden. Dann hätten wir als Verbreiter von Greuelnachrichten gut ad absurdum geführt werden können.

Um drei Uhr morgens wurde ich nochmals emporgerissen und verhört.

Gegen fünf Uhr kam Boysen an die Reihe.

Um sechs Uhr wurde ein Kommunist hereingebracht und in einer Ecke leise verhört. Da er leichenblass wurde, vermute ich, dass es ihm viel schlimmer erging als uns. Manchmal möchte man sich fast genieren, mit gesunden Knochen weiterzuleben.

Gegen sieben gelang es Boysen, mir zuzuflüstern, ich würde jetzt bald herauskommen, und ich solle mich dann sofort um ihn und die anderen bemühen. Er war gut informiert. Gegen neun Uhr wurde ich im gleichen grossen, schwarzen Auto ins Columbiahaus zurückgebracht. Gegen elf begann ein fast dreistündiges Verhör durch einen grossen, stattlichen Herrn, der mir eine Zigarette anbot und sagte, er habe das Vergnügen, mir mitzuteilen, dass sich gegen mich nichts eigentlich Belastendes vorgefunden habe. Man würde mich alsbald entlassen, er möchte nur das Vergnügen haben, sich mit mir zu unterhalten, bis meine Akten im anderen Raum daneben durchgeprüft seien.

Dann haben wir fast drei Stunden miteinander gesprochen. Zwischendurch brachte ein Adjutant einen Zettel. Mein Dialogpartner sah vom Zettel auf und sagte: „Gleichzeitig mit Ihnen wird auch Harro Schulze-Boysen verhört. Er hat gestanden, Sie hätten das und das gesagt ...“

Darauf antwortete ich: „Das ist ausgeschlossen. Boysen hat das auf keinen Fall gesagt. Es muss ein Missverständnis sein.“

Später hat mir Boysen erzählt, genau in der gleichen Weltminute sei auch in seinem Zimmer ein Adjutant mit einem Zettel erschienen, auch sein Untersuchungskommissar

habe die Augen von dem Zettel aufgeschlagen und gesagt: „Adrien Turel hat das und das zugegeben.“

Worauf Boysen antwortete: „Ausgeschlossen. So etwas tut Turel nicht. Das ist reiner Unsinn.“ (Denn obgleich er als Deutscher gefährdeter war als ich neutraler Schweizer verhielt er sich weniger gewählt in seiner Ausdrucksweise.)

All solche psychologischen Schlaumeiereien prallen völlig wirkungslos an mir ab. Schon eher wäre ich für grosse politische Konzeptionen empfänglich gewesen, aber dergleichen war ja bei den Nazi kaum zu erwarten.

Die folgenden Monate vom März 1933 bis Ende Mai 1934 wären einem Normalbürger wahrhaft unerträglich erschienen. Bei mir lag die Sache insofern anders, als ich mich schon nach „Christi Weltleidenschaft“ damit abgefunden hatte, im ganzen Dasein niemals mehr eine gute und befriedigende Woche zu erleben. Jetzt wurde ich nur noch strenger boykottiert als früher schon. Diese Situation bedeutete nur eine Steigerung und befremdete mich viel weniger als irgend einen Ullstein-Autor oder Redaktor einer linksstehenden Zeitung, dem erst jetzt ein Maulkorb vorgebunden wurde. Im tiefsten und eigentlichsten Sinne hatte ich von jeher unter Zensur gestanden.

Nach jenem Verhör wurde ich gegen drei Uhr nachmittags entlassen. Man brachte mich nach Hause zurück, im gleichen langen, schwarzen Torpedo mitsamt dem grössten Teil meiner zusammengebündelten Akten und geleitet von zwei oder drei hochgewachsenen SS-Leuten, die mir auf der Fahrt längs des Kurfürstendamms nach Halensee einschärften, ich hätte mich auf keinen Fall als misshandelt zu betrachten. Ich erwiderte nur sehr kühl: „Ja, geprügelt hat man mich nicht!“

An der Seebahnstrasse wurde ich mit meinen Aktenpaketen auf den Bürgersteig gesetzt, und ich bemerkte, wie meine SS-Begleiter stutzten, als ich gleichsam beschwingt und erleichtert die Riesenfracht meiner Akten ergriff und in meinem Haustor verschwand.

Warum fällt es mir so sehr schwer, aus meiner Berliner

Zeit, aus meiner Deutschlandzeit zwischen 1900 und 1934 zu erzählen?

Scheinbar ist die Antwort tragisch einfach: Man fühlt sich verantwortlich. Man prüft sich, ob man nicht verpflichtet gewesen wäre, mit diesen Menschen aus Treue zu Grunde zu gehen, wenn man sie nicht aus der Gefahr mit fort-reissen konnte. Dann stellt man fest, dass die Menschen, die man hätte retten wollen, entschlossen waren, sich um keinen Preis retten zu lassen und ganz zuletzt in einer Art von Verzweiflung fallen einem vielleicht die Mittel ein, mit denen ein Rettungsschwimmer zuweilen einen Nichtschwimmer zu retten vermag. Bekanntlich neigt der ertrinkende Nichtschwimmer dazu, in selbstmörderischem Krampf um sich zu schlagen und seinen Retter so zu umklammern, zu umstricken, dass dieser mit ihm zu Grunde geht. Verhalten sich in der Geschichte nicht ganze Völker ebenso? Z. B. die Athener nach dem Tode des Perikles bis zur Hinrichtung des Sokrates, indem die „Landsgemeinde“ der Athener auf der Agora jeden Politiker hinrichtet, der zur Klugheit redet und nur demjenigen Demagogen Beifall entgegenbraust, der sie zu grössenwahnsinnigem Selbstmord aufpeitscht?

Allzu leicht ist es, sich mit solchen Überlegungen auszu-reden. In Berlin gab es den Spruch: „Wer nicht will, der hat schon!“ Das heisst auf „deutsch“: „Wer nicht hören will, muss fühlen! Wenn meine Freunde mich durchaus für einen Hochstapler oder Feigling halten wollen, Hitler dagegen für den kommenden Heiland, so mögen sie verrecken! Ich habe meine Pflicht getan. Die Götter wollen Dein Verderben, fort eil' ich nicht mit Dir zu sterben!“

Es ist klar, dass man zeitweise zu solchen Rechtfertigungen greifen muss, ebenso klar aber auch, dass sie einen selbst nicht befriedigen. Das erhellt schon daraus, dass ich bis zum Anfang Juni 1934, scheinbar gelähmt und von des Gedankens Blässe angekränkt wie Hamlet, Prinz von Dänemark in der von uns „eroberten“ Wohnung in der Seebahnstrasse Halensee ausgeharrt habe, und zwar durchaus nicht nur aus Anhänglichkeit an die Menschen, die den

Feuilletondienst herstellten. Vielleicht im Februar oder März 1934 (ich kann das Datum heute nicht mehr rekonstruieren) habe ich an einem späten Abend das folgende Gedicht verfasst:

Am dunklen Fenster

Der Raum ist dunkel und die Stund ist frei.
Vor meinem Fenster rollt ein Zug vorbei.
Er lockt mich nicht, wohin es geht der Fahrt:
Wohin ihr kommt ist schlechte Gegenwart.
Noch keiner fands: auf ungestümen Gleisen
Dem Willen nach in künft'ge Zeit zu reisen ...
Mich lockt nicht andern Orts der grüne Baum.
Die blaue Südsee ruft den Wand'rer kaum.
Im Rad des Raumes narrt euch jede Fahrt.
Wohin ihr kommt, ist schlechte Gegenwart.
Ich bin nicht mehr in diese Zeit geboren.
Des Raumes Schwingen habe ich verloren.
Vom Schlaf beseelt, im Werden eingefaltet,
Bin ich ein Teil von dem, was sich gestaltet,
Und noch nicht ist. Der Lenz, der uns befreit,
Ist, hier am Orte, eine neue Zeit.

Als ich diese Verse niedergeschrieben hatte, löschte ich das Licht aus und legte mich schlafen. Der Lohn für diese Leistung folgte auf dem Fusse. Schon am nächsten Tage kam die Kriminalpolizei zu mir und fragte mich, schon mit den Handschellen klirrend, warum ich, und welchem kommunistischen Landesfeinde ich in der Nacht Blinkzeichen gäbe. Hysterische Klatschbasen hatten mich schon denunziert, als sei ich offensichtlich mit irgendeinem heimtückischen Gegner des heiss geliebten Führers im Bunde. Immer noch nicht konnte ich mich dazu aufraffen, aus Hitler-Deutschland zu entschwinden, denn für einen Menschen, der die Weltlage so empfand, wie sie sich in obigem Gedicht ausdrückt, stellte sich immer wieder die qualvolle Frage: wohin? wohin mit besserem Nutzen?

Was gewisse Emigranten mir aus Paris schrieben, als könnte ich dort von Nutzen sein, erinnerte mich lediglich an die deutsche Emigration in Paris und London nach 1848. Wenn man schon ein Unzeitgemässer ist, so ist man es überall in der zeitgenössischen Schale dieser runden Welt.

Das waren (während ich noch einigen Menschen psychoanalytisch zu helfen vermochte) meine scheinbar hamletischen Überlegungen (oder ist vielleicht Hamlet bei Shakespeare in Wirklichkeit gar kein „Hamlet“?) im März, April, Mai 1934, bis ich mich, völlig eingekreist und abgewürgt, dann doch dazu entschliessen musste, Berlin und Deutschland zu verlassen.

In den allerersten Junitagen liquidierte ich alles in Berlin nach dem philosophischen Prinzip: „Omnia mea mecum porto“. Nur ganz unter der Hand nahm ich Abschied von wenigen Leuten, bestieg mit einem einzigen Kofferchen auf dem Potsdamer- oder Anhalter-Bahnhof den Zug und entschwand aus Deutschland wie ein Morgennebel. Ähnlich einem Ullsteinschen oder jüdischen Emigranten Und dennoch ganz anders, weil ich niemals in Deutschland zu den erfolgreichen Männern und Frauen der Zwanzigerjahre gehört hatte.

An einem silberhellen Mittag (es sollte der 5. Juni 1934 gewesen sein, da ich an meinem Geburtstage in Zürich anlangte) erreichte ich Friedrichshafen und bestieg nach kurzen Formalitäten den Dampfer, der mich nach Romanshorn hinüberbrachte. Ich stand fast allein auf dem blitzsauberen Schiffe. Glitt ich nicht wie ein Erlöster durch den hellen, durchsonnten Nebel in die Sicherheit, in die Freiheit und in den Frieden?

Keineswegs.

Dass ich das nicht konnte, dass für mich die Illusion einer solchen Befreiung aus der Hölle in die demokratische Freiheit einer „ändern“ Welt nicht in Frage kam, dafür sorgte meine mathematische Grübeleien über den Begriff der Grenze, von der ich seit meiner Jugend besessen gewesen war.

Schon in meiner Kindheit drückte ich scherzhaft meine Verzweiflung aus, indem ich ausrief: „Das grenzt ans Grenzenlose!“ Wenn ich das sagte, sollten die andern lächeln, denn für mich war es eine lustige Frage, wie irgendetwas ans Grenzenlose grenzen sollte, wenn andererseits das Grenzenlose unbegrenzt bleiben sollte.

Mathematiker mögen glauben, dass sie den Begriff der einseitig abgrenzenden Flächen erfunden haben, für mich haben die Abgrenzungen des Privatbesitzes und auch der Staatsareale zueinander immer schon das Grundproblem jeder Nationalökonomie und Weltpolitik bedeutet.

Was bedeuten praktisch die Grenzen der Staaten zueinander?

Bedeutet die Grenze das Gleiche für den grossindustriellen Produzenten und für den Bankier?

Bedeutet die Grenze das Gleiche für den Schmuggler und für den Zollbeamten?

Bedeutet die Grenze das Gleiche im Krieg und im Frieden?

Bedeutet die Grenze das Gleiche in einem Sonderkrieg wie zwischen Frankreich und Deutschland 1870/71, und in einem Weltkrieg wie dem spanischen Erbfolgekrieg oder dem 1. Weltkrieg von 1914/18?

Bedeutet die Grenze das Gleiche in einem Bürgerkrieg wie die französische Kommune von 1871 und in dem ersten grossen Weltbürgerkrieg von 1939/45?

Bedeutet die Grenze das Gleiche für ein Geschoss, das tunlichst reibungslos bis zum Ziel durch die Atmosphäre schiessen soll und für ein Gestirn wie den Planeten Saturn oder für einen Kometen, der in atmosphärisch aufgelöster Gestalt durch das Vakuum gravitiert?

Bedeutet die Grenze das Gleiche für ein euklidisches Bauertum um 1850 wie für ein Atom, für ein Elektron im Bewegungs-System unserer heutigen Nuklearphysik?

Man begreife, dass die Kernphysiker seit Max Planck sich ganz zu Unrecht wundern, wenn sie glauben, irgendetwas „Revolutionäres“ in die menschlichen Beziehungen gebracht zu haben, wenn sie vermerken, dass ein Nuklearkorpuskel einerseits streng abgegrenzt im Raume lokalisiert

sei, andererseits allgegenwärtig in seinem gesamten vierdimensionalen Gravitationsbereich.

Genau die gleichen Probleme der lokalisierten, streng abgegrenzten Eigentumsgegenwart und der Allgegenwart im ganzen Beziehungsbereich haben jeden Begriff der Machtgrenze zwischen den modernen Kulturstaaten und zwar auf der ganzen Erde unsicher gemacht und verwirrt, und haben eben deshalb immer zu neuen Kriegen geführt, solange das Zeitalter der Entdeckungen (1492–1521) die ganze Schale der Erde sphärisch geschlossen und eben dadurch von den andern Gestirnen abgesetzt hatte.

.....

Als ich damals, an jenem 5. Juni 1934 das Schiff an der deutschen Bodenseeküste bestieg, um nach Romanshorn in meine Schweizer Heimat zurückzufahren, war ich schon voll gewichtig mit all diesen Problemen belastet. Infolgedessen kam es mir schon vor, als sei ich von Le Havre oder von Southampton nach New York ausgewandert.

Wo liegt da die Grenze zwischen dem alten Europa und dem neuen Amerika? Liegt sie im Zoll von Southampton? Im Zoll des New Yorker Hafens? Liegt sie mitten dazwischen, im Meridian der Azoreninseln, wo Papst Alexander VI. die Welt zwischen Spanien und Portugal hatte abgrenzen wollen?

Man begreife, dass ich damals nicht das erlösende Bewusstsein haben konnte vom Land der Knechtschaft über eine Grenze in das Land der Freiheit hinüber zu wechseln

In einer ganz anderen Dimension, im Querweltein einer neuen Zuordnung der technischen Werte, wie ich sie in allen meinen letzten Büchern definiert habe, lag für mich schon damals die ganz neue und neuartige Versöhnung aller politischen Feindschaften der Nationen untereinander.

Mit alledem war ich damals befrachtet und der Leser wird daher verstehen, dass ich zur Spitze des Schiffes ging, damit jenes verhältnismässig schwache Seefahrzeug von

meiner übergewichtigen Person weder auf Luv noch auf Lee Schlagseite bekommen sollte.

Im gleichen Sinne war ich mir bewusst, dass ich als Heimkehrer (Revenant) in meine eidgenössische Heimat zunächst als Belästigung (Belastung?) und als Störenfried gleichsam empfunden werden würde.

Epilog

Kann man die Bilanz eines Geschäftsjahres schon im September, Oktober oder November abschliessen?

Dieser erste Band meiner Erinnerungen spannt nur durch 45 Jahre: Von meiner Zeugung im September 1889, über meine Geburt, meine so sehr schwere Geburt am 5. Juni 1890, über die Periode in Chailly sur Lausanne und dann über die Deutschland-Periode von 1900 bis zum Juni 1934. Kontrolliert man nun diese Daten an Hand meines Werke-Verzeichnisses, wie ich es auch am Ende dieser Veröffentlichung wiederhole, so findet man, dass die ganze Reihe meiner Arbeiten aus der Schweizer Periode fehlt, welche zahlreicher und ausgereifter sind als die grundlegenden Werke aus der Deutschland-Periode.

Habe ich dann das Recht, diesen ersten Band meiner Erinnerungen schon als Bilanz meines Lebens zu bezeichnen? Ist es auch nur wahrscheinlich, dass ich in meinem 66sten bis 70sten Jahr dazu kommen werde, einen zweiten Band zu verfassen?

Der wichtige II. Teil meines „Generalangriff auf die Persönlichkeit“ trägt die Überschrift: „Wie weit zurück muss man den Anlauf nehmen, um weiter zu springen als aus dem Stand?“ Da ich mit meiner Psychoanalyse 2. Stufe prinzipiell bis auf die eigene Zeugung zurück den Anlauf genommen habe, glaube ich auch antizipieren zu können und die Bilanz, das Fazit, die Summa summarum (nehmt alles nur in allem) meines ganzen Daseins ziehen zu können, als ob ich schon gestorben wäre. Also über die Arbeiten hinaus, die bis 1955 veröffentlicht worden sind. Offensichtlich läuft die Bilanz meines Lebenswerkes hinaus auf eine ganz neue Fassung des biogenetischen Grundgesetzes, welches mit Recht einem Ernst Haeckel gutgeschrieben wird. Haeckel sagt: „Die Entwicklung des Individuums von der Zeugung bis zur Geburt wiederholt summatim die gesamte philogenetische Entwicklung des Lebens auf der Erde.“ – Ich sagte: „Die Entwicklung

der Persönlichkeit von der Zeugung bis zum Tode entspricht in einer Art von Querwelten der Entwicklung der Menschheit von der Altsteinzeit bis zum Zeitalter der vollentwickelten Astronautik.“

Mit der Astronautik tritt die Menschheit aus sich selbst. Von den Subtrabanten aus wird sie sich wie von einem anderen Gestirn aus „von aussen“ sehen und eben dadurch integrieren. Etwas Ähnliches unternimmt ja auch die Persönlichkeit, wenn sie im abgeklärten Alter sich selbst historisch oder objektiv zu sehen versucht.

Es ist nun wichtig, dass ich schon im Jahre 1917 (nach Ausbruch der russischen Revolution im März, aber mehrere Monate vor meinem Eintritt in die psychoanalytische Arbeit) eine Novelle geschrieben habe: „Die Versuchung auf dem Berge Dag“. In dieser Novelle lässt sich der Heilige Sanga von einem Teufel namens Kremaker dazu verführen, aus seiner embryonalen Yoga-Stellung in das Weltall ausbrechen zu wollen. Die letzten Absätze lauten dann:

Langsam erliegend rang der Gottsucher mit all dem Leben, das seine Seele nicht mehr zur Einheit bändigen konnte. Machtlos war sein Wille wie ein allzu schwacher Reifen um ein gärendes Fass.

„Wahre dich, Sanga“, höhnte Kremaker in des Heiligen Todeskampf. „Rette Deine Einheit. Du wirst das All doch nicht meistern – du wirst Gott doch nicht von aussen sehen.“

Aber nichts antwortete ihm aus dem Sturm, denn Sanga war nichts weiter mehr als ein zerberstender Ring. Als der neue Tag anbrach, zerfloss er ins All und hörte auf zu sein – weil das Ganze hatte sein wollen, und der Teil zugleich.

1930, also volle 13 Jahre später, habe ich dann das gleiche Thema einer Integration oder Synthese des Hüben-Drüben, des Diesseits-Jenseits, der Vergangenheit und Zukunft weit

optimistischer angepackt, weil schon im Besitz der Psychoanalyse. Das bezieht sich auf mein Buch „Die Eroberung des Jenseits (I.)“, und zwar auf das dritte Kapitel: „Unsere Weltstunde ist die Geburtsstunde der Menschheit“. Dort stehen Sätze, welche mir das brüllende und wiehernde Hohngelächter nicht nur der Nazi-Kritik, sondern auch der Ullstein-Kritik eingebracht haben:

Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft war die Embryonalgeschichte der Menschheit.

..... In allen bisherigen Staatenmodellen bildeten geborene Menschen einen ungeborenen Staat. Nennt man den Staat das Integral und den Menschen als Individuum das Differential der Gesellschaftsbildung, so standen in diesen Gebilden das Differential und Integral somit „jenseits“ zueinander ...

Man wird mir heute verzeihen, wenn ich in jenem Rowohlt-Buche mitten im furchtbaren würgenden Gedränge der emporsteigenden Nazi-Krise noch nicht im Stande gewesen bin, meine neue Fassung des biogenetischen Grundgesetzes so klar zu integrieren, wie ich es heute vermag. Ich war dazu noch nicht im Stande, obgleich ich schon vorher in einer Arbeit über Dante, die ich in der von Willy Haas herausgegebenen „Literarischen Welt“ schon dargestellt hatte, wie der gewaltige Florentinische Prior der Apotheker, Ärzte und Geburtshelfer in Florenz (man denkt unwillkürlich an Sokrates) in seiner „Göttliche Komödie“ diese Querweltein-Stülpung der Lebensreise vorabgebildet hatte.

Heutzutage (1956) lassen sich diese Dinge verhältnismässig leicht darstellen: wie das Kind vor seiner Geburt von den Ur-Gespielen, das heisst, von Lunge, Herz und Gedärmen seiner Mutter umgeben, die Gestalt der Mutter auf keinen Fall integrieren kann, vielmehr erst nach seiner Geburt, nachdem es ihr von Gestalt zu Gestalt gegenübergetreten ist, kann der Mensch, auch der Kulturmensch als Bürger

eines Viktorianischen Machtstaates das Wesen der Menschheit nicht integrieren, so lange er von Staat zu Staat, von Kolonialgebiet zu Kolonialgebiet, gleichsam noch innert der Menschheit je in einem ihrer Organe befangen ist, ganz ähnlich wie das Ungeborene inmitten der Organe seiner Mutter.

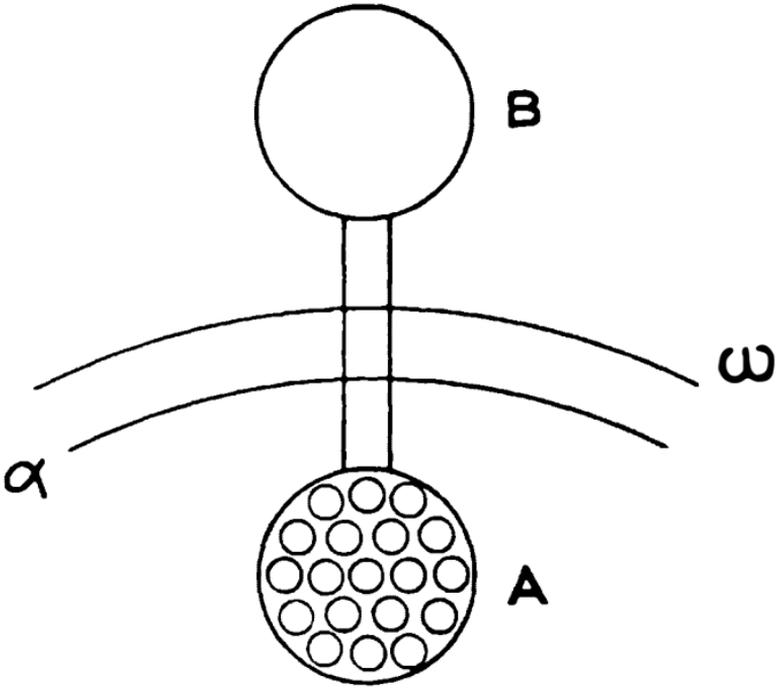
Der Leser wird nun wohl verstehen, warum ich bei meiner Überfahrt über den Bodensee von Konstanz nach Romanshorn nicht und auf keinen Fall das Erlebnis einer „Erlösung“, eines Geborenwerdens in eine freiere Dimension der menschlichen Gesellschaft erleben konnte. Mochte ich auch als moderner Ahasver von einem Land und sogar von einem Kontinent zum anderen flüchten, immer blieb ich innerhalb des Organen-Gefüges der verzankten Menschheit als unserer gemeinsamen „Mutter“ oder Uterus-Heimat.

Die entscheidende Aufgabe war nur „kollektiv“ zu leisten; durch den Ausbruch querweltein, einmal in das bis dahin jenseitige Gebiet der Nuklearphysik, zu zweit aber durch den Ausbruch in die Astronautik, damit das Unternehmen des Heiligen Sanga endlich realisiert werden kann, indem die Menschheit aus ihrem bisherigen sich selbst abwürgenden Gedärme-Geschlinge heraustrete, um sich aus Sternenferne objektiv selbst zu erblicken und auf diesem Wege zu integrieren. Freilich nur im Spiegel der Nuklearphysik, welche die reziproke Differentiation zur astronautischen Integration darstellt.

In diesem Sinne glaube ich, das Fazit meiner Lebensarbeit schon jetzt in befriedigender Weise ziehen zu können.

*

* *



Werke-Verzeichnis Adrien Turels zu Lebzeiten:

Deutschland-Periode:

Es naht gen den Tag (Gedichte). Kentaur-Verlag, Wolgast, 1918.

Selbsterlösung (Essays). S. Fischer-Verlag, Berlin, 1919.

Wiedergeburt der Macht aus dem Können. Dreimasken-Verlag, München, 1921.

Christi Weltleidenschaft (Dichtungen). Verlag Die Schmiede, Berlin, 1924.

Keinen Gott als nur die Menschheit! Selbstverlag, Frankfurt a.M., 1929.

Die Eroberung des Jenseits. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin, 1930.

Autarkie, Technokratie, Genetokratie. Verlag Waldemar Hoffmann, Berlin, 1934.

Schweizer-Periode:

Du Règne de la Mère au Patriarcat. Félix Alcan, Paris, 1938.

Bachofen-Freud (Zur Emanzipation des Mannes vom Reich der Mütter). Hans Huber-Verlag, Bern, 1938.

Weltleidenschaft (Gedichte und Wiederabdruck von „Christi Weltleidenschaft“). Verlag Oprecht, Zürich, 1940.

Die Greiselwerke. Verlag Oprecht, Zürich, 1942.

Dein Werk soll Deine Heimat sein (Roman). Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1942.

Maß-System der historischen Werte, Verlag Oprecht, Zürich, 1944.

Vom Mantel der Welt (Gedichte). Selbstverlag, Zürich, 1947.

Von Altamira bis Bikini, die Menschheit als System der Allmacht. Selbstverlag, Zürich, 1947.

Russland und Amerikas Wettlauf zur Eroberung des Jenseits. Diana, Zürich, 1950.

Ergreif das Heute (Gedichte). Tschudy, St. Gallen, 1954.

Generalangriff auf die Persönlichkeit und dessen Abwehr. Selbstverlag, Zürich, 1955.

PERSONENREGISTER

- Ador, Gustave 121 ff.
 Aischylos 26, 183
 Alexander der Große 32, 82
 Alexander VI. 274
 Aljechin, Alexander 83
 Alkaios 24
 Anders, Dr. Franz 25 ff., 33, 36,
 135, 139 ff., 190 ff., 209, 252
 Anderssen, Adolf 80 ff., 92
 Anklam 78 ff.
 Arco, Graf 68, 217
 Assisi, Franz von 148, 150
 Attila 255
 Augustinus 53
 Avenarius, von 15, 144

 Baader, Johannes 254
 Bach, Johann Sebastian 187
 Bachofen, Johann Jakob 153 ff.,
 168, 177, 182, 187
 Bäumler, Alfred 155
 Bakunin, Michail 99, 231
 Barbara, Heilige 88, 90
 Bardeleben, Kurt von 78, 80
 Baudelaire, Charles 41, 150
 Bauer, Ernst 135, 194
 Bazaine, Francois Achille 188,
 198
 Le Beaucairois, Laurent 163
 Bebel, August 122, 155, 177, 200
 Becher, Johannes R. 68
 Beethoven, Ludwig van 183, 187
 Begas, Reinhold 85
 Bergemann, Rudolf 135, 167,
 194 ff., 213
 Bernhard, Georg 54 ff., 106 ff.,
 225, 235, 242, 259
 Beust, Graf von 188
 Bichat, Xavier 10
 Bie, Professor 49 ff.
 Bierbaum, Otto Julius 41
 Bismarck, Otto von 108 ff., 187 ff.,
 203, 211
 Björnson, Björnsterne 50
 Blackburne 90
 Blaich, Dr. 45
 Blériot, Louis 138

 Bloch, Iwan 49, 250
 Blümel, Carl 23
 Bott, Professor 135, 141 ff.
 Botwinnik, Michail 87
 Bourbaki, Charles 188
 Brantôme, Pierre de 171
 Brecht, Bertolt 68
 Bredow, Frl. von 62
 Breitbart 185
 Breitscheid, Frau 68
 Breyer 92
 La Bruyère, Jean de 171
 Bürger, Gottfried August 24
 Busch, Wilhelm 21

 Caesar, Gaius Julius 10, 79, 165,
 194, 231
 De la Calmette, Aimable 163
 Calvin, Jean 120
 Cantor, Georg 187
 Capablanca, José Raoul 83 ff., 94
 Carnot, Lazare 188
 Caro 83
 Catull 145, 165
 Chamberlain, Houston Stewart
 191
 Chamfort 171
 Chamisso, Adelbert von 28, 131
 Christie, Agatha 67
 Christus, Jesus 232
 Churchill, Sir Winston 67
 Cicero 165
 Clemenceau, Georges 189
 Cohn, Wilhelm 83
 Comte, Auguste 53
 Comte, Colonel 76
 Corinth, Lovis 206
 Corti, Walter Robert 248
 Cournot, Antoine 59
 Cramsta, Herr von 211
 Curie, Pierre 204

 Däubler, Theodor 103
 Dahn, Felix 191, 265
 Dante Alighieri 26, 38, 42, 58, 77,
 108, 123, 126, 133 ff., 140, 143,
 147 ff., 154, 183, 191, 205, 278

- Dareios 32
 Daudet, Alphonse 212
 Delbrück, Hans 206 ff.
 Déroulède, Paul 189
 Descartes, René 134
 Dessoir, Max 148 ff.
 Dietzgen 200
 Domela, Harry 257
 Doorn 257
 Dostojewskij, Fjodor 10, 42, 179,
 230, 247, 249
 Drach 212 ff.
 Dreyfus, Alfred 102
 Dschingis Khan 255
 Dufresne 79, 90

 Ebert, Friedrich 200, 242
 Echnaton 149 ff.
 Eden, Anthony 120
 Edward, Prince of Wales 165
 Ehrhardt, Hermann 242
 Eichendorff, Joseph von 36, 99
 Einstein, Albert 56, 91, 127, 176,
 187, 204, 253 ff.
 Eloesser, Arthur 60
 Engel 195 ff.
 Engel, Dr. Fritz 104 ff., 201
 Engels, Friedrich 56, 69, 108, 138,
 155 166 174 177 ff., 187, 199,
 209, 221, 230 ff., 245 ff.
 Epaminondas 192 ff.
 Esterneaux, Geheimrat 212 ff.,
 217
 Eugen, Prinz 105
 Eulenburg, Philipp zu 164

 Fischer, Samuel 50 ff.
 Flake, Otto 258
 Flammarion, Camille 101
 Flaubert, Gustave 10
 Fliess, Wilhelm 53, 166
 Foerster, F.W. 68
 Fontane, Theodor 131
 Francois I. 188
 Freud, Sigmund 53, 99, 154, 166,
 174 ff., 180, 187, 253
 Friedländer, Prof. 25
 Friedländer, Samule (=Mynona)
 103 ff.

 Friedrich II., der Große 21, 193,
 210, 252
 Füllkrug, Pastor 78
 Fuhrmann, Ernst 258

 Galupp, George 154
 Galois, Evariste 26, 74
 Gauss, Carl Friedrich 160, 187
 Geheeb, Dr. Peter 44 ff.
 Geibel, Emanuel 25, 28 ff., 132
 Geiger, Prof. Dr. 206
 Gellenthin, Günther 209 ff.
 Gellenthin, Major 210
 Gerlach, Hellmut von 68 ff., 71
 Gobineau, Graf Joseph von 191
 Goebbels, Dr. Josef 257
 Göring, Hermann 265
 Goethe, Johann Wolfgang von 26,
 42, 138, 142, 151, 167, 183, 187,
 190 ff., 198, 245 ff.
 Gogol, Nikolai 173, 230, 247, 249,
 257
 Goldberg, Oskar 244
 Goltz, Frh. von der 62
 Goujon, Jean 20
 Grimm 51 ff.
 Grossmann, Stefan 61, 112 ff.
 Gutschmidt, Frh. 236

 Haas, Willy 278
 Haase, Hugo 217
 Habsburg, Rudolf von 76
 Haeckel, Ernst 276
 Hafis 40
 Hagenin, Prof. 110 ff.
 Hamilkar Barkas 191
 Hannibal 191 ff., 208, 252
 Harden, Maximilian 164
 Hauptmann, Gerhart 50 ff.
 Hausmann, Raoul 254
 Haydn, Joseph 187
 Hayn, Frau 205
 Hearst, Randolph 103
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
 70, 92, 187
 Heine, Heinrich 24, 198, 226
 Heinrich 233 ff.
 Henning, Fritz 59, 244, 249
 Herder, Johann Gottfried von 190

Heyse, Paul 28 ff.
 Hilbert, David 187
 Hiller, Kurt 68, 107
 Hiltbrunner, Hermann 132
 Hindenburg, Paul von 120
 Hirschfeld, Magnus 49, 166 ff.
 Hitler Adolf 106, 251 ff., 255, 257,
 260, 264, 270 ff.
 Hoche, Lazare 207
 Hölderlin 37, 132, 151, 187
 Hörbiger, Hanns 253 ff., 257
 Hoffmann, Arthur 122
 Hofmannsthal, Hugo von 7, 36 ff.,
 55, 64, 186, 229
 Holitscher, Arthur 49
 Holstein, Friedrich von 164, 210
 Homer 24
 Horaz 25, 39 ff., 132 ff., 145
 Hugo, Victor 39, 87, 150

 Ibsen, Henrik 50 ff.

 Jaehns, Major 208
 Jagow, von 19
 Jakob 43
 Jancke, Dr. Rudolf 106, 154 ff.,
 180
 Janowski 83
 Jean Paul 258
 Jesebel 30
 Jogiches, Leo 217
 Jonas, Prophet 179
 Jones, Ernest 92
 Judas Ischariot 232
 Jung, Franz 258, 260
 Jung, Claire 260 ff.

 Kagan 84 ff.
 Kaiser, Dr. Rudolf 56
 Kallmeyer-Turel, Margarethe 54,
 64, 184
 Kant, Immanuel 64, 215, 244
 Kapp, Wolfgang 242
 Karl XII. 252
 Kautsky, Karl 200
 Kepler, Johannes 134
 Kerenski, Alexander 214, 222
 Kerkau, Bruno 83, 87
 Keyserling, Graf 248, 258

 Klein, Felix 127, 187
 Klein, Friedrich 255
 Kleist, Heinrich von 31, 166
 Koch 140, 145, 196 ff.
 Körber, Dr. Heinrich 49, 154,
 180 ff., 215, 244
 König, René 231
 Körner, Theodor 214
 Kollwitz, Käthe 68
 Kornilow 214, 242
 Korsch, Karl 59, 250, 258, 263
 Kotow 95
 Krüger 214
 Kutusow, Michail 42, 242

 Lafontaine 59, 244, 249
 Lagarde, Paul de 186
 Lamartine, Alphonse de 25, 150
 Landauer, Gustav 233, 237
 Laplace, Pierre de 135
 LaRocheffoucauld 171
 Lasker, Emanuel 83 ff., 91 ff.
 Lassalle, Ferdinand 202, 211, 247
 Latham 138
 Lausch, Grete 182, 223
 Ledebour, Georg 216
 Lee, Robert E. 252
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 144,
 187
 Lenau, Nikolaus 29
 Lenin, Wladimir Iljitsch 103, 177,
 232
 Lenz, Max 206
 Leonhard, Rudolf 54 ff., 68
 Leopold von Belgien 165
 Lermontoff, Michail 202, 230, 247
 Leuthold, Heinrich 25, 28, 132
 Leviné, Eugen 217
 Lewitt 83
 Liebknecht, Karl 217, 219, 225
 Liebknecht, Wilhelm 200
 Liliencron, Detlev von 29
 Liszt, Franz 88
 Livius 82
 Loerke, Oskar 50, 258
 Löwenstern, Egon 24, 193
 Lohsée, Professor 25 ff.
 Lomnitz, Alfred 59, 244, 249 ff.
 Lopez, Francisco Solano 252

Ludendorff, Erich 111, 209, 222, 257
Ludwig XIII. 144
Ludwig XIV. 144, 252
Luther, Martin 103, 187
Luxemburg, Rosa 217, 219, 225
Lwow, Georgi Fürst 214

Mach, Ernst 135
Machiavelli, Niccolò 123, 230 ff.
MacMahon, Comte de, Marschall 188, 198
Maecenas, Gajus Cilnius 132
Majuth 36
Makart, Hans 181
Malaparte, Curzio 221
Mann, Heinrich 68, 197, 247
Mann, Thomas 247
Marceau, General 207
Marcus 49, 182
Marshall, Frank 83 ff.
Martini, von 237
Marx, Karl 53, 56 ff., 68, 77, 108, 138, 154 ff., 166, 170 ff., 177 ff., 187, 209, 221, 230 ff., 245 ff.
Marx, Rudolf 155
Masereel, Frans 218
Matthias, Leo 55
Maupassant, Guy de 171, 180, 249
May, Karl 21, 136
Meid, Hans 46 ff.
Meinecke, Friedrich 43, 206 ff.
Meng, Heinrich 55, 154
Mérimée, Prosper 249
Messalina 240
Meyer, Eduard 206, 229
Meyrink, Gustav 244
Michaelis 146
Michelangelo 29
Mieses 79, 83
Minkowski, Hermann 187
Mirabeau, Honoré de 214
Misch, Karl 207
Mörke, Eduard 132
Moeschlin, Felix 153
Mohammed 10, 243
Moltke, Helmuth von 189
Mommsen, Theodor 180, 192
Montaigne, Michel de 171

Morf, Heinrich 211 ff.
Morgan, John Pierpont 139, 231
Mozart, Wolfgang Amadeus 130, 187
Mühsam, Erich 233

Naef, Dr. Karl 153
Naidorf 95
Napoleon I., Bonaparte 10, 71, 74, 90, 141, 193, 207, 252, 259
Napoleon III. 186, 188
Nathusius, Frau von 68
Nehlsen 196
Nero 30
Nietzsche, Friedrich 7, 53, 64, 77, 91, 136 ff., 151, 170, 172, 177 ff., 187, 191, 230, 243
Nikolaus I. 230
Nikolaus II. 205
Nimzowitsch 83, 92
Nitzsche, Professor 135
Noske, Gustav 221, 225

Odysseus 29
Ovid 132
Oprecht, Emil 66
Otto 23

Papen, Franz von 264
Papius Cursor 82
Pareto, Vilfredo 59
Pascal, Blaise 134
Paulus 139
Pauly, von 211
Pawletzki, Hans 34 ff.
Perikles 270
Petöfi, Sandor 103
Petrus 232
Pfeiffer, Professor 135 ff., 213
Philipp II. 211
Pietsch 19 ff.
Pillbury 83
Planck, Max 273
Platen, August von 24 ff., 28
Plato 165, 232
Plutarch 24, 101, 158, 163 ff.
Poe, Edgar Allan 169
Poincaré, Henri 127
Poincaré, Raymond 119

Pons, Paul 163
 Proust, Marcel 54
 Prüssmann, Professor 135, 139 ff.,
 213
 Przepiorka 83
 Puget, Pierre 20
 Puschkin, Alexander 11, 42, 247

 Quer, Hans Heinz (Pseudonym
 Turel) 44
 Quintus Horatius Flaccus 132

 Rabelais, Francois 171
 Racine, Jean 30
 Rätsch, Erich, 59, 244, 249
 Ranke, Leopold von 72, 219
 Rebhuhn 23
 Regensberg, Ulrich von 76
 Reti, Richard 80 ff., 92 ff.
 Richter, Kurt 84
 Riemann, Bernhard 187
 Rilke, Rainer Maria 7, 37 ff., 55,
 64, 151, 186
 Rimbaud, Arthur 87, 150
 Robespierre, Maximilien de 199
 Rochat, Lucien 117, 119, 180
 Roethe, Gustav 43, 206
 Ronsard, Pierre de 25
 Roosevelt, Theodore 10
 Rosenfeld, Dr. 225, 229, 234
 Rousset 101
 Rowohlt, Ernst 60 ff.
 Ruchonnet 76
 Rückert, Friedrich 24, 28

 Sämisch 85
 Sängler, Professor 50
 Sallust 194
 Sappho 24, 166
 Saxe, Marschall 160
 Schacht, Hjalmar 25
 Schaffrath, Frau 266
 Schapeller 254 ff.
 Schenk, Reinhold 255
 Schenk, Richard 172
 Scherl, August 31, 158
 Scherret, Felix 261 ff.
 Schewe, von 83
 Schiller, Friedrich 7, 24, 28 ff., 37,
 138, 150 ff., 185, 187, 233, 245,
 250
 Schinnagel 59, 244
 Schirokauer, Alfred 104 ff.
 Schleicher, Kurt von 264
 Schlieffen, Alfred von 138, 208,
 210, 216
 Schmeidler, Dr. 63 ff., 250, 258
 Schmidt, Erich 51, 205
 Schmidt, Georg 34
 Schmidt, Karl 34
 Schmidt, Mathilde 16, 20, 33, 41,
 85, 172, 181, 241
 Schmidt, Professor 135
 Schmidt, Waldemar 34
 Schmitt, Carl 258
 Schnabelburg, Kunigunde von 76
 Schönberg, Arnold 187
 Schubert, Franz 187
 Schulze-Boysen, Harro 66, 253,
 258 ff., 263
 Schwarz, Felix 53
 Scott, Sir Walter 21, 159
 Seckel, Dr. 246
 Settegast, Professor 26
 Seydel, Pastor 88 ff.
 Shakespeare, William 17, 26, 123,
 133, 272
 Siber-Turel, Emma 76, 100,
 117 ff., 174, 180
 Siemens, Werner von 141
 Simons, Dr. 63, 250
 Sokrates 270, 278
 Sophokles 99
 Speiser, Andreas 38
 Spengler, Oswald 54
 Spielmann 83
 Spitzweg, Carl 23
 Stalin, Jossif Wissarionowitsch 42
 Stamma 81
 Stein, Charlotte von 167
 Steinitz, Wilhelm 78 ff., 87, 90
 Steinschneider, Adolf 56 ff.,
 217 ff., 244 ff., 250
 Stendhal 171
 Stinnes, Hugo 48
 Stöcker, Pastor 201
 Strachwitz 24
 Strauss, Richard 86

- Streicher, Julius 260
 Strindberg, August 51, 172, 179,
 246, 249
 Südekum 201

 Tacitus 145, 194
 Tallemant des Réaux 171
 Tarrasch, Siegbert 78 ff., 86 ff., 94
 Taube, Baron 129
 Teichmann 83, 90
 Tenner 85, 89 ff.
 Themistokles 164
 Theseus 30
 Thukydides 194
 Tirpitz, Alfred von 54, 258
 Tobler, Adolf 211
 Tolstoi, Leo 42, 230, 247, 249
 Truman, Harry Spencer 67, 222
 Tschigorin, Michail 83, 87, 92
 Turel, André-Jérémie 10, 12, 18,
 20, 22, 129, 159
 Turel-Schmidt, Franziska Théo-
 phile 8, 16, 41, 88, 105, 129,
 173 ff., 183 ff., 223
 Turel, Lili 16, 18, 52, 118, 129 ff.,
 144, 159, 182, 198, 223, 236,
 244 ff.
 Turel, Serge 16 ff., 22, 79, 118 ff.,
 129 ff., 137 ff., 144, 153, 159,
 209 ff., 221, 236

 Ullstein 51
 Unger, Erich 86 ff., 244

 Vauvenargues, Marquis de 171
 Vergil 148, 152
 Verlaine, Paul 150, 224
 Verne, Jules 21, 24, 64, 67, 130,
 136 ff.

 Victoria I. 20
 Villars, Marschall 105
 Villon, Francois 153
 Volkmer, Hedwig 24
 Voltaire 171

 Wagner 20
 Wagner, Richard 7, 187, 191
 Walder 51
 Wallace, Edgar 66
 Wallis, Hedwig 170
 Walras, Marie Esprit Leon 59
 Weber 49, 182
 Weber, Dr. 217
 Weininger, Otto 53, 179, 247
 Weiss 56 ff.
 Wells, Herbert George 64, 67, 257
 Werthauer, Justizrat 109, 225,
 233 ff.
 Weyerstrass 141 ff.
 Wiedermann 189
 Wilde, Oscar 85
 Wildenbruch, Ernst von 29
 Wilhelm I. 188 ff.
 Wilhelm II. 29, 54, 68, 164, 205
 Wirth, Joseph 243
 Wolf, Max 82
 Wolfskehl, Karl 155
 Wrangel, Ferdinand 240
 Wright, Orville und Wilbur 138

 Xenophon 194

 Zeck, Dr. 24, 196
 Ziegler, Leopold 51
 Zola, Emile 171, 180, 231
 Zollinger, Albin 132
 Zukertort, Johannes Hermann 90

**Bücher von Adrien Turel
in der Edition Moderne**

Reise einer Termiten zu den Menschen
Ein Reisebericht? Eine Utopie? Eine Satire?
Mit Bildern von Hugo Suter, 248 S., engl. Broschur

Die zwölf Monate des Dr. Stulter
Astronomisch angelegter Roman
196 S., gebunden

Shakespeare
Zur Einheit und Mannigfaltigkeit
der grossen Schöpfer.
Fragment um 1939, 112 S., gebunden

Von Altamira bis Bikini
Die Menschheit als System der Allmacht
Originalausgabe von 1947, 192 S., gebunden

Über Adrien Turel:
Hugo Eberhardt
Experiment Übermensch
Das literarische Werk Adrien Turels, 144 S., broschiert

In jeder Buchhandlung erhältlich!